Die Verlobten.

Eine

Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Aufgenommen und umgearbeitet

von

Alexander Manzoni.

Nebst einem Anhange:

Geschichte der Schandsäule,

und

einer literarhistorischen Einleitung über A. Manzoni

von

Ludwig Clarus.

Nach der sechsten Auflage aus dem Italienischen übersetzt.

Zweiter Band.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1859.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In Erwartung der Stunde, zur Feier des Gottesdienstes in die Kirche zu gehen, beschäftigte sich der Cardinal Federigo mit Studieren, wie er immer zu thun pflegte, wenn er Zeit erübrigen konnte; da trat der Hofcaplan mit verstörter Miene in's Zimmer.

„Ein seltsamer Besuch ist draußen, fürwahr ein sehr seltsamer Besuch, Euer Gnaden!"

„Wer ist es denn?" fragte der Cardinal.

„Niemand anderer, als der Herr . . . ." erwiderte der Hofcaplan, und Silbe für Silbe nannte er den Namen, den wir unsern Lesern nicht aufschreiben dürfen. Dann setzte er bei: „draußen steht er in Person und verlangt nicht mehr, noch weniger, als bei Euer Gnaden vorgelassen zu werden."

„Dieser Mann!" sagte der Cardinal mit belebter Miene, indem er das Buch zumachte und vom Sitze aufstand: „Er soll sogleich herein kommen!"

„Aber . . . ." versetzte der Caplan, ohne von der Stelle zu gehen, „Euer Gnaden müssen wissen, wer der Mann ist. Es ist jener verbannte, berüchtigte . . . ."

„Ist es denn nicht ein Glück für einen Bischof, daß einen solchen Menschen die Lust anwandelt, ihn zu besuchen?"

„Aber . . . ." beharrte der Caplan, „wir können niemals von gewissen Dingen reden, weil Euer Gnaden immer sagen, es seien Kleinigkeiten; wenn jedoch der Fall eintritt, so scheint es mir Pflicht zu sein . . . . Der Eifer macht Feinde, Euer Gnaden, und wir wissen bestimmt, daß mehr als ein Gottloser gewagt hat, sich zu rühmen, daß über kurz oder lang . . . ."

„Und was haben sie denn gethan?" unterbrach ihn der Cardinal.

„Ich sage, daß dieser Mann ein Erzverbrecher, ein rasender Mensch ist, der mit den tollsten und wüthendsten Burschen in Verbindung steht und daß er gesendet sein kann . . . ."

„Oh, was ist denn das für eine Mannszucht," unterbrach ihn Federigo noch einmal lächelnd, „daß die Soldaten den Anführer bereden sich zu fürchten?" Hierauf wurde er plötzlich ernst und nachdenklich und fuhr fort: „Der heilige Karl wäre nicht in den Fall gekommen, sich darüber zu streiten, ob er einen solchen Mann empfangen solle, er hätte ihn aufgesucht. Laßt ihn sogleich hereintreten, er hat schon zu lange gewartet."

Der Caplan ging hinaus und sagte bei sich: — es hilft alles nichts, alle diese Heiligen sind hartköpfig. —

Nachdem er die Thür geöffnet hatte und wieder in's Zimmer getreten war, wo sich der Herr und die Gesellschaft befand, sah er wie diese auf einer Seite zusammengedrängt, sich in die Ohren zischelten und verstohlen nach jenem hinsahen, der verlassen in einer Ecke

stand. Er ging auf ihn zu und indem er, so gut er konnte, heimliche Blicke auf ihn warf, dachte er bei sich, was wohl für ein verteufeltes Waffenmagazin unter seiner Jacke verborgen sein möge und daß er, bevor er ihn einführe, ihm wenigstens vorschlagen sollte . . . . aber er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Er näherte sich ihm und sagte: „Monsignor erwartet Eure Gnaden, beliebet mit mir zu kommen.“ Er ging ihm voran durch jenen zusammengedrängten Haufen, der ihm sogleich Platz machte, warf Blicke nach links und nach rechts, welche sagen wollten: was wollt ihr? Wißt ihr denn nicht, ihr geistlichen Herren, daß es immer nach seinem Kopfe gehen muß?

Kaum war der Ungenannte in's Zimmer getreten, so ging ihm Federigo wie einer herbeigesehnten Person mit heiterer Miene und offenen Armen eilig entgegen, und gab dem Caplan einen Wink schleunigst abzutreten; dieser gehorchte.

Die beiden zurückgebliebenen standen einander eine Weile sprachlos und unschlüssig gegenüber. Der Ungenannte, der eher durch einen unerklärlichen Drang gezogen, als durch eine bestimmte Absicht geleitet worden war, stand da wie hingebannt, von zwei entgegengesetzten Leidenschaften bedrängt, von jener Sehnsucht und jener dunkeln Hoffnung, für seine innere Qual Linderung zu finden, andererseits von einem Grimme, einer Scham, wie ein Büßender, ein Unterworfener, ein Elender herzukommen, um seine Schuld zu bekennen und einen Menschen anzuflehen, und er fand die Worte ebenso wenig, als er sie suchte. Indem er gleichwohl jenem Manne in's Gesicht sah, fühlte er sich von einem ebenso gebieterischen

als wohlthuenden Gefühl von Ehrfurcht durchdrungen, das in dem Maaße seinen Widerwillen minderte, als es sein Zutrauen mehrte, und ohne den Stolz von seiner Stirne zu verscheuchen, ihn niederbeugte und ihm so zu sagen Stillschweigen auferlegte.

Federigo's Persönlichkeit war in der That eine von jenen, die eine Ueberlegenheit verkünden und dabei Liebe einflößen. Seine Haltung war ruhig, beinahe unwillkürlich ehrfurchtgebietend, von den Jahren nicht gebeugt, noch gebrochen, das Auge ernst und lebhaft, die Stirne heiter und nachdenkend; unter seinen grauen Haaren, seiner Blässe, den Zeichen der Abtödtung, der Betrachtung, der Arbeit war eine Art von jungfräulicher Blüthe wahrzunehmen; alle Gesichtszüge zeigten an, daß er in jüngern Jahren ein bildschöner Mann gewesen sein müsse; die Gewohnheit ernsten, wohlwollenden Nachdenkens, der innere Friede eines langen Lebens, die Menschenliebe, die ungetrübte Freude einer unaussprechlichen Hoffnung hatten ihn nun zu einem bildschönen Greise gemacht, dessen Schönheit von der prächtigen Einfachheit des Purpurs noch mehr hervorgehoben wurde.

Auch er richtete eine Weile seinen durchdringenden Blick unverwandt auf das Gesicht des Ungenannten, jenen Blick, der seit lange her geübt war die Gedanken aus den Mienen zu erkennen, und da er in jenem düstern, verstörten Gesichte etwas zu entdecken glaubte, was mit der bei der ersten Ankündigung seines Besuchs in ihm erwachten Hoffnung übereinstimmte, so rief er lebhaft aus: „Oh! welch' kostbarer Besuch, wie vielen Dank bin ich Euch schuldig für einen solchen Entschluß, obgleich ein Vorwurf gegen mich darin liegt!"

„Ein Vorwurf!" rief der Ungenannte verwundert aus, aber von diesen Worten, von diesem Benehmen gerührt und zufrieden, daß der Cardinal das Eis gebrochen und den Weg zu einer Unterredung angebahnt habe.

„Gewiß ist es ein Vorwurf für mich," versetzte dieser, „gestattet zu haben, daß Ihr mir zuvorkommt, da es schon längst meine Pflicht gewesen wäre, zu Euch zu kommen."

„Ihr zu mir? Wißt Ihr wer ich bin? Hat man Euch meinen Namen auch richtig angegeben?"

„Glaubt Ihr wohl, ich würde dieses Trostes, den ich empfinde und der sich Euch gewiß in meinem Aeußern kund gibt, bei der Anmeldung, beim Anblick eines Unbekannten mich erfreuen?" „Ihr seid es, der ihn mir verschafft habt; Ihr, sage ich, den ich hätte aufsuchen sollen; Ihr, den ich so sehr geliebt und beweint, für den ich so viel gebetet habe; Ihr von meinen Kindern, die ich alle von Herzen liebe, dasjenige, das ich aufzunehmen und zu umarmen am meisten gewünscht hätte, wenn ich hätte glauben können es hoffen zu dürfen. Aber Gott allein kann Wunder thun und ergänzet die Schwäche und die Trägheit seiner armen Diener."

Der Ungenannte war erstaunt über diese liebeglühende Ansprache, über diese Worte, die dem, was er noch nicht ausgesprochen hatte und was er auszusprechen nicht entschlossen war, so genau entsprach, und gerührt, aber betäubt stand er da und konnte keine Worte finden.

„Wie?" fuhr Federigo noch liebreicher fort, „Ihr habt mir eine gute Botschaft mitzutheilen und laßt mich so lange darnach schmachten?"

„Eine gute Botschaft, ich? Ich trage die Hölle im

Herzen und sollte Euch eine gute Botschaft überbringen? Sagt an, wenn Ihr könnt, welches ist denn die gute Botschaft, die Ihr von einem meines Gleichen erwartet?"

„Daß Gott Euer Herz gerührt hat und Euch sich zu eigen machen will," antwortete der Cardinal sanft.

„Gott! Gott! Gott! Wenn ich ihn sähe! Wenn ich ihn fühlte! Wo ist dieser Gott?"

„Ihr fraget mich? Ihr? Wem ist er wohl näher, als Euch. Fühlt Ihr ihn nicht in Eurem Herzen, wie er Euch drückt, Euch drängt, Euch keine Ruhe läßt und zugleich Euch an sich zieht, Euch den Vorgeschmack einer Hoffnung auf Ruhe, Trost, auf eine Freude kosten läßt, welche vollkommen, unermeßlich ist, so bald Ihr ihn erkennet, ihn bekennet und ihn anflehet?"

„Oh gewiß! Ich habe etwas da drinn, was mich drückt, was mich quält! Aber Gott! wenn es Gott ist, wenn es jener Gott ist, von dem man erzählt, was kann er denn mit mir machen?"

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck der Verzweiflung ausgesprochen; aber Federigo antwortete im feierlichen Tone ruhiger Begeisterung: „Was er mit Euch machen soll? was er mit Euch machen will? Ein Zeichen seiner Macht und seiner Güte; er will sich durch Euch verherrlichen, wie er es durch keinen andern könnte. Mag die Welt seit so lange gegen Euch schreien, mögen auch tausende und tausende Euren Werken fluchen . . ." (Der Ungenannte fuhr zusammen und war einen Augenblick ganz erstaunt, als er eine so ungewöhnte Sprache vernahm, noch mehr aber, daß er darüber keinen Unwillen, vielmehr eine Tröstung empfand.) „Welcher Ruhm," fuhr Federigo fort, „kann Gott dadurch erwachsen? Es

sind Stimmen des Schreckens, Stimmen des Eigennutzes, vielleicht auch der Gerechtigkeit, aber einer so leichten, natürlichen Gerechtigkeit! einige vielleicht sind auch Stimmen des Neides über diese Eure unglückselige Macht, über diese Eure bis jetzt so beweinenswerthe Sündenzuversicht. Aber wenn Ihr selbst Euch erhebet, um Euern Lebenswandel, Euch selbst zu verdammen, dann, ja dann wird Gott verherrlichet! Und Ihr fragt, was Gott mit Euch machen könne? Wer bin ich armseliger Mensch, daß ich sagen könnte, welchen Nutzen ein solcher Herr von nun an aus Euch erlangen könne? Was er aus diesem ungestümen Willen, aus dieser unerschütterlichen Standhaftigkeit machen könne, wenn er dieselben mit Liebe, Hoffnung, Reue beseelt und entflammt haben wird? Wer seid Ihr, armer Mensch, der Ihr denket, Ihr hättet aus Euch größere Dinge im Bösen aussinnen und ausführen können, als Gott im Guten Euch wollen und vollbringen lassen kann? Was kann Gott mit Euch machen? Euch zu verzeihen? Euch selig zu machen? in Euch das Werk der Erlösung zu vollbringen? Sind das nicht Dinge, herrlich und seiner würdig? Oh! bedenket, wenn ich armseliger und dabei doch so dünkelvoller Mensch, der ich bin, mich jetzt so sehr um Euer Seelenheil kümmere, daß ich für dasselbe mit Freuden (Er ist mein Zeuge) die wenigen Tage hingäbe, die mir noch vergönnt wären; oh! so bedenket doch, wie unendlich groß die Liebe desjenigen sein muß, der mir diese so unvollkommene und doch so heiße Liebe eingoß; bedenket, wie derjenige Euch liebe, nach Euch verlange, der mir eine Liebe zu Euch befiehlt und einflößt, die mich verzehrt."

Als diese Worte von seinen Lippen floßen, bestätigte

die Miene, der Blick, jede Bewegung ihre Wahrheit. Das Gesicht des Zuhörers, das verzerrt und entstellt war, nahm bald den Ausdruck staunender Aufmerksamkeit an, dann zeigte es eine tiefe, weniger angstvolle Rührung; seine Augen, die von Kindheit an die Thränen nicht mehr kannten, schwollen an; als die Worte zu Ende waren, bedeckte er das Gesicht mit den Händen und brach in heftiges Weinen aus, was die letzte und deutlichste Antwort war.

„Großer und guter Gott!" rief Federigo, indem er Augen und Hände gen Himmel erhob, „was habe ich unnützer Knecht, ich saumseliger Hirte gethan, daß du mich zu diesem Gnadenmale berufen, daß du mich gewürdiget hast, Zeuge eines so freudenreichen Wunders zu sein!" bei diesen Worten streckte er seine Hand aus, um jene des Ungenannten zu ergreifen.

„Nein," rief dieser, „nein, bleibt fern von mir, besudelt nicht die unschuldige, wohlthätige Hand. Ihr wisset noch nicht alles, was diese da verübt hat, vie Ihr drücken wollt."

„Laßt es geschehen," sagte Federigo, indem er sie mit liebreichem Ungestüm faßte, „erlaubt, daß ich sie drücke, diese Hand, die so viel Unrecht gut machen, so viele Wohlthaten spenden, so viele Betrübte trösten, gegen so viele Feinde waffenlos, friedlich, demüthig sich ausstrecken soll."

„Das ist zu viel!" sagte der Ungenannte schluchzend. „Laßt mich, Monsignor, guter Federigo, laßt mich. Eine große Schaar Volkes erwartet Euch; so viele gute, so viele unschuldige Seelen, so viele, die aus weiter

Ferne hergekommen sind, um einmal Euch zu sehen, Euch zu hören; und Ihr verweilet . . . . bei wem!"

„Lassen wir die neunundneunzig Schafe," antwortete der Cardinal, „sie sind auf dem Berge in Sicherheit; ich will jetzt bei dem verirrten bleiben. Jene Seelen sind vielleicht jetzt viel glücklicher, als wenn sie diesen armen Bischof sähen. Vielleicht gießet Gott, der an Euch ein Wunder der Barmherzigkeit gewirkt hat, eine Freude über sie aus, deren Ursache sie noch nicht kennen. Jenes Volk ist vielleicht mit uns vereiniget, ohne es zu wissen. Vielleicht gießt der Geist in ihre Herzen einen unbestimmten Liebeseifer, ein Gebet, das er für Euch erhört, eine Danksagung, deren noch unbekannter Gegenstand Ihr seid." Indem er dies sagte, legte er die Arme um den Hals des Ungenannten, der, nachdem er ihm sich zu entziehen versucht und einen Augenblick widerstanden hatte, von einem solchen Liebesungestüm besiegt, den Cardinal gleichfalls umarmte und sein zitterndes umgewandeltes Angesicht auf dessen Schultern ruhen ließ. Seine heißen Thränen floßen auf Federigo's unbefleckten Purpur, und die schuldlosen Hände Federigos drückten zärtlich die Glieder und die Jacke, die nur gewohnt waren, die Waffen des Verraths und der Gewalt zu tragen.

Indem der Ungenannte sich aus der Umarmung losmachte, bedeckte er nochmals seine Augen mit der Hand, erhob sein Gesicht und rief aus: „Gott ist wahrhaft groß! Gott ist wahrhaft gut. Jetzt erkenne ich mich, ich sehe ein, wer ich bin; meine Unthaten stehen vor mir, ich schaudere vor mir selbst; und doch . . . .! Und dennoch fühle ich einen Trost, eine Freude, ja

eine Freude, die ich im Laufe meines ganzen schrecklichen Lebens nicht gefühlt habe."

„Es ist ein Vorgeschmack," sagte Federigo, „den Gott Euch zu kosten gibt, um Euch zu seinem Dienst einzuweihen, um Euch aufzumuntern, mit Entschlossenheit auf der neuen Bahn voranzuschreiten, auf welcher Ihr so viel ungeschehen, so viel gut zu machen, so viel zu beweinen habt."

„Ich Unglücklicher!" rief der Herr aus, „wie viele, viele .... Dinge gibt es, die ich nur beweinen kann! Doch habe ich Unternehmungen, die kaum begonnen sind, die ich, wenn nicht anders, wenigstens in der Mitte abbrechen, die ich ungeschehen, gut machen kann."

Federigo hörte aufmerksam zu, und der Ungenannte erzählte in Kürze, aber mit stärkern Ausdrücken der Verwünschung, als wir gebraucht haben, die Lucia zugefügte Gewaltthat, den Schrecken, die Leiden der Unglücklichen, und wie sie gefleht habe, und die angstvolle Stimmung, in welche ihn dies Flehen versetzt habe, und daß sie noch in der Veste sei ....

„Ach, laßt uns doch keine Zeit verlieren," rief Federigo voll Angst und Bekümmerniß aus. „Wohl Euch! Dieses ist ein Unterpfand der von Gott Euch ertheilten Verzeihung, daß Ihr das Werkzeug werden konntet zur Rettung derjenigen, die Ihr verderben wolltet. Gott segne Euch! Gott hat Euch gesegnet! Kennet Ihr die Heimath dieser unserer armen Entführten?"

Der Herr nannte Lucia's Dorf.

„Es ist nicht weit von hier," sagte der Cardinal;

Gott sei gelobt, und wahrscheinlich . . . .“ Bei diesen Worten ging er an einen Tisch und klingelte. Gleich darauf trat der Hofcaplan ganz ängstlich herein und das erste, was er that, war, den Ungenannten anzusehen; da er wahrnahm, wie seine Miene umgewandelt, wie seine Augen vom Weinen geröthet seien, schaute er auf den Cardinal, und da er seine unveränderliche Ruhe bemerkte und in seinem Gesichte eine ernste Zufriedenheit und ein beinahe ungeduldiges Verlangen las, war er nahe daran, mit offenem Munde wie verzückt stehen zu bleiben, wenn der Cardinal ihn nicht alsbald aus seiner Betrachtung erweckt hätte, indem er ihn fragte, ob unter den versammelten Pfarrherren sich nicht der Pfarrer von *** befinde.

„Er ist hier, gnädiger Herr,“ antwortete der Capellan.

„Laßt ihn sogleich herein kommen und mit ihm den Ortspfarrer.“

Der Capellan trat ab und ging in das Zimmer, wo jene Priester versammelt waren. Mit noch immer offenem Munde, mit dem Ausdruck der Verzückung im Gesicht erhob er die Hände, fuhr damit in der Luft herum und sagte: „Meine Herren, meine Herren! haec mutatio dexterae ecclesiae.“ Nun blieb er einen Augenblick stehen, ohne etwas Weiteres zu sagen. Dann nahm er seinen Amtston wieder an und sagte: „Seine Gnaden verlangen den Herrn Ortspfarrer und den Herrn Pfarrer von ***.“

Der erstgenannte kam sogleich herbei und zu gleicher Zeit erscholl mitten aus dem Haufen ein gedehntes „ich?“ mit einer verwundernden Betonung.

„Seid Ihr nicht der Herr Pfarrer von ***?"

„Ja wohl; aber . . . ."

„Seine Gnaden verlangen nach Euch."

„Nach mir?" sagte nochmals die nämliche Stimme, die mit diesem einsilbigen Wort deutlich zu verstehen gab: wie komme ich dazu? Aber diesmal trat zugleich mit der Stimme der Mann Don Abbondio in Person mit mächtigen Schritten und halb erstaunter, halb verdrießlicher Miene vor. Der Capellan gab ihm einen Wink mit der Hand, der sagen sollte: Hieher, laßt uns gehen; braucht's so viele Umstände? Er schritt den beiden Pfarrern voraus, ging an die Thür, öffnete und führte sie hinein.

Der Cardinal ließ die Hand des Ungenannten los, mit dem er derweil verabredet hatte, was zu thun sei; er trat ein wenig zurück und winkte den Ortspfarrer zu sich heran. Er setzte ihm in Kürze auseinander, um was es sich handle, und fragte, ob er nicht sogleich ein braves Weib auffinden könne, die in einer Sänfte in die Veste zu gehen bereit wäre, um Lucia abzuholen; ein Weib von Kopf und Herz, um sich bei einer so neuen Sendung gut zu benehmen, die im Stande wäre, die geeignetsten Geberden anzunehmen, die passendsten Worte zu finden, um jene Arme zu ermuthigen und zu beruhigen, deren Gemüth nach so vielen Aengsten und Störungen die Befreiung selbst mit neuer Verwirrung erfüllen könnte. Nachdem der Pfarrer eine Weile nachgedacht hatte, sagte er, er wisse eine entsprechende Person, und verließ das Zimmer. Nun rief der Cardinal mit einem andern Winke den Capellan, dem er befahl, sogleich die Sänfte und die Sänftenträger zu bestellen

und zwei Maulthiere satteln zu lassen. Nachdem auch der Capellan abgetreten war, wendete er sich an Don Abbondio.

Dieser, der sich bereits in seine Nähe gemacht hatte, um von dem andern Herrn abzukommen und der inzwischen bald den einen, bald den andern von oben bis unten betrachtet hatte, dachte bei sich darüber nach, was wohl alle diese Dinge bedeuten sollten, trat näher, machte eine Verbeugung und sagte: „Man hat mir bedeutet, Euer Hochwürden und Gnaden verlangten nach mir, aber ich glaube, es wird wohl ein Irrthum sein."

„Es ist kein Irrthum," antwortete Federigo; „ich habe Euch eine gute Nachricht und einen tröstlichen, angenehmen Auftrag zu geben. Eines Eurer Pfarrkinder, das Ihr wohl als verloren beweint haben werdet, Lucia Mondella, ist wieder gefunden und hier in der Nähe, im Hause dieses meines lieben Freundes hier, und Ihr sollt nun mit ihm und mit einer Frau, die der hiesige Herr Pfarrer sogleich herführen wird, hingehen, um sie abzuholen und hieher zu begleiten."

Don Abbondio that alles Mögliche, um den Verdruß oder vielmehr die Angst und Bitterkeit zu verbergen, welche ein solcher Antrag oder Befehl ihm verursachte. Da es aber nicht mehr Zeit war, Anstände zu erheben und Ausflüchte vorzubringen, die schon in seinem Gesichte geschrieben standen, so behielt er sie für sich, indem er zum Zeichen des Gehorsams seinen Kopf tief beugte. Und er erhob ihn nur, um dem Ungenannten einen tiefen Bückling zu machen, wobei er ihn mit einem mitleiderregenden Blicke ansah, der besagte: Ich bin in

Euern Händen, erbarmt Euch meiner: parcere subjectis.

Der Cardinal fragte ihn hierauf, ob Lucia Verwandte habe.

„Von nähern Anverwandten hat sie nur noch die Mutter," antwortete Don Abbondio.

„Und diese wohnt im Dorfe?"

„Ja, Monsignore."

„Dieweil das arme Mädchen," fuhr Federigo fort, „nicht so bald nach Hause wird gebracht werden können, wird es ihr ein großer Trost sein, sogleich ihre Mutter anzutreffen; wenn daher der Herr Ortspfarrer nicht zurückkehrt, bis ich in die Kirche gehe, so thut mir den Gefallen, ihm zu sagen, er solle ein Fuhrwerk oder ein Saumroß bestellen, und einen verständigen Mann damit absenden, um die Mutter abzuholen und hieher zu geleiten."

„Wie wär's, wenn ich ginge?" fragte Don Abbondio.

„Nein, nein, Ihr nicht; ich habe Euch ja bereits um etwas anderes gebeten," versetzte der Cardinal.

„Ich meinte eben," antwortete Don Abbondio, „ich könnte die arme Mutter vorbereiten. Sie ist eine sehr reizbare Frau, und es müßte Jemand sein, der sie kennt und sie zu behandeln weiß, um ihr nicht Böses statt Gutes zu thun."

„Eben deßhalb ersuche ich Euch, dem Herrn Pfarrer zu sagen, er solle einen geeigneten Mann hiezu auswählen. Ihr seid anderswo nöthiger," sagte der Cardinal. Er hatte eigentlich sagen wollen: dem armen Mädchen ist es nöthiger, nach so vielen Stunden der

Betrübniß und in einer so fürchterlichen Ungewißheit über ihre Zukunft sogleich ein bekanntes Gesicht, eine vertraute Person im Schlosse um sich zu sehen. Aber für jetzt war es nicht rathsam, dies so deutlich in Gegenwart jenes Dritten auszusprechen. Es kam dem Cardinal auffallend vor, daß Don Abbondio ihm dies nicht im Gesichte angesehen habe, ja, daß er nicht von selbst darauf verfallen sei, und dessen Vorschlag und Beharren schien ihm so sehr am unrechten Orte, daß er auf den Gedanken kam, es müsse etwas dahinter stecken. Er sah ihm in's Gesicht und las darin leicht die Furcht, mit diesem furchtbaren Manne zu reisen, und mit ihm, wenn auch nur für wenige Augenblicke, in sein Schloß zu gehen. Er wünschte darum den feigen Argwohn gänzlich zu verbannen, und da er es für unstatthaft hielt, den Pfarrer auf die Seite zu nehmen und im Geheimen mit ihm zu reden, während sein neuer Freund als Dritter gegenwärtig sei, so dachte er, es sei wohl das beste Mittel, das zu thun, was er auch ohne diesen Beweggrund gethan hätte, nämlich mit dem Ungenannten selbst zu reden; aus seinen Antworten würde dann Don Abbondio wohl abnehmen können, daß jener nicht mehr der Mann sei, den man zu fürchten hätte. Er näherte sich daher dem Ungenannten und mit jener Miene ungezwungener Vertraulichkeit, die sich bei einer neuen feurigen Zuneigung ebenso wie bei einer alten Freundschaft kundgibt, sagte er ihm: „Glaubet nicht, daß ich mit dem heutigen Besuche mich begnüge. Ihr kömmt wieder, nicht wahr? In Gesellschaft dieses frommen Priesters?"

„Ob ich wieder kommen werde?" antwortete der

Ungenannte: „wenn Ihr mich zurückwieset, würde ich beharrlich an Eurer Thür stehen bleiben, wie ein Bettler. Ich muß mit Euch sprechen, muß Euch wieder sehen! Ich bedarf Euer.“

Federigo ergriff seine Hand, drückte sie und sagte: „Dann erweiset uns die Ehre, heute Mittag bei Tische unser Gast zu sein; ich erwarte Euch. Indessen gehe ich um für Euch zu beten und mit dem Volke ein schuldiges Opfer des Dankes darzubringen. Ihr aber erndtet die ersten Früchte der Barmherzigkeit.“

Don Abbondio stand bei diesen Kundgebungen wie ein furchtsamer Knabe da, der sieht, wie Einer seinen großen zotteligen Bullenbeißer mit den rothen Augen und dem garstigen Namen, der nur an Beißen und Hetzen erinnert, zutraulich streichelt und schmeichelt, und den Herrn sagen hört, sein Hund sei ein gutes Thier und ganz friedsam; er schaut auf den Herrn, und gibt ihm nicht Recht und nicht Unrecht; er schaut auf den Hund und getraut sich nicht, sich ihm zu nähern, aus Furcht, das friedsame Thier möchte ihm die Zähne weisen, sei es auch nur um ihn zu liebkosen; er getraut sich nicht, fortzugehen, um seine Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, und sagt in seinem Herzen: „o daß ich doch zu Hause wäre!“

Dem Cardinal, der im Begriffe stand, fortzugehen und den Ungenannten noch immer an der Hand hielt und mit sich führte, fiel der arme Mann wieder in's Auge, der verdrossen und gekränkt zurückgeblieben war, und ein saures Gesicht machte, ohne es zu wollen. Da er meinte, er möchte sich, besonders im Vergleich mit einem so gut aufgenommenen, so geliebkosten Misse-

thäter, für zurückgesetzt und vernachlässigt halten, so wendete er sich im Fortgehen nach ihm um, blieb einen Augenblick stehen und sagte ihm mit freundlichem Lächeln: „Herr Pfarrer, Ihr seid immer mit mir im Hause unseres guten Vaters; aber dieser .... dieser perierat et inventus est."

„Oh, wie sehr freut es mich!" sagte Don Abbondio und machte gegen Beide eine tiefe Verbeugung.

Der Erzbischof ging voran, drückte auf die Thür, die sogleich von zwei außen links und rechts an den Thürpfosten aufgepflanzten Bedienten sperrangelweit aufgerissen wurde, und das merkwürdige Paar zeigte sich den neugierigen Blicken der im Zimmer versammelten Geistlichkeit. Man sah zwei Gesichter, auf welchen eine zwar verschiedene, aber gleich tiefe Bewegung ausgeprägt war: eine dankbare Zärtlichkeit, eine demüthige Freude auf dem ehrwürdigen Antlitze Federigo's; auf jenem des Ungenannten eine von Freude gemilderte Verwirrung, eine neue Scham, eine Zerknirschung, aus welcher jedoch noch immer die Energie dieser verwilderten reizbaren Natur durchleuchtete. Und mehr als einem der Zuschauer kam der Spruch des Jesaias in den Sinn: der Wolf und das Lamm werden mit einander auf die Waide gehen; der Löwe und das Rind werden mit einander Gras fressen.

Als sie mitten im Zimmer standen, trat von der entgegengesetzten Seite her der Kammerdiener des Cardinals ein und näherte sich diesem, um ihm zu sagen, daß er die vom Hofcaplan ihm überbrachten Befehle vollzogen habe; die Sänfte und die beiden Maulthiere seien bereit und man erwarte nur noch die Frau, welche

der Herr Pfarrer herbeihole. Der Cardinal sagte ihm, sobald dieser angekommen wäre, solle er mit Don Abbondio sich ins Vernehmen setzen, und alles solle nach den Anordnungen des letztern, und jenen des Ungenannten vor sich gehen; diesem drückte er wiederholt die Hand, um Abschied zu nehmen, indem er sagte: „Ich erwarte Euch." Er wendete sich hierauf gegen Don Abbondio, grüßte ihn ebenfalls und entfernte sich nach der Seite hin, welche in die Kirche führte. Die Geistlichkeit folgte ihm in Procession und das Volk drängte sich nach; die beiden Reisegefährten aber blieben allein im Vorsaale zurück.

Der Ungenannte stand in sich versunken, nachdenkend da, und harrte mit Ungeduld des Augenblicks, da er seine Lucia aus ihrer Angst und ihrem Gefängniß befreien könnte: Lucia, die jetzt in einem so ganz verschiedenen Sinne, als am vorigen Tage die seinige war; und sein Gesicht drückte eine innere Aufregung aus, die dem argwöhnischen Auge Don Abbondio's leicht als etwas schlimmeres erscheinen konnte. Er sah ihn verstohlen an, hätte gerne ein freundschaftliches Gespräch angeknüpft; aber — was soll ich denn sagen? — dachte er: — ich kann ihm noch einmal sagen: es freut mich herzlich; aber was freut mich denn herzlich? daß ihr, der bisher ein Teufel war, euch nunmehr entschlossen habt, ein ehrlicher Mann zu werden, wie andere Leute? Ein schönes Compliment das! Ei, ei! wie ich's auch drehen und wenden mag, meine Glückwünsche würden doch nichts anderes sagen als das. Und ob's auch wahr ist, daß er ein ehrlicher Mann geworden: so auf einmal! Solcher Komödien spielt man gar viele in der Welt und

aus so vielerlei Ursachen! Was weiß ich, zuweilen? Und inzwischen soll ich mit ihm gehen? In jene Veste! Oh das ist eine schöne Geschichte! eine schöne Geschichte! Wer mir das diesen Morgen gesagt hätte! Ach, wenn ich diesmal mit heiler Haut davonkomme, dann soll die Jungfer Perpetua es mir büßen, daß sie mich aus meinem Pfarrhause so zu sagen mit Gewalt hiehergetrieben hat, da doch keine Nothwendigkeit dazu vorlag; und daß alle Pfarrherren, auch aus weiter Ferne herkämen: und daß man nicht zurückbleiben dürfe, und dies und jenes! mich in einen derartigen Handel zu verwickeln! O ich Armer! und doch werde ich ihm etwas sagen müssen. — Und er denkt hin und her, da fällt ihm ein, was er ihm sagen könne: ich habe nicht erwartet, daß ich so glücklich sein würde, eine so verehrte Gesellschaft anzutreffen; und eben wollte er den Mund öffnen, da trat der Kammerdiener mit dem Ortspfarrer herein; dieser meldete, daß die Frau bereits in der Sänfte sitze; dann wendete er sich an Don Abbondio, um von ihm den weitern Auftrag des Cardinals zu vernehmen. Don Abbondio entledigte sich desselben, so gut es ihm in seiner Verwirrung möglich war; dann näherte er sich dem Kammerdiener und sagte ihm: „gebt mir doch wenigstens ein ruhiges Thier, denn ich bin wahrlich ein schlechter Reiter."

„Bedenket," versetzte der Kammerdiener mit einem spöttischen Lächeln: „es ist das Maulthier des Hofcaplans, der ein Gelehrter ist."

„Schon gut . . . ." entgegnete Don Abbondio und dachte: — Gott sei mir gnädig. —

Der Herr hatte sich bei der ersten Nachricht sogleich

auf den Weg gemacht; als er an die Thür kam, bemerkte er Don Abbondio, der zurückgeblieben war. Er blieb stehen, um ihn zu erwarten; und als er eilfertig herbei kam und sich entschuldigen zu wollen schien, so verbeugte sich jener und ließ ihn mit einer höflichen, demüthigen Geberde vorangehen; was die Unlust des armen Bedrängten ein wenig beschwichtigte. Aber kaum hatte er das Höfchen betreten, so sah er einen andern Auftritt, der ihm den geringen Trost wieder vergällte; er sah, wie der Ungenannte nach einer Ecke ging, mit der einen Hand seine Büchse am Laufe faßte, und sie dann mittelst einer flinken Bewegung, als wenn er exercirte, mit dem Riemen quer über die Schulter warf.

Ach, ich Unglücklicher! — dachte Don Abbondio — Was will der Mann denn mit der Waffe? Das ist ein schöner Bußgürtel, eine schöne Geisel das, für einen Bekehrten! Wenn ihm nun eine Grille in den Kopf steigt? Ach! die verwünschte Sendung! —

Wenn der Herr nur hätte ahnen können, welcherlei Gedanken seinem Reisegefährten durch den Kopf gingen, weiß man nicht, was er gethan hätte, um ihn zu ermuthigen; aber er war tausend Meilen von einem solchen Verdachte entfernt; denn Don Abbondio nahm sich wohl in Acht, ja keine Geberde zu machen, die deutlich zu erkennen gegeben hätte: ich traue Euer Gnaden nicht. Als sie an der Straßenmündung ankamen, trafen sie die beiden Reitthiere in Bereitschaft. Der Ungenannte bestieg jenes, das ihm von einem Reitknecht vorgeführt wurde.

„Ist es nicht bösartig?" sagte Don Abbondio zum

Kammerdiener, indem er den Fuß, den er bereits zum Steigbügel erhoben hatte, wieder auf den Boden setzte.

„Steigt nur herzhaft auf; es ist lammfromm."

Don Abbondio versuchte mit Beihilfe des Kammerdieners auf das Maulthier zu klettern. Auf, auf, auf, nun ist er im Sattel.

Die Sänfte, die einige Schritte voraus war und von zwei Maulthieren getragen wurde, setzte sich auf einen Ruf des Sänftenführers in Bewegung und der Zug ging ab.

Man mußte an der gedrängt vollen Kirche, an einem Platz vorüberziehen, der von Leuten aus dem Dorf und Fremden, die in der Kirche keinen Platz mehr hatten finden können, gleichfalls übervoll war. Schon hatte sich die große Neuigkeit unter dem Volke verbreitet; und beim Erscheinen des Zugs, beim Erscheinen jenes Mannes, der wenige Stunden zuvor noch ein Gegenstand des Schreckens und der Verwünschung, nun aber des freudigen Staunens war, erhob sich in der Menge ein beinahe beifälliges Gemurmel, und indem man Platz machte, drängte man sich gleichwohl herbei, um ihn in der Nähe zu sehen. Die Sänfte zog vorüber, der Ungenannte zog vorüber, aber vor der weit geöffneten Kirchthür nahm er den Hut ab und neigte jene so gefürchtete Stirne bis zur Mähne des Maulthiers herab, während hundert Stimmen flüsterten: Gott sei gepriesen! Don Abbondio nahm gleichfalls den Hut ab, verneigte sich und empfahl sich dem Himmel; als er den feierlichen ununterbrochenen Gesang seiner Mitbrüder hörte, da empfand er eine Mißgunst, eine schwermüthige Zärtlichkeit, ein Herzeleid, daß er Mühe hatte, sich der Thränen zu enthalten.

Als sie aber außerhalb des Dorfes, im freien Felde, in den zuweilen gänzlich menschenleeren Irrgängen der Straße waren, da lagerte sich ein schwärzerer Schleier über seine Gedanken. Er hatte keinen Gegenstand, auf dem er seinen Blick mit Vertrauen ruhen lassen konnte, als den Sänftenführer, der, da er im Dienste des Cardinals stand, gewiß ein ehrlicher Mann sein mußte und dabei ein handfestes Aussehen hatte. Von Zeit zu Zeit begegneten sie Wanderern, auch in Zügen, die herbeikamen, um den Cardinal zu sehen; dies war ein Trost für Don Abbondio, aber nur ein flüchtiger, denn es ging ja jenem fürchterlichen Thale zu, wo man nur auf Untergebene des guten Freundes stoßen würde, und auf welche Untergebene! Mit dem guten Freunde selbst hätte er jetzt gar zu gerne ein Gespräch angeknüpft, sowohl um ihn auszuholen, als auch um ihn bei guter Laune zu erhalten; aber da er sah, daß er so sehr in Gedanken vertieft sei, so verging ihm die Lust dazu. Er mußte also mit sich selber reden; und wir wollen mit Nachfolgendem einen Theil dessen berichten, was der arme Mann während der kurzen Reise sich sagte; denn wenn man alles niederschreiben sollte, müßte man ein ganzes Buch machen.

— Das muß wahr sein, die Heiligen und die Schelmen müssen von Quecksilber sein; nicht zufrieden damit, daß sie selbst immer auf den Beinen sind, möchten sie noch, wenn sie könnten, das ganze Menschengeschlecht zum Tanzen bringen; diese geschäftigen Leute mußten sogar mich aufsuchen, der ich doch Niemanden aufsuche, und mich an den Haaren in ihre Händel hineinziehen; und ich will ja nichts weiter, als daß man mich in Ruhe lasse.

Der schurkische Narr von Don Rodrigo! Was fehlt ihm, um der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt zu sein, wenn er nur ein bischen Verstand hätte? Er ist reich, jung, angesehen, gehätschelt, aber daß es ihm gut geht, das langweilt ihn, darum sucht er das Unheil auf für sich und andere. Er könnte ein wahres Schlaraffenleben führen, aber nein, mein Herr, er verlegt sich lieber auf das Handwerk, die Weiber zu verführen; das thörichtste, schändlichste, tollste Handwerk auf dieser Welt; er könnte in der Kutsche in's Paradies hineinfahren und will statt dessen auf einem Fuße in die Hölle hineinhopfen. Und dieser da! . . . . — Hier sah er ihn an, als wenn er den Verdacht gehabt, daß dieser da seine Gedanken hätte hören können, — dieser da hat die Welt erst mit seinen Gottlosigkeiten auf den Kopf gestellt und jetzt stellt er sie mit seiner Bekehrung auf den Kopf . . . . wenn es nämlich wahr ist. Inzwischen ist es mir vorbehalten, die Probe zu machen! . . . . Es ist aus und vorbei, wenn sie mit solchen Narrheiten im Leibe auf die Welt kommen, müssen sie immer Lärm machen. Braucht es denn so viel, um all sein Lebenlang den ehrlichen Mann zu machen, wie ich's gemacht habe? Nein, mein Herr, man muß morden, viertheilen, wüthen . . . . ach, ich Armer! . . . . und dann einen Durcheinander, um Buße zu thun. Wenn man guten Willen hat, kann man zu Hause Buße thun, ganz in der Stille, ohne so vielen Lärm, ohne seinen Nebenmenschen so sehr zu belästigen. Und Seine Hochwürden und Gnaden kommt gleich mit offenen Armen und mit guter Freund, lieber Freund daher, und glaubt gleich alles, was dieser da sagt, als wenn er ihn hätte Wunder thun sehen; und

gleich spornstreichs einen Entschluß zu fassen und sich mit Händen und Füßen hineinzustürzen, bald da, bald dort, das heißt man bei mir zu Hause Uebereilung. Und ohne die mindeste Bürgschaft zu haben, ihm einen armen Pfarrer preiszugeben, das heißt, um ein Menschenleben gerad oder ungerad spielen. Ein heiliger Bischof, wie er einer ist, sollte seine Pfarrer wie seinen Augapfel hüten. Ein wenig Gelassenheit, ein wenig Klugheit, ein wenig Nächstenliebe, scheint mir, kann ganz gut mit der Heiligkeit bestehen . . . . Und wenn alles nur Schein wäre? Wer kann die Absichten der Menschen durchschauen? ich sage den Menschen, wie dieser ist? Wenn ich daran denke, daß ich mit ihm in sein Haus gehen soll! Es kann eine Teufelei dahinter stecken. O ich Armer! Es ist besser, gar nicht daran zu denken. Was ist das für ein Wirrwar mit dieser Lucia? Wenn es ein Einverständniß mit Don Rodrigo wäre? Was für Leute! Aber dann wäre die Sache wenigstens klar. Aber wie hat sie denn dieser in seine Klauen bekommen? Wer weiß es? das ist ein Geheimniß mit Sr. Gnaden; und mir, den man mit herumtraben läßt, sagt man nichts. Ich will mich nicht neugierig in Anderer Geheimnisse eindrängen; aber wenn doch einer seine Haut mit zu Markt tragen soll, so hat er das Recht, auch etwas zu wissen. Wenn es sich nur darum handelte, das arme Geschöpf, die Lucia abzuholen, das wäre schon recht! da hätte er sie aber gleich mitbringen können. Und wenn er so bekehrt ist, wenn er ein Heiliger geworden ist, wozu war denn ich nöthig? O welches Chaos! Genug, Gott gebe, daß es so sei: es ist zwar dann eine große Belästigung gewesen, aber

das thut nichts, ich werde mich der armen Lucia wegen freuen; es mag ihr auch übel ergangen sein; der Himmel weiß, was sie gelitten haben mag; sie dauert mich; aber sie ist zu meinem Unglück geboren .... Könnte ich ihm doch in's Herz blicken, diesem da, was er denkt. Wer kann ihn durchschauen? Bald sieht er aus, wie der heilige Antonius in der Wüste, bald wie der leibhaftige Holofernes. O ich Armer, ich Armer! Genug: der Himmel ist verpflichtet, mir beizustehen, denn ich habe mich ja nicht zu meinem Vergnügen hineingemischt. —

Wirklich sah man auf dem Gesichte des Ungenannten die Gedanken so zu sagen vorüberziehen, wie bei stürmischem Wetter die Wolken über das Angesicht der Sonne hinfliegen, so daß jeden Augenblick blendendes Licht und kaltes Dunkel miteinander abwechseln. Die Seele, von Federigo's liebreichen Worten noch ganz berauscht, und neugeschaffen und zu einem neuen Leben verjüngt, erhob sich zu den erhabenen Gedanken von Barmherzigkeit, Verzeihung und Liebe; dann sank sie unter dem Gewicht der furchtbaren Vergangenheit wieder zusammen. Er dachte ängstlich darüber nach, welche Ungerechtigkeiten wieder gutgemacht, welche bereits begonnenen wieder aufgegeben werden könnten, welches die schnellsten und sichersten Mittel dazu seien, wie so viele Knoten zu lösen wären, was mit so vielen Mitschuldigen anzufangen sei: er wurde ganz betäubt, wenn er nur daran dachte.

Selbst bei der heutigen Expedition, welche die leichteste war und deren Ziel so nahe lag, ging er mit ängstlicher Ungeduld zu Werk, indem er daran dachte, daß das unschuldige Geschöpf, Gott weiß, wie viel zu leiden habe, und daß er, der sich jetzt so sehr darnach

sehne, sie in Freiheit zu setzen, gerade es sei, der ihr diese Leiden verursache. Als sie an eine Stelle kamen, wo die Wege auseinander gingen, blieb der Sänftenführer stehen und fragte, welchen er einschlagen solle: der Ungenannte wies ihn mit der Hand und winkte ihm sich zu beeilen.

Bald gelangten sie in das Thal. Wie stand es da mit dem Don Abbondio! nun mußte er in diesem berüchtigten Thale sein, von welchem er so viele schreckliche Geschichten hatte erzählen hören; nun mußte er diese berüchtigten Menschen, den Ausstich aller Bravi von ganz Italien, diese Leute ohne Furcht und ohne Barmherzigkeit leibhaftig vor sich sehen, mußte einem, zweien oder dreien bei jeder Wendung der Straße begegnen. Sie verbeugten sich vor ihrem Herren auf's demüthigste; aber was waren das für sonnenverbrannte Gesichter! was für struppige Bärte! was für drohende Augen! Es schien Don Abbondio, als wenn sie sagen wollten: Sollen wir dem Pfaffen die Gurgel abschneiden? Er gerieth in solchen Schrecken, daß er bei sich sagen mußte: — Hätte ich sie doch getraut, es hätte mir nichts schlimmeres begegnen können. — Mittlerweile ging's auf einem steinigen Fußpfad längs dem Bergstrome hin; jenseits desselben waren rauhe, düstere, menschenleere Abgründe, diesseits eine Bevölkerung zu schauen, die eine Wüste wünschenswerth erscheinen ließ: Dante konnte im Höllenpfuhl nicht schlimmer daran gewesen sein.

Sie zogen an der bösen Nacht vorüber; Bravi standen an der Thür, verneigten sich vor dem Herrn und schielten nach seinem Begleiter und der Sänfte

hin. Sie wußten nicht, was sie denken sollten: schon die Abreise des Ungenannten am Morgen ohne jede Begleitung war etwas außerordentliches; seine Rückkehr war es nicht minder. Sollte es eine Beute sein, die er mit sich schleppte? Und wie hatte er sie für sich allein machen können? Woher die fremde Sänfte? Wessen konnte jene Livrée sein? Sie schauten und schauten, aber Niemand rührte sich von der Stelle, denn diesen Befehl hatte ihnen der Herr zugewunken.

Sie steigen hinauf, sie sind oben. Die Bravi, die auf dem Burghofe und an dem Thore stehen, treten bei Seite, um den Zug durchzulassen: der Ungenannte macht ein Zeichen, daß sie sich ruhig verhalten; giebt seinem Maulthier die Spornen und reitet der Sänfte voraus; er winkt dem Sänftenführer und Don Abbondio, sie sollten ihm folgen; reitet in den ersten Hof, aus diesem in den zweiten; wendet sich gegen ein Pförtchen, weist mit einer Geberde einen Bravo zurück, der herbeigerannt war, um ihm den Steigbügel zu halten, und sagt ihm: „Bleibe wo du bist und Niemand soll sich nahen." Er steigt ab, bindet eilends sein Maulthier an ein eisernes Gitter, geht zur Sänfte, nähert sich der Frau, die den Vorhang weggezogen hatte, und sagt ihr leise: „Tröstet sie geschwind, macht ihr begreiflich, daß sie frei und in Freundeshand sei. Gott wird's Euch lohnen." Dann giebt er dem Sänftenführer einen Wink zu öffnen; nähert sich dem Don Abbondio und mit einer so heitern Miene, als dieser an ihm noch nicht gesehen, deren er ihn nicht für fähig gehalten hatte und in der die Freude über das gute Werk sich abspiegelte, das er zu vollbringen im Begriffe war, sagte

er ihm, gleichfalls mit leiser Stimme: „Herr Pfarrer, ich bitte Euch nicht um Verzeihung wegen der Mühe, die ich Euch verursacht habe; Ihr thut es ja für einen, der reichlich vergilt und für jenes arme Mädchen.“ Nach diesen Worten ergreift er mit einer Hand den Zaum, mit der andern den Steigbügel, um Don Abbondio vom Maulthier herabzuhelfen.

Dies Gesicht, diese Worte, diese Geberden gaben ihm das Leben wieder. Er stieß einen Seufzer aus, der seit einer Stunde in ihm umgegangen war, ohne sich herauszuwagen; er verneigte sich gegen den Ungenannten, antwortete ihm mit leiser Stimme: „meinet Ihr? Aber, aber, aber . . . .!“ und rutschte so gut als möglich von seinem Maulthier herab. Der Ungenannte band auch dieses an und nachdem er dem Sänftenführer gesagt hatte, er solle hier warten, zog er einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete das Pförtchen, trat ein, ließ den Pfarrer und die Frau eintreten, ging ihnen die Treppe hinauf voran und alle Drei stiegen schweigend hinauf.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Lucia war vor kurzem erwacht und hatte sich einige Zeit abgemüht, vollends zur Besinnung zu kommen, und die dunkeln Traumbilder von den Erinnerungen und Bildern jener Wirklichkeit zu scheiden, die einem erschreckenden Fiebertraume nur allzuähnlich sah. Die Alte hatte sich ihr genähert, und mit gezwungen demüthi-

ger Stimme zu ihr gesagt: „So, Ihr seid erwacht? Ihr hättet im Bette schlafen können: ich hab's Euch ja gestern so oft gesagt.“ Da sie keine Antwort erhielt, so fuhr sie, im Tone ärgerlichen Flehens fort: „So esset doch, seid vernünftig. Uh, wie seid Ihr doch so einfältig? Ihr bedürft der Nahrung. Wenn nun vollends der Herr kommt und mich darüber zur Verantwortung zieht?“

„Nein, nein; ich will fort, will zu meiner Mutter gehen. Der Herr hat's mir versprochen, er hat gesagt: Morgen. Wo ist er denn?“

„Er ist ausgegangen und hat mir gesagt, er komme bald zurück und werde dann thun, was Ihr verlanget.“

„Hat er so gesagt? hat er so gesagt? Nun, dann will ich zu meiner Mutter gehen, jetzt gleich.“

Da hört man plötzlich Fußtritte in der anstoßenden Stube; dann ein Klopfen an der Thür. Die Alte läuft hin und fragt: „wer ist draußen?“

„Mache auf,“ antwortet leise die bekannte Stimme. Die Alte schiebt den Riegel zurück, der Ungenannte gibt der Thür einen schwachen Druck und öffnet ein Spältchen, befiehlt der Alten heraus zu kommen und läßt den Don Abbondio und die gute Frau eintreten. Hierauf schließt er die Thür wieder halb zu, stellt sich hinter sie und schickt die Alte in einen entfernten Theil der Burg, wohin er schon das andere Weib geschickt hatte, die zur Bedienung im äußern Zimmer geblieben war.

All diese Unruhe, dieser Anblick, das erste Auftreten neuer Personen versetzten Lucia in eine außerordentliche Aufregung; für sie, der schon der bisherige Zustand unerträglich war, war jede Veränderung Ver-

anlassung zu Argwohn und neuem Schrecken. Sie schaut hinaus, sieht einen Priester und ein Weib: das ermuthigt sie doch ein wenig; sie schaut genauer: Ist er's, ist er's nicht? Sie erkennt Don Abbondio und bleibt, die Augen auf ihn geheftet, wie verzaubert stehen. Das Weib näherte sich ihr und verbeugte sich, sie betrachtete sie mitleidsvoll, ergriff ihre Hände, wie um sie zugleich zu liebkosen und zu ermuthigen, und sagte zu ihr: „Oh armes Kind, kommt, kommt mit uns."

„Wer seid Ihr?" fragte sie Lucia, aber ohne die Antwort abzuwarten, wendete sie sich gegen Don Abbondio, der gleichfalls mit mitleidigem Gesichte zwei Schritte von ihr stehen geblieben war; sie sah ihn nochmals an und rief: „Ihr, seid Ihr's, Herr Pfarrer! Wo sind wir? . . . . Oh ich Arme! Ich bin von Sinnen!"

„Nein, nein," antwortete Don Abbondio, ich bin's wirklich; fasse Muth, siehst du? Wir sind gekommen, dich abzuholen. Ich bin wirklich dein Pfarrer und eigens hergeritten . . . .

Lucia richtete sich jählings auf, als wenn sie auf einmal alle ihre Kräfte wieder erlangt hätte; dann heftete sie nochmals ihren Blick auf Beider Antlitz und sagte: „So ist es die Mutter Gottes, die euch gesendet hat?"

„Ich glaube, es ist wirklich so," sagte das gute Weib.

„Aber können wir denn fortgehen, dürfen wir auch wirklich fortgehen?" fragte Lucia wieder, indem sie leiser sprach und schüchtern und argwöhnisch um sich schaute. „Und alle diese Leute? . . . . fuhr sie fort, indem sie die vor Schrecken und Entsetzen zitternden Lippen auf einander preßte: „und jener Herr . . . .! Jener Mann . . . Er hatte mir versprochen . . . ."

„Er ist gleichfalls selbst hier und absichtlich mit uns gekommen,“ sagte Don Abbondio; „er ist draußen und wartet. Gehen wir schnell und lassen wir ihn nicht warten, solch' einen Mann.“

Da öffnete der, von dem die Rede war, die Thür und zeigte sich. Lucia, die vor wenigen Augenblicken noch ihn herbeigewünscht, und da sie auf Niemanden in der Welt hoffen konnte, nur nach ihm sich sehnte, konnte nun, da sie befreundete Gesichter gesehen, befreundete Stimmen gehört hatte, einen plötzlichen Schauder nicht unterdrücken; sie fuhr zusammen, hielt den Athem an sich, schmiegte sich an die gute Frau und verbarg das Gesicht an ihrem Busen. Beim Anblick dieses Antlitzes, auf welches er am vorigen Abend den Blick zu heften nicht vermocht hatte, dieses Antlitzes, das nun von der langen Angst und dem Fasten bleicher, schmachtender, kummervoller geworden, war der Ungenannte nahe an der Thür stehen geblieben, und als er ihren Schrecken wahrnahm, schlug er die Augen nieder und stand stumm und unbeweglich; dann rief er, auf das antwortend, was das arme Kind nicht vollends ausgesprochen hatte, „es ist wahr, verzeihe mir.“

„Er kommt, um Euch zu befreien; er ist nicht mehr, der er war; er ist wieder gut geworden; hört Ihr nicht, daß er Euch um Verzeihung gebeten hat?“ sagte die gute Frau Lucien in's Ohr.

„Kann man mehr sagen? den Kopf in die Höhe; sei kein Kind; mach, daß wir fortkommen,“ sagte Don Abbondio zu ihr. Lucia erhob ihren Kopf, blickte den Ungenannten an und als sie sah, daß seine Stirne gesenkt, sein Blick verwirrt und zu Boden geschlagen sei, wurde

sie von einem gemischten Gefühl von Freude, Dankbarkeit und Mitleid ergriffen und sagte: „O mein Herr! Gott lohne Euch Eure Barmherzigkeit!“

„Und dir lohne er tausendfältig deine Worte, die meinem Herzen so wohl gethan.“ Nach diesen Worten wendete er sich um, ging gegen die Thür und trat zuerst hinaus. Die neu belebte Lucia folgte ihm mit der Frau, die ihr den Arm reichte; Don Abbondio verließ der letzte das Zimmer. Sie stiegen die Treppe hinab und kamen an eine Thür, die in den Hof führte. Der Ungenannte schloß sie auf, ging zur Sänfte, öffnete das Einlaßthürchen und hob mit einer gewissen schüchternen Artigkeit (zwei bei ihm ganz neue Eigenschaften) Lucia am Arme auf, und half ihr und dann der guten Frau in die Sänfte. Dann band er auch das Maulthier des Don Abbondio los und half ihm gleichfalls aufsteigen.

„Ach, welche Gnade,“ sagte dieser und stieg nun viel behender auf, als das erste Mal. Nachdem der Ungenannte ebenfalls aufgestiegen war, setzte sich der Zug in Bewegung. Jener hielt den Kopf aufrecht und sein Blick hatte den vorigen gebieterischen Ausdruck wieder angenommen. Die Bravi, denen er begegnete, sahen wohl auf seinem Gesichte Zeichen einer tiefen Bekümmerniß, eines außerordentlichen Entschlusses, aber sie begriffen nicht, sie konnten nicht begreifen, was dahinter stecke. In der Veste wußte man noch nichts von der großen Veränderung, die mit dem Manne vorgegangen war, und durch Muthmaßung wäre sicherlich Niemand darauf verfallen.

Die gute Frau zog sogleich die Sänftenvorhänge zu, ergriff dann zärtlich Lucia's Hände und fing an, sie

mit mitleidigen, aufmunternden, liebreichen Worten zu trösten, und da sie wahrnahm, wie, außer der durch den vielen erduldeten Kummer verursachten Aufregung, die Verwirrung und die Dunkelheit der Begebenheiten sie hinderten, ihrer Befreiung froh zu werden, so sagte sie ihr, was sie als geeignet auszusinnen vermochte, um ihre verwirrten Gedanken zu klären und wieder in den rechten Gang zu bringen. Sie nannte ihr auch das Dorf, wohin sie gingen.

„Gottlob!" sagte Lucia, welche wußte, daß es von ihrer Heimath nicht weit entfernt sei. „Ach, heilige Jungfrau, ich danke dir. Meine Mutter! meine Mutter!"

„Man wird sie gleich holen lassen," sagte die gute Frau, der es unbekannt geblieben, daß dies bereits geschehen.

„Ja, ja; Gott lohne es Euch . . . . Und wer seid Ihr denn? Wie seid Ihr dazu gekommen . . . ."

„Unser Herr Pfarrer hat mich geschickt," sagte die gute Frau, „denn dieser Herr, Gott hat ihm das Herz gerührt (er sei gesegnet) und er ist in unser Dorf gekommen, um mit dem Herrn Cardinal Erzbischof zu sprechen (der heilige Mann ist auf einer Amtsreise gegenwärtig bei uns) und er hat seine groben, großen Sünden bereut und will sein Leben ändern, und er hat dem Cardinal gesagt, er habe ein armes, unschuldiges Mädchen, das seid Ihr, entführen lassen im Einverständniß mit einem andern gottlosen Menschen; der Herr Pfarrer hat mir aber nicht sagen können, wer es sein könne.

Lucia richtete ihre Blicke gen Himmel.

„Vielleicht werdet Ihr es wissen," fuhr die gute

Frau fort; „doch genug, der Herr Cardinal hat nun gedacht, weil es sich um eine Jungfrau handle, so müsse man eine Frau zur Begleitung schicken und hat's dem Herrn Pfarrer gesagt, er solle eine aussuchen, und da ist der Herr Pfarrer so gütig gewesen an mich zu denken und . . . ."

„Oh der Himmel lohne Euch Euren Liebesdienst!"

„Was sagt Ihr dazu, armes Kind? Auch hat mir der Herr Pfarrer gesagt, ich solle Euch Muth einsprechen, Euch aufzuheitern suchen und Euch mittheilen, auf welch' wunderbare Weise der Herr Euch gerettet habe."

„Ach ja! Auf wahrhaft wunderbare Weise; durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau."

„Seid darum guten Muths, verzeihet dem, der Euch beleidigt hat und freuet Euch, daß Gott Barmherzigkeit gegen ihn geübt hat; ja betet gar für ihn, denn nebst dem Verdienst, das Ihr Euch dadurch erwerbet, werdet Ihr fühlen, daß das Herz Euch weiter wird."

Lucia antwortete mit einem Blicke, der ja sagte, deutlicher als Worte es hätten thun können, und mit einer Lieblichkeit in der Miene, die Worte nicht zu schildern vermöchten.

„Schön, Jungfrau!" fuhr die Frau fort, „und da sich auch Euer Pfarrer in unserem Dorfe befand (es sind so viele Pfarrer aus der ganzen Umgegend da, daß man vier General-Capitel daraus zusammensetzen könnte), so hat der Herr Cardinal für gut gefunden, ihn gleichfalls mitzuschicken; er hat aber wenig genützt. Ich hatte schon sagen gehört, er sei ein ungeschickter Mann, aber bei dieser Gelegenheit habe ich's recht sehen können, daß er verlegener ist, als ein Hühnchen im Werg."

„Und dieser . . . .“ fragte Lucia, „dieser Mann, der wieder tugendhaft geworden . . . . wer ist er?“

„Wie! Ihr wißt es nicht?“ sagte die gute Frau und nannte seinen Namen.

„Barmherziger Gott!“ rief Lucia aus. Wie oft hatte sie mit Schauder diesen Namen in mehr als einer Geschichte nennen hören, wobei er die Rolle gespielt, wie in andern Geschichten der leibhaftige Gott sei bei uns. Und nun, bei dem Gedanken, in der Macht des Schrecklichen gewesen zu sein, jetzt aber unter seiner liebreichen Obhut sich zu befinden, beim Gedanken an ein so entsetzliches Unglück und an eine so unversehene Erlösung, bei der Betrachtung, wem dieses Gesicht angehöre, das sie erst mürrisch, dann gerührt, dann demüthig gesehen hatte, war sie vor Staunen außer sich und vermochte nur von Zeit zu Zeit: „oh barmherziger Gott!“ auszurufen.

„Wahrlich, es ist eine große Barmherzigkeit!“ sagte die gute Frau: „es muß für die halbe Welt ein großer Trost sein. Wenn man denkt, wie viele Leute er immer in Angst und Schrecken hielt, und nun, wie unser Pfarrer gesagt hat . . . . und dann, wenn man ihm blos in's Gesicht schaut, sieht man ihm den Heiligen schon an! und dann sieht man auch gleich die Werke.“

Sagen, die gute Frau sei nicht sehr neugierig gewesen, das große Abenteuer, in welchem sie eine Rolle zu spielen hatte, ein wenig ausführlicher zu erfahren, das würde nicht der Wahrheit gemäß sein. Aber man muß zu ihrem Ruhme auch sagen, daß sie, von einem achtungsvollen Mitleid für Lucien ergriffen, in gewisser Weise den Ernst und die Würde der ihr anvertrauten

Sendung fühlte, und nicht einmal daran dachte, eine unbescheidene und müssige Frage an sie zu stellen. Alle ihre Worte während der Reise waren Worte des Trostes und zärtlicher Theilnahme für die arme Lucia.

„Gott weiß, wie lange es ist, daß Ihr nichts mehr gegessen habt!"

„Ich erinnere mich nicht mehr . . . . es ist schon lange her."

„Ihr Arme! Ihr werdet es nöthig haben, Euch zu stärken."

„Ja wohl," antwortete Lucia mit schwacher Stimme.

„In meinem Hause, Gott sei Dank, werden wir gleich etwas vorfinden. Faßt Muth, es ist nicht mehr weit."

Lucia fiel erschöpft in den Sitz der Sänfte zurück und schien zu schlummern, und nun ließ die gute Frau sie in Ruhe.

Für Don Abbondio war die Herreise nicht so beängstigend, als die Hinreise gewesen; sie war aber darum keine Lustreise. Beim Aufhören seiner großen Furcht hatte er sich anfangs ganz heiter gefühlt, aber gar bald begannen in seinem Herzen hundert andere Verdrießlichkeiten aufzusteigen, wie, wenn man einen großen Baum mit der Wurzel ausgegraben hat, das umliegende Erdreich einige Zeit ganz kahl bleibt, aber bald darauf sich über und über mit Gras bedeckt. Er war gegen alles übrige empfindlicher geworden, und sowohl in der Gegenwart, als in den Gedanken an die Zukunft fehlte es nicht an Stoff zur Beunruhigung. Er fühlte jetzt, mehr als bei der Hinreise, die Unbequemlichkeit dieser Art zu reisen, an die er gar nicht gewöhnt war; besonders aber

im Anfang, als es von der Veste in den Thalgrund hinab ging. Der Sänftenführer, durch die Winke des Ungenannten angespornt, ließ seine Thiere in starkem Schritte gehen; die beiden Reitthiere folgten in demselben Schritte; die Folge war, daß der arme Don Abbondio bei gewissen abschüssigen Stellen nach vorne fiel als wenn er mit einem Hebebaum von hinten weggerückt würde, und um sich aufrecht zu halten, mit der Hand am Sattelbogen sich halten mußte; und doch getraute er sich nicht zu bitten, man möchte langsamer reiten, indem er andererseits selbst wünschte, so bald als nur immer möglich aus diesem Lande fortzukommen. Nebenbei schien das Maulthier, wie diese Thiere zu thun pflegen, überall, wo die Straße auf Anhöhen neben Abgründen hinführte, wie zum Hohne auf der der Tiefe zugewandten Seite zu gehen und seine Füße absichtlich auf den äußersten Rand zu setzen, und Don Abbondio erblickte unter sich beinahe lothrecht einen Abhang, oder, wie er meinte, einen bodenlosen Abgrund. — Auch du, — sagte er in Gedanken zu dem Thiere, — hast die verfluchte Liebhaberei, die Gefahren aufzusuchen, wenn der Weg auch noch so breit ist! — Und er zog den Zaum nach der andern Seite, aber vergebens: so daß er, durch Aerger und Furcht, wie gewöhnlich sich abquälend, fremder Führung sich hingab. Die Bravi verursachten ihm, nun er mehr als gewiß wußte, wie der Herr dachte, keinen so großen Schrecken mehr. Aber, — überlegte er, — wenn die Nachricht von dieser großen Bekehrung sich da drinn verbreitet, derweil wir noch hier sind, wer weiß wie diese Bursche sie aufnehmen werden! Wer weiß, was daraus entsteht! Wenn sie sich etwa ein-

bildeten, ich sei als Missionär gekommen! Ich Armer! dann werden sie mich martern! — Das finstere Gesicht des Ungenannten beunruhigte ihn gar nicht. — Um diese Teufelsgesichter im Zaume zu halten, — dachte er — braucht's nichts weniger, als ein solches Gesicht, das begreif' ich wohl; aber warum muß es gerade mich treffen, unter diese hinein zu gerathen! —

Doch genug, man gelangte in's Thal hinab und kam schließlich auch aus diesem heraus. Die Stirne des Ungenannten glättete sich allmälig. Auch Don Abbondio nahm wieder ein natürliches Gesicht an, ließ den Kopf wieder etwas mehr zwischen den Schultern hervorgucken, streckte Arme und Beine aus, fing an, sich wieder aufrechter zu halten, was ihm ein ganz anderes Ansehen gab, ließ lautere Seufzer fahren und konnte mit ruhigerem Gemüthe die entfernteren Gefahren in's Auge fassen. Was wird der Wütherich Don Rodrigo dazu sagen? So mit langer Nase abziehen zu müssen, den Schaden und den Spott obendrein zu haben, das kann man sich einbilden, muß ihm bitter schmecken. Er muß jetzt ganz des Teufels sein. Gewiß fängt er mit mir wieder Händel an, weil ich in die saubere Geschichte hineingezogen worden bin. Wenn er damals die Keckheit hatte, die beiden Höllenbraten abzuschicken, um mir auf den Weg zu stehen und die Hölle heiß zu machen, was wird er erst jetzt anfangen! Mit Sr. erzbischöflichen Gnaden wird er's wohl nicht aufnehmen wollen, der ist ein zu harter Bissen für ihn; da wird er wohl seinen Aerger verschlucken müssen. Das Gift hat er aber einmal im Leibe, an Jemand wird er's auslassen wollen. Wie geht es bei dergleichen Dingen? Man

steigt immer nur über den niedern Zaun. Seine Gnaden werden Lucia selbstverstanden irgendwo in Sicherheit bringen. Der arme Teufel von Renzo, der so übel angekommen, ist weit vom Schuß und hat seinen Theil schon gekriegt. Nun bin ich der Sündenbock. Es wäre doch grausam, wenn, nach so vielem Ungemach, nach so vieler Unruhe und ohne einen Vortheil davon zu haben, ich dafür büßen müßte. Was wird nun Seine Gnaden der Herr Erzbischof thun, um mich zu vertheidigen, nachdem er mich in den Handel verwickelt hat? Kann er mir gut dafür stehen, daß der Verdammte es mir jetzt nicht schlimmer macht, als das erste Mal? Es geht ihm ja sonst so viel im Kopf herum! Er nimmt alles in die Hand! Wie kann man denn auf Alles Acht haben? Zuweilen macht man dann die Dinge noch verwickelter, als sie vorher waren. Die Leute, welche Gutes thun, thun es im Bausch und Bogen; wenn sie einmal ihre Freude daran gehabt haben, dann haben sie genug, und wollen sich nicht damit plagen, für alle Folgen einzustehen, aber jene, die gerne Böses stiften, geben sich mehr Mühe, stehen bis zu guter Letzt dafür ein, haben keine Ruhe, weil sie jenes Krebsübel an sich haben, das an ihnen nagt. Soll ich hingehen und sagen, ich sei auf ausdrücklichen Befehl Sr. erzbischöflichen Gnaden hieher gekommen und nicht mit meinem Willen? dann würde es scheinen, ich stände auf Seite der Ungerechtigkeit. O heiliger Gott! Ich auf Seite der Ungerechtigkeit! Um des Vergnügens willen, das ich davon habe! Genug, das Beste wird sein, ich erzähle Perpetuen die ganze Geschichte, und überlasse es dann ihr, sie in Umlauf zu setzen. Wenn es nur Sr. Gnaden nicht etwa

einfällt, die Sache unter die Leute zu bringen, einen unnöthigen Auftritt zu veranlassen und auch mich darein zu verwickeln. Indessen wenn wir zurück sind und der Cardinal aus der Kirche ist, so mache ich ihm in Eile meinen Abschiedsbesuch; wenn nicht, so unterlaß ich's, mich zu entschuldigen und gehe geradenwegs nach Hause. Lucia ist wohl aufgehoben, mich braucht man nicht mehr, und nach so vielem Ungemach kann ich verlangen, daß man mir erlaube, mich zur Ruhe zu begeben. Uud dann .... wenn Se. Gnaden nur nicht die Neugierde anwandelt, die ganze Geschichte wissen zu wollen und ich mich dann über die Heirathsangelegenheit verantworten muß! das fehlt noch. Und wenn er gar zur Visitation meiner Pfarrei käme! .... Oh! Komme, was kommen soll, ich will mich nicht vor der Zeit kränken, hab' so schon der Sorgen genug. Für jetzt schließe ich mich zu Hause ein. Bis Se. Gnaden in jene Gegend kommt, wird Don Rodrigo nicht so unverschämt sein, dumme Streiche zu machen. Und dann .... und dann? Ach! ich sehe schon, ich werde meine alten Tage in Sorgen zubringen müssen! —

Der Zug kam an, da der Gottesdienst noch nicht zu Ende war; er ging mitten durch dieselbe Menge, die, nicht weniger gerührt als das erste Mal, zu beiden Seiten zurücktrat. Die beiden Reiter lenkten in eine Seitengasse ab, in deren Hintergrund das Pfarrhaus stand; die Sänfte schlug die Richtung nach dem Hause der guten Frau ein.

Don Abbondio that, was er sich vorgenommen hatte: kaum abgestiegen, machte er dem Ungenannten die allerunterthänigsten Complimente und ersuchte ihn, bei

Sr. Gnaden ihn entschuldigen zu wollen; er müsse in dringenden Geschäften in seine Pfarrei zurückkehren.

Er ging seinen Reitgaul, wie er ihn nannte, das heißt seinen Stock aufzusuchen, den er in einer Ecke des Saales hatte stehen lassen und machte sich auf den Weg. Der Ungenannte aber setzte sich und wartete, bis der Cardinal aus der Kirche zurückkommen würde.

Die gute Frau ließ Lucia am besten Platze in ihrer Küche sich niedersetzen und machte sich daran, in Eile irgend etwas zur Erquickung Lucia's zuzubereiten, indem sie mit einer gewissen bäurischen Herzlichkeit die Danksagungen und Entschuldigungen ablehnte, die diese stets von Neuem vorbrachte.

Sie machte schnell ein Reisigfeuer unter ein Kesselchen, in dem sich ein Kapaun befand; brachte die Fleischbrühe zum Kochen, und nachdem sie sie in eine mit Brodschnitten gefüllte Schüssel gegossen hatte, konnte sie Lucien die Suppe vorsetzen. Und da sie sah, wie die Arme bei jedem Löffel voll sich erholte, wünschte sie sich mit lauter Stimme Glück, daß die Sache sich nicht an einem Tage zugetragen habe, wo Schmalhans Küchenmeister gewesen. „Alle zerbrechen sich heut zu Tage den Kopf, was man kochen soll," fügte sie bei: „besonders die armen Leute, die froh sind, wenn sie Wickenbrod und Polenta von Moorhirse haben; doch hoffen sie alle von einem so mildthätigen Herrn heute etwas zu bekommen. Wir befinden uns Gott sei Dank, in keiner solchen Lage; mit dem Gewerbe meines Mannes und den wenigen Grundstücken, die wir haben, können wir uns durchbringen. Esset darum herzhaft drauf los; gleich wird der Kapaun gar sein, dann könnt Ihr Euch noch

ein wenig besser herausfüttern.“ Nach diesen Worten ging sie wieder, um ihren Küchenarbeiten zur Zubereitung des Mittagessens obzuliegen.

Nachdem Lucia wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, und ihr Gemüth sich immer mehr beruhiget hatte, fing sie an, gewohnheitsmäßig und aus einem angebornen Trieb zur Reinlichkeit und Schamhaftigkeit ihre losgelösten und zerzausten Flechten zu ordnen und zu befestigen, und das Halstuch um Brust und Hals wieder zurecht zu legen. Bei dieser Verrichtung verwickelten sich ihre Finger in den Rosenkranz, den sie sich in der verflossenen Nacht um den Hals gelegt hatte; ihr Blick flog darüber hin und in ihrer Seele entstand ein plötzlicher Aufruhr; die Erinnerung an das Gelübde, die bisher geschwiegen hatte und durch so viele gegenwärtigen Eindrücke verwischt war, erwachte unversehens, und trat deutlich und bestimmt vor ihren Geist. Da wurden plötzlich alle ihre Seelenkräfte, deren sie eben erst wieder Herr geworden, aufs Neue überwältigt, und wenn diese Seele nicht von einem Leben der Unschuld, der Entsagung und des Vertrauens vorbereitet gewesen wäre, so würde der Schrecken sie in Verzweiflung gestürzt haben. Nach einer Aufwallung jener Gedanken, die ohne Worte kommen, waren die ersten, die ihr in den Sinn kamen: — ach, ich Arme, was habe ich gethan! —

Aber kaum hatte sie es gedacht, so erschrak sie darüber. Es fielen ihr alle Umstände des Gelübdes ein, die unerträgliche Angst, die Hoffnungslosigkeit, das inbrünstige Gebet, das überfließende Gefühl, womit das Gelübde gemacht worden war. Und das Ver=

sprechen bereuen, nachdem sie die Gnade erlangt hatte, das schien ihr eine gottesräuberische Undankbarkeit, eine Treulosigkeit gegen Gott und die heilige Jungfrau; sie meinte, eine solche Untreue würde neues und schrecklicheres Unglück nach sich ziehen, in welchem sie selbst vom Gebete nichts hoffen dürfe; und sie beeilte sich, jene augenblickliche Reue zu verläugnen. Sie nahm andachtsvoll den Rosenkranz vom Halse, und indem sie ihn in ihrer zitternden Hand hielt, bestätigte und erneuerte sie das Gelübde; zugleich flehte sie mit betrübtem Herzen, daß ihr die Kraft verliehen werde, es zu erfüllen, und daß sie vor Gedanken und Anlässen in Gnaden bewahrt werden möchte, die ihre Seele wo nicht wankend machen, doch allzu heftig erschüttern könnten. Die Abwesenheit Renzo's, ohne irgend eine Wahrscheinlichkeit der Rückkehr, diese Abwesenheit, die ihr so schmerzlich gewesen war, erschien ihr nun wie eine Anordnung der Vorsehung, welche die beiden Ereignisse zu dem einen Zwecke herbeigeführt habe; und sie ließ sich's angelegen sein, in dem einen den Grund zum Troste wegen des andern zu finden. Und hinter diesem Gedanken kam der andere zum Vorschein, daß die Vorsehung selbst, um das Werk zu vollbringen, Mittel und Wege finden werde, zu bewirken, daß auch Renzo entsage und nicht mehr an sie denken werde.... Aber ein solcher Gedanke kaum gefunden, brachte schon den Geist in Verwirrung, der ihn ausgeklügelt hatte. Die arme Lucia, welche fühlte, daß ihr Herz der Reue nicht entgehen könne, nahm ihre Zuflucht zum Gebet, zu Betheuerungen, zum Kampfe, aus welchem sie hervorging, wie der ermattete verwundete Sieger über einen niedergeworfenen, ich sage nicht getödteten Feind.

Plötzlich hört man ein Getrampel und das Schäckern fröhlicher Stimmen. Es waren die in's Haus gehörigen Kleinen, zwei Mädchen und ein Knabe, die aus der Kirche zurückkehren. Sie hüpfen in die Stube, bleiben einen Augenblick stehen, um einen neugierigen Blick auf Lucia zu werfen, und drängen sich dann um die Mutter; das eine fragt nach dem Namen des unbekannten Gastes, und nach dem Wie und Warum; das andere will die gesehenen Merkwürdigkeiten erzählen; die gute Frau antwortet Allen und auf Alles mit einem „Stille, stille." Endlich tritt mit ruhigerem Schritte, aber mit treuherziger Hast, die ihm im Gesichte geschrieben stand, der Herr des Hauses herein. Er war, wenn wir es noch nicht gesagt haben, der Schneider des Dorfes und der Umgegend; ein Mann der lesen konnte, der in der That die Legende der Heiligen, den unglücklichen Guerrin und die Königssöhne von Frankreich mehr als einmal gelesen hatte, und unter seinen Bekannten als ein Mann von Talent und Kenntnissen galt: ein Lob, das er jedoch bescheiden ablehnte, indem er bloß sagte, er habe seinen Beruf verfehlt; und wenn er sich den Studien gewidmet hätte, anstatt so vieler anderer . . . .! Dabei war er der beste Mensch von der Welt. Da er gegenwärtig gewesen war, als sein Weib vom Pfarrer ersucht worden war, diese menschenfreundliche Reise zu unternehmen, so hatte er nicht nur seine Zustimmung dazu gegeben, sondern er hätte ihr noch Muth eingesprochen, wenn es nöthig gewesen wäre. Und nun, da der Gottesdienst, die Pracht, die Menschenmasse und vor allem die Predigt des Cardinals alle seine guten Gefühle, wie man sagt, gesteigert hatten, kehrte er mit

einer Erwartung, mit einer ängstlichen Sehnsucht nach Hause zurück, zu erfahren, wie die Sache abgelaufen sei und die arme Unschuldige gerettet daselbst anzutreffen.

„Schau doch," sagte zu ihm beim Eintritt die gute Frau, indem sie auf Lucia deutete; welche über und über roth wurde, aufstand und anfing eine Entschuldigung zu stammeln. Er aber näherte sich ihr, unterbrach sie, indem er sie liebkosete und ausrief: „Seid willkommen, seid willkommen. Ihr bringet den Segen in mein Haus. Wie freut es mich, Euch zu sehen. Ich wußte gewiß, daß Ihr glücklich ankommen würdet; denn ich habe nie gefunden, daß Gott ein Wunder angefangen habe, ohne es zu gutem Ende zu führen; aber es freut mich, Euch hier zu sehen. Es ist doch etwas Großes, mit einem Wunder begnadigt worden zu sein."

Man glaube nicht etwa, daß er der einzige gewesen sei, der diese Begebenheit so bezeichnet habe, dieweil er die Legende gelesen hatte: im ganzen Lande und in den angrenzenden Ländern sprach man davon in denselben Ausdrücken, so lang das Ereigniß im Andenken blieb. Und, um die Wahrheit zu sagen, konnte man ihm, mit den Fransen, die man daran heftete, keinen andern Namen beilegen.

Er näherte sich hierauf Schritt für Schritt seinem Weibe, die gerade das Kesselchen von der Kette nahm und fragte sie leise: „Ist alles gut abgelaufen?"

„Sehr gut: ich will dir dann alles erzählen."

„Ja, ja, wenn du Zeit hast."

Die Hausfrau trug nun das Mittagessen auf, führte Lucia zum Tisch, nöthigte sie, sich zu setzen, löste hierauf ein Flügelchen von dem Kapaun ab und legte es

Lucien vor; sie setzte sich mit ihrem Manne gleichfalls, und beide munterten den niedergeschlagenen und verschämten Gast zum Essen auf. Der Schneider begann schon bei den ersten Bissen mit Begeisterung zu sprechen, wurde aber von den Kleinen häufig unterbrochen, die um den Tisch herumsaßen, und in Wahrheit zu viele außerordentliche Dinge gesehen hatten, um auf die Länge die stumme Rolle von Zuhörern zu spielen. Er beschrieb die feierlichen Ceremonien, dann ging er auf die wunderbarliche Bekehrung über. Aber was am meisten Eindruck auf ihn gemacht hatte, und auf was er am öftesten zurückkam, das war die Predigt des Cardinals.

„Wenn man ihn so vor dem Altare sah," sagte er, „einen solchen Herrn wie einen Pfarrer . . . ."

„Und das goldene Ding, das er auf dem Kopfe hatte," sagte eines der kleinen Mädchen.

„Schweig' still. Wenn man bedenkt, sage ich, daß ein solcher Herr und ein so weiser Mann, der, wie man sagt, alle Bücher gelesen hat, die es gibt, wozu es noch kein anderer gebracht hat, nicht einmal in Mailand; wenn man bedenkt, daß er die Sachen so zu sagen weiß, daß es Jedermann versteht . . . ."

„Ich hab's auch verstanden," sagte die kleine Schwatzbase.

„Schweig' still! Was wirst denn du verstanden haben?"

„Ich habe verstanden, daß er das Vangelium anstatt des Herrn Pfarrers ausgelegt hat."

„Schweig' still! Ich sage nicht, wer etwas weiß, daß einer es dann verstehen muß; aber auch die härtesten Köpfe, die Unwissendsten folgten dem Faden der

Predigt. Geht jetzt hin und fraget sie, ob sie die Worte zu wiederholen im Stande wären, die er sprach: ja, sie würden nicht ein einziges wieder herausfischen können; aber sie haben den Sinn davon. Und ohne jenen Herrn zu nennen, wie wohl wußte man, daß er von ihm sprechen wollte! Und um ihn zu verstehen, wäre es schon genug gewesen, wenn man gesehen hätte, wie er Thränen in den Augen hatte. Da fing dann aber auch das ganze Volk zu weinen an."

„Ja, das ist wahr," platzte der Knabe heraus, „aber warum weinten dann alle wie die kleinen Kinder?"

„Schweig' still. Und doch gibt es in unserm Lande harte Herzen. Er hat auch bewiesen, daß, wenn gleich Hungersnoth sei, man doch Gott Dank sagen und zufrieden sein müsse; man müsse thun was man könne, sich zusammennehmen, einander unterstützen und zufrieden sein. Denn leiden und arm sein sei kein Unglück, Böses thun sei ein Unglück. Das sind nicht blos schöne Redensarten; man weiß ja, daß er auch lebt, wie ein armer Mann und sich das Brod am Munde abspart, um es den Hungrigen mitzutheilen; da er doch besser als mancher andere das leckerste Leben führen könnte. Ach! so ein Mann freut einen, wenn man ihn predigen hört: da heißt es nicht, wie bei so vielen andern, richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. Und dann hat er noch gesagt, daß auch diejenigen, die nicht gerade reich sind, wenn sie etwas übriges haben, den Nothleidenden mitzutheilen verpflichtet sind."

Hier hörte er auf zu reden, wie von einem Gedanken überrascht. Er bedachte sich einen Augenblick,

dann füllte er eine Schüssel mit den Speisen, die auf dem Tische standen, legte ein Brod dazu, stellte alles auf eine Serviette, nahm diese an den vier Zipfeln und sagte zu dem größern Mädchen: „Nimm das.“ Dann gab er ihr in die andere Hand eine Flasche Wein und setzte bei: „Gehe zur Wittwe Maria, gib ihr das Zeug da und sag' ihr, sie solle sich mit ihren Kindern gütlich thun. Aber sage es recht freundlich, damit es nicht scheine, es sei ein Almosen. Sage fein nichts, wenn dir Jemand begegnet und nimm dich in Acht, daß du die Schüssel nicht zerbrichst.“

Lucien traten Thränen in die Augen und ein wohlthuendes Gefühl durchströmte ihr Herz, wie sie denn schon bei den früheren Worten einen Trost empfunden hatte, den ihr ein absichtlicher Zuspruch nicht hätte gewähren können. Ihre Seele, von diesen Schilderungen, von der eingebildeten Pracht, von den Gefühlen der Frömmigkeit und des Staunens ergriffen und von der Begeisterung des Erzählers fortgerissen, entschlug sich der schmerzlichen Gedanken, und wenn sie auch darauf zurückkam, so fand sie sich dagegen gestärkt. Selbst der Gedanke an das große Opfer, nicht als ob er seine ganze Bitterkeit verloren hätte, verursachte ihr eine gewisse feierliche, bittersüße Freude.

Bald darauf trat der Pfarrer des Orts herein und sagte, er sei vom Cardinal gesendet, um sich nach Lucia zu erkundigen und ihr mitzutheilen, daß der Cardinal sie denselben Tag noch zu sehen verlange; zugleich solle er dem Schneider und seinem Weibe im Namen des Cardinals danken. Und diese und jener konnten, gerührt und verwirrt, wie sie waren, keine Worte finden, um

über eine solche Kundgebung eines so vornehmen Herren ihre Freude auszudrücken.

„Ist Eure Mutter noch nicht angekommen?“ sagte der Pfarrer zu Lucia.

„Meine Mutter!“ rief diese. Als ihr der Pfarrer nun sagte, daß er auf Befehl des Erzbischofs nach ihr geschickt habe, nahm sie die Schürze vor die Augen und brach in heftiges Weinen aus, das noch eine Weile andauerte, nachdem der Pfarrer bereits fortgegangen war. Nachdem die stürmische Gemüthsbewegung, die bei dieser Nachricht in ihr erweckt worden war, allmälig anfing, ruhiger Ueberlegung Platz zu machen, erinnerte sich die Aermste, daß der nun so nahe Trost, die Mutter wieder zu sehen, ein vor wenigen Stunden noch so unerwarteter Trost, in jenen schrecklichen Stunden von ihr ausdrücklich erfleht und gleichsam ihrem Gelübde als Bedingung hinzugefügt worden sei. Laß mich unversehrt zu meiner Mutter zurückkehren, hatte sie gesagt; diese Worte tauchten nun deutlich in ihrem Gedächtnisse auf. Sie wurde mehr als je in ihrem Vorsatze bestärkt, ihr Versprechen zu halten, und stets von Neuem und stets bitterer machte sie sich jenes „ach ich Arme“ zum Vorwurfe, das ihr im ersten Augenblicke, als sie sich des Gelübdes wieder erinnerte, in Gedanken entfahren war.

Wirklich war Agnes, als man von ihr sprach, nicht mehr ferne. Man kann sich leicht denken, wie die arme Frau bei einer so unerwarteten Einladung, bei der nothwendiger Weise verstümmelten und verwirrten Nachricht von einer, man konnte sagen beseitigten aber schrecklichen Gefahr, erstaunt gewesen sei; wie sie sich geängstiget habe über einen fürchterlichen Vorfall, den der Bote weder

näher anzugeben, noch zu beschreiben wußte, und den sie von sich aus zu erklären keine Anhaltspunkte hatte. Nachdem sie mit den Händen in die Haare gefahren, mehrere Male: „Ach Gott! Oh du heilige Jungfrau!“ gerufen und an den Boten verschiedene Fragen gestellt hatte, auf welche dieser nicht zu antworten vermochte, stieg sie in rasender Eile auf die Karre und fuhr unterwegs fort, nutzlos Ausrufungen zu machen und Fragen zu stellen. Aber an einer gewissen Stelle stieß sie auf Don Abbondio, der langsam daher kam und bei jedem Schritte seinen Stock voran stellte. Nach einem beiderseitigen Oh! blieb er stehen, und sie ließ das Gefährt anhalten und stieg ab. Sie traten bei Seite in ein Kastanienwäldchen, das neben der Straße hinlief. Don Abbondio benachrichtigte sie von dem, was er hatte erfahren können und sehen müssen. Die Sache war zwar nicht klar, aber wenigstens war Agnes jetzt versichert, daß Lucia in Sicherheit sei und sie athmete wieder auf.

Darauf hatte Don Abbondio ein anderes Gespräch beginnen und ihr eine weitläufige Anweisung ertheilen wollen über die Art und Weise, wie sie sich gegen den Erzbischof zu benehmen hätte, wenn dieser, wie es wahrscheinlich war, mit ihr und ihrer Tochter zu sprechen verlangen sollte; vor allem sei es nicht am Platze, von der Heirath zu sprechen und .... Aber Agnes, die wohl merkte, daß der Ehrenmann nur in seinem eigenen Interesse rede, ließ ihn stehen ohne ihm etwas zu versprechen oder auch nur einen Entschluß zu fassen, denn sie hatte an ganz andere Dinge zu denken, und machte sich wieder auf den Weg.

Endlich kommt die Karre an und hält beim Hause

des Schneiders. Lucia springt auf, Agnes steigt ab und rennt in das Haus; sie liegen einander in den Armen. Die Frau des Schneiders, die allein beim Wiedersehen gegenwärtig war, ermuthigt Beide, beruhigt sie, freut sich mit ihnen und läßt sie dann, bescheiden wie sie ist, mit einander allein, indem sie sagt, sie gehe, um ein Bett für sie Beide zuzurichten; sie könne es ohne Belästigung: sie und ihr Mann würden aber in jedem Falle eher auf dem Boden schlafen, als gestatten, daß sie sich anderwärts ein Nachtquartier suchen müßten.

Nachdem sie sich genug umarmt und genug geschluchzt hatten, verlangte Agnes Lucia's Schicksale zu erfahren, und diese fing bekümmert an, sie ihr zu erzählen. Aber, wie der Leser weiß, war es eine Geschichte, die Niemand ganz wußte und für Lucia selbst gab es dunkle, ganz unerklärliche Punkte. Insbesondere jener verhängnißvolle Umstand, daß sich die schreckliche Kutsche gerade auf dem Wege befunden, als Lucia durch einen außerordentlichen Zufall dort vorüber ging, worüber Mutter und Tochter hundert Vermuthungen aufstellten, ohne auch nur annäherungsweise das rechte zu treffen.

In Beziehung auf den Haupturheber des bösen Anschlags konnte die eine wie die andere sich nicht enthalten, zu denken es sei Don Rodrigo.

„Ach, die schwarze Seele! der Höllenbrand!“ rief Agnes aus, „aber sein Stündchen wird auch einmal schlagen. Gott vergelte ihm nach seinen Werken; dann wird auch er erfahren . . . .“

„Nein, nein, Mutter; nein!“ unterbrach sie Lucia, „wünsche ihm keine Leiden, wünsche es Niemanden! Wenn du wüßtest, was Leiden heißt! Wenn du es em-

pfunden hättest! Nein, nein! Beten wir vielmehr für ihn zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß Gott sein Herz rühren möge, wie er das Herz jenes andern armen Herrn gerührt hat, der schlimmer war, als er und nun ein Heiliger ist."

Der Schauder, den Lucia bei der Erinnerung an so neue, so schmerzliche Vorfälle empfand, zwang sie mehr als einmal inne zu halten; mehr als einmal sagte sie, es fehle ihr der Muth fortzufahren, und nach vielem Weinen nahm sie die Erzählung mit Mühe wieder auf. Aber bei einem gewissen Punkte derselben hielt ein ganz verschiedenes Gefühl sie in Spannung und Ungewißheit: als sie nämlich an's Gelübde kam. Die Furcht, daß ihre Mutter sie eine vorschnelle Thörin schelten und wie bei der Copulationsgeschichte irgend eine ihrer dehnbaren Gewissensregeln auf's Tapet bringen und sie ihr als gerecht mit Gewalt aufschwatzen möchte, oder daß das offenherzige Weib die Sache, wenn auch nur um Licht und Rath zu erhalten, Jemanden anvertrauen und so unter die Leute bringen könnte, was Lucien, wenn sie nur daran dachte, das Blut in's Gesicht trieb; auch eine gewisse Scham vor der eigenen Mutter, ein unerklärlicher Widerwillen, diesen Punkt zur Sprache zu bringen; alles dieses zusammengenommen machte, daß sie den wichtigen Umstand verhehlte, indem sie sich vornahm, ihn nur dem Pater Christophoro im Vertrauen mitzutheilen. Aber wie war ihr zu Muth, als sie nach ihm sich erkundigte und die Antwort erhielt, daß er nicht mehr da sei, daß er in ein fernes, fernes Land gesendet worden sei, in ein Land, das so einen gewissen Namen habe!

„Und Renzo?“ sagte Agnes.

„Ist er in Sicherheit, ist es wahr?“ sagte Lucia ängstlich.

„Das ist gewiß, weil Jedermann es sagt; man hält es für sicher, daß er sich in's Bergamaskische geflüchtet habe, aber den Ort weiß Niemand genau anzugeben und er hat noch nichts von sich hören lassen. Er wird eben noch keine Gelegenheit gefunden haben.“

„Ach! wenn er in Sicherheit ist, so sei Gott gedankt,“ sagte Lucia und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, als es durch ein unerwartetes Ereigniß, die Erscheinung des Cardinals, ganz unterbrochen wurde.

Nachdem dieser aus der Kirche, wo wir ihn gelassen haben, zurückgekehrt war, hörte er von dem Ungenannten, daß Lucia frisch und gesund angekommen sei; er war nun mit diesem zum Mittagstisch gegangen und hatte ihn zu seiner Rechten sitzen lassen, mitten in einer Umgebung von Priestern, die nicht müde wurden, jenes Gesicht, so mild ohne Schwäche, so demüthig ohne Erniedrigung, zu betrachten und es mit dem Bilde zu vergleichen, das sie schon seit lange her von dem Manne sich gemacht hatten.

Als das Mittagsmahl vorüber war, hatten sich die Beiden von Neuem mit einander zurückgezogen. Nach einer Unterredung, die viel länger dauerte, als die erste, war der Ungenannte auf demselben Maulthier vom Morgen in seine Veste zurückgeritten, und der Cardinal hatte den Pfarrer rufen lassen und ihm gesagt, er wünsche in das Haus geführt zu werden, wo man Lucia untergebracht habe.

„Oh! Euer Hochwürden und Gnaden,“ antwortete der Pfarrer, braucht sich nicht zu bemühen; ich will sogleich hinschicken und sagen lassen, daß die Jungfrau und die Mutter herkommen sollen, wenn sie schon angekommen ist und auch die Leute, die sie gastlich aufgenommen, wenn Euer Gnaden sie wünscht und alle, die Euer Hochwürden und Gnaden verlangt.“

„Ich wünsche selbst hinzugehen, um sie zu sehen,“ erwiederte der Cardinal.

„Euer Hochwürden und Gnaden braucht sich nicht die Mühe zu geben; ich will sie sogleich rufen lassen, es ist im Augenblick geschehen,“ beharrte der ungeschickte Pfarrer (sonst ein guter Mann), der nicht begriff, daß der Cardinal mit dem Besuch das Unglück, die Unschuld, die Gastfreundschaft und sein eigenes Amt ehren wolle. Da aber der Vorgesetzte denselben Wunsch wiederholt ausgedrückt hatte, so verbeugte er sich und ging.

Als man die beiden geistlichen Herrn auf der Straße erscheinen sah, sammelte sich alles Volk, das in der Nähe war, um sie, und in wenigen Augenblicken lief es von allen Seiten herbei, die einen neben ihnen, andere hinter ihnen, alles wirr durch einander. Der Pfarrer rief nach allen Seiten: „Weg da, zurück, geht auf die Seite; aber! aber!“ Federigo sagte zu ihm: „Laßt sie gewähren,“ und ging vorwärts, indem er bald die Hand erhob, um dem Volke den Segen zu geben, bald die Jungen liebkoste, die ihm zwischen die Beine kamen. So gelangten sie zu dem Hause und traten hinein; das schaarenweis zusammengelaufene Volk blieb außerhalb stehen. Aber unter dem Haufen befand sich auch unser Schneider, der wie die andern hinterdrein gelaufen war

und Maul und Augen aufsperrte, da er nicht wußte, wo es hinginge. Als er aber dies unerwartete Wo ersah, drängte er sich durch; man kann sich einbilden, wie laut er zu wiederholten Malen schrie: „Laßt durch, was durch muß," und trat hinein.

Agnes und Lucia hörten ein allmälig lauter werdendes Gesumme, und derweil sie dachten, was es wohl sein möge, sahen sie die Thür sperrangelweit aufgehen und den Cardinal im Purpurgewand mit dem Pfarrer eintreten.

„Ist's jene?" fragte ersterer den Pfarrer, und auf einen bejahenden Wink ging er auf Lucia zu, die, gleich ihrer Mutter, vor Ueberraschung und Scham stumm und unbeweglich stehen geblieben war. Aber der Ton jener Stimme, sein Anblick, seine Haltung, vor allem aber die Worte Federigo's hatten sie sogleich wieder ermuthigt. „Armes Mädchen," begann er, „Gott hat zugelassen, daß du auf eine schwere Probe gestellt wurdest, aber er hat dir auch gezeigt, daß er sein Auge nicht von dir abgewendet, daß er dich nicht vergessen hat. Er hat dich wieder in Sicherheit gebracht und hat sich deiner zu einem großen Werke bedient, um Einem Barmherzigkeit zu erweisen und zu gleicher Zeit Viele zu trösten."

Nun erschien die Hausfrau im Zimmer; auch sie war bei dem Geräusche an's Fenster getreten und da sie wahrgenommen, wer in ihr Haus eintrete, so war sie eiligst die Treppe herabgesprungen, nachdem sie ihren Anzug so gut wie möglich in Ordnung gebracht hatte, und beinahe gleichzeitig trat auch der Schneider durch eine andere Thür ein. Als sie sahen, daß das Gespräch

begonnen hatte, so zogen sie sich beide in eine Ecke zurück, wo sie ehrfurchtsvoll stehen blieben. Der Cardinal grüßte sie höflich und fuhr fort mit den Frauen zu reden, indem er seinen Trostsprüchen manche Frage einflocht, um zu sehen, ob er in den Antworten nicht eine Veranlassung finden könne, derjenigen Gutes zu erweisen, die so viel gelitten hatte.

„Es wäre gut, wenn alle Priester so wären, wie Euer Gnaden, wenn sie ein Bischen zu den armen Leuten hielten und nicht mithälfen, sie in die Klemme zu bringen, um sich selbst herauszuwinden," sagte Agnes, von dem zutraulichen, liebreichen Wesen Federigo's ermuthigt und von dem Gedanken erbittert, daß der Herr Don Abbondio, der immer andere Leute im Stiche lasse, sie auch noch verhindern wolle, zu klagen und ihr Herz bei einem Manne, der über ihm stehe, auszuschütten, wenn einmal durch einen seltenen Zufall die Gelegenheit dazu sich darbiete.

„Sagt immerhin alles, was Ihr denkt," entgegnete der Cardinal; „sprecht unumwunden."

„Ich will sagen, daß die Sache nicht so schlimm ausgefallen wäre, wenn unser Herr Pfarrer seine Schuldigkeit gethan hätte."

Aber da der Cardinal ihr von Neuem zusetzte, sie sollte sich deutlicher erklären, fand sich diese in der verdrießlichen Lage, eine Geschichte erzählen zu müssen, in der auch sie eine Rolle gespielt hatte, die sie, besonders einen so hohen geistlichen Herrn, nicht gar gerne wissen lassen wollte; sie wußte jedoch, mittelst eines kleinen Kniffs zurecht zu kommen: sie erzählte von der abgesprochenen Trauung, von Don Abbondio's

Weigerung, verschwieg auch nicht den Vorwand von wegen der Obern, den er auf's Tapet gebracht hatte; und sprang dann auf den Anschlag Don Rodrigo's über, und wie sie, gewarnt, hätten entkommen können, um, wie sie sich ausdrückte, aus dem Regen in die Traufe zu gerathen. „Wenn statt dessen der Herr Pfarrer uns die Sache aufrichtig gesagt und die armen jungen Leute sogleich getraut hätte, so wären wir alle miteinander auf der Stelle weggezogen, weit, weit weg an einen Ort, daß nicht einmal die Luft ihn hätte erfahren sollen. So aber hat man Zeit verloren, und es ist gekommen, wie's gekommen ist."

„Der Herr Pfarrer soll mir über diese seine Handlungsweise Rechenschaft ablegen," sagte der Cardinal.

„Nein, Herr, nein, Herr," fiel Agnes plötzlich ein: „ich habe es nicht deßhalb gesagt. Scheltet ihn nicht, denn es ist jetzt schon, wie es ist, und nützt doch nichts; er ist einmal so; wenn der Fall wieder vorkäme, würde er es wieder so machen."

Aber Lucia, die mit der Art und Weise, wie ihre Mutter die Geschichte erzählt hatte, nicht zufrieden war, setzte bei: „Auch wir haben unrecht gehandelt; man sieht, es war nicht Gottes Wille, daß die Sache zu Stande kam."

„Warum habt denn Ihr unrecht gehandelt, armes Kind?" sagte Federigo.

Lucia erzählte nun, den grimmigen Blicken zum Trotze, welche die Mutter ihr verstohlner Weise zuzuwerfen suchte, die Geschichte des im Pfarrhause gemachten Versuchs, und schloß mit den Worten: „Wir haben unrecht gehandelt, und Gott hat uns gezüchtiget."

„Nimm aus seiner Hand die Leiden an, die du ausgestanden hast, und sei guten Muthes," sagte Federigo: „denn wer hat Grund, sich zu freuen und zu hoffen, wenn nicht derjenige, der geduldet hat und sich selbst anzuklagen keinen Anstand nimmt?"

Hierauf fragte er, wo der Bräutigam sei, und da er von Agnes (denn Lucia schwieg mit gebeugtem Haupte und niedergeschlagenen Augen stille) gehört hatte, daß er sich aus dem Lande geflüchtet habe, so drückte er darüber seine Verwunderung und sein Bedauern aus, und wollte den Grund wissen.

Agnes erzählte all das Wenige, was sie von Renzo's Geschichte wußte.

„Ich habe von dem jungen Manne reden hören," sagte der Cardinal, „aber wie in aller Welt konnte ein Mensch, der in solche Dinge verwickelt war, an's Heirathen denken mit einem solchen Mädchen?"

„Er war ein rechtschaffener Jüngling," sagte Lucia erröthend, aber mit fester Stimme.

„Er war sein Lebtag ein ruhiger Mensch," setzte Agnes bei, „man kann ihm nachfragen, wo man will, sogar bei dem Herrn Pfarrer. Wer weiß, was sie da drunten für Zeugs, was für Ränke gemacht haben? Ein armer Teufel ist gleich schlecht gemacht."

„Es ist nur allzu wahr," sagte der Cardinal, „ich will mich gewiß nach ihm erkundigen," und nachdem er sich Tauf- und Geschlechtsnamen des Jünglings hatte angeben lassen, zeichnete er sie in ein Notizbüchlein ein. Er fügte hinzu, er gedenke binnen wenigen Tagen in ihre Heimath zu kommen, dann könne Lucia unbedenklich dahin zurückkehren; inzwischen wolle er sie an einem

Orte unterbringen, wo sie vollkommen sicher sei, bis die ganze Angelegenheit vollständig geordnet sein würde.

Hierauf wendete er sich an den Hausherrn und an die Hausfrau, welche sogleich vortraten. Er erneuerte die Danksagungen, die er ihnen bereits durch den Pfarrer hatte ausdrücken lassen, und fragte sie, ob sie die Gäste, die Gott ihnen zugesendet habe, nicht noch einige Tage bei sich behalten wollten.

„Ach! ja freilich Herr!" antwortete die Hausfrau mit einer Betonung und einem Gesichte, welche viel mehr als diese trockene Antwort ausdrückten, die sie aus Schüchternheit kaum herausbrachte. Der Mann aber, durch die Gegenwart eines solchen Fragers, und durch den Wunsch, bei einer so wichtigen Gelegenheit sich herauszubeißen, in die heftigste Aufregung versetzt, sann ängstlich auf eine schöne Antwort. Er zog die Stirne zusammen, verdrehte die Augen, preßte die Lippen auf einander, spannte den Bogen seines Verstandes bis zum Brechen, suchte, stöberte, spürte in sich einen Anstoß von verstümmelten Gedanken und halben Worten; aber der Augenblick drängte: der Cardinal gab schon zu verstehen, daß er das Stillschweigen ausgedeutet habe; der arme Mann machte den Mund auf und sagte: „Stellt Euch vor!" Weiter vermochte er nicht herauszubringen. Ein Mißgeschick, das ihn nicht nur für den Augenblick tief niederbeugte; nein, die lästige Erinnerung daran vergällte ihm sein Leben lang die Freude über die ihm zu Theil gewordene Ehre. Und wie oft, wenn er daran zurückdachte und mit den Gedanken auf dem Ereigniß verweilte, fielen ihm gleichsam zum Hohne Worte ein, die alle besser gepaßt hätten, als das einfältige Stellt

Euch vor. Aber das Sprichwort sagt: „Die besten Gedanken kommen Einem erst hintendrein.“

Der Cardinal schied mit den Worten: „Der Segen des Herrn sei über diesem Hause.“

Am Abend fragte er den Pfarrer, wie man den Mann, der doch nicht reich sein könne, für seine, besonders in dieser Zeit, mit Kosten verknüpfte Gastfreundschaft belohnen könne. Der Pfarrer antwortete, daß allerdings weder der Erwerb mittelst seiner Profession noch der Ertrag seiner eigenen Grundstücke in diesem Jahrgange so viel betragen könnten, um den guten Schneider in den Stand zu setzen, so freigebig gegen andere zu sein; daß er jedoch, da er in den frühern Jahren etwas habe zurücklegen können, zu den wohlhabendern Leuten der Umgegend zähle, und daher wohl etwas mehr aufwenden könne, ohne sein Hauswesen in Unordnung zu bringen; er thue es gewiß recht gerne und man werde ihn in keiner Weise vermögen können, eine Belohnung anzunehmen.

„Wahrscheinlich,“ sagte der Cardinal, „hat er Forderungen bei Leuten, die nicht bezahlen können.“

„Ich glaube es auch, Monsignor; diese armen Leute zahlen mit dem, was sie von der Erndte erübrigen: im verflossenen Jahre blieb ihnen nichts übrig, und in diesem Jahrgange verbleiben alle mit dem Nöthigen im Rückstande.“

„Nun denn,“ sagte Federigo, „ich nehme alle diese Schulden auf mich; und Ihr, Herr Pfarrer, werdet wohl die Güte haben, Euch von ihm ein Verzeichniß dieser Beträge geben zu lassen, und sie zu bezahlen.“

„Es wird ein hübsches Sümmchen sein."

„Desto besser; es werden auch viele Leute hier sein, die keine Schulden haben, weil sie keinen Credit finden."

„Leider nur zu viele."

„Nun so laßt sie durch den Schneider auf meine Kosten kleiden und bezahlt ihn gut. Wahrlich, in diesem Jahre scheint mir alles gestohlen, was nicht auf Brod verwendet wird; aber das ist ein ganz besonderer Fall."

Wir wollen jedoch die Geschichte dieses Tages nicht schließen, ohne zu erzählen, wie der Ungenannte ihn beendiget habe.

Dieses Mal hatte die Nachricht von seiner Bekehrung vor seiner Ankunft im Thale sich verbreitet, und überall Staunen, Angst, Aerger und Gerede erregt. Den ersten Bravi und Dienern (es war alles eins), denen er begegnete, winkte er zu, daß sie ihm folgen sollten, und so allen übrigen. Alle gingen mit großer Spannung, aber mit der gewohnten Unterwürfigkeit, hinter ihm her, bis er endlich mit einem immer wachsenden Gefolge in der Veste ankam. Denen am Thore winkte er gleichfalls, mit den andern ihm zu folgen; er trat in den ersten Hof, ritt gegen die Mitte hin und ließ da, noch immer auf dem Reitthiere sitzend, einen lauten Ruf erschallen; es war das Zeichen, auf welches alle seine Leute, die es hörten, herbeizurennen gewohnt waren. Im Augenblicke kamen auch jene, die noch in der Veste umher zerstreut waren, auf jenen Ruf herbei und gesellten sich zu den bereits Versammelten; alle schauten auf den Herrn.

„Geht hinauf und erwartet mich im großen Saale,“ sagte er zu ihnen, und von seinem Maulthiere herab wartete er, bis sie gegangen waren. Dann stieg er ab, führte es selbst in den Stall und ging hin, wo er erwartet wurde. Bei seinem Erscheinen hörte das Geflüster plötzlich auf; alle drängten sich nach einer Seite hin und ließen ihm einen großen Raum im Saale frei: es mochten ungefähr dreißig sein.

Der Ungenannte erhob die Hand, wie um das plötzlich entstandene Schweigen zu erhalten; dann erhob er sein Gesicht, sah alle rings um der Reihe nach an und sagte: „Hört Alle mich an und Niemand rede, wenn er nicht gefragt wird. Kinder, der Weg, den wir bis jetzt gegangen sind, führt in den Abgrund der Hölle. Es ist kein Vorwurf, den ich euch machen will, ich, der ich euch allen voran, der ich der Schlechteste von Allen bin; aber hört, was ich euch zu sagen habe. Der barmherzige Gott hat mir zugerufen, mein Leben zu ändern; und ich will es ändern; ich habe es schon geändert; möchte er es doch auch mit euch so machen. Wisset also und glaubet es festiglich, daß ich entschlossen bin, lieber zu sterben, als fortan etwas gegen sein heiliges Gesetz zu unternehmen. Ich nehme hiermit die gottlosen Befehle zurück, die ihr von mir erhalten habt; ihr versteht mich; ja, ich verbiete euch, etwas von dem zu thun, was euch befohlen war. Eben so glaubet festiglich, daß von nun an Keiner in meinem Dienste und mit meinem Schutze irgend etwas Böses thun dürfe. Wer unter dieser Bedingung bei mir bleiben will, soll mir wie ein Sohn sein, und ich würde mich am Ende jenes Tages glücklich preisen, an dem ich

nichts gegessen hätte, um den letzten unter euch mit dem letzten Brode zu sättigen, das mir noch im Hause übrig wäre. Wer nicht will, dem soll an Lohn ausbezahlt werden, was er zu fordern hat, und ein Geschenk dazu; er kann gehen; aber nie mehr setze er einen Fuß auf meine Schwelle, es wäre denn, um sein Leben zu ändern; denn dazu wird er immer mit offenen Armen empfangen werden: denkt diese Nacht darüber nach; morgen früh werde ich einen nach dem andern rufen lassen, damit er mir seine Antwort mittheilen kann und dann werde ich euch weitere Befehle ertheilen. Für jetzt gehe jeder an seinen Posten. Und Gott, der mir so viele Barmherzigkeit erwiesen hat, sende euch gute Gedanken."

Hier schloß er und alles verharrte in tiefem Schweigen. So mannigfaltig und stürmisch die Gedanken sein mochten, welche in diesen Köpfen aufwallten, so war doch äußerlich kein Zeichen davon wahrzunehmen. Sie waren gewöhnt, die Stimme ihres Herrn als die Offenbarung eines Willens anzusehen, mit welchem man nicht rechten durfte; und diese Stimme, welche verkündigte, daß der Wille geändert sei, gab kein Anzeichen von sich, daß er nun geschwächt worden sei. Keinem von ihnen fiel es auch nur ein, daß, weil er sich bekehrt habe, man ihm den Wind abgewinnen und ihm antworten könne, wie einem andern Menschen. Sie sahen in ihm einen Heiligen, aber einen jener Heiligen, die man mit aufrechtem Haupte und das Schwert in der Faust darstellt. Außer der Furcht hatten sie (besonders jene, die auf seinen Besitzungen geboren waren, und deren waren es sehr viele) zu ihm auch eine

Zuneigung, wie hörige Leute zu ihrem Herrn: sie sollten ihm eine wohlwollende Bewunderung und empfanden in seiner Gegenwart sozusagen eine Art von Verschämtheit, die auch die rohesten und frechsten Gemüther vor einer Ueberlegenheit fühlen, die sie schon anerkannt haben. Die Dinge, die sie nun aus seinem Munde vernommen, waren zwar ihren Ohren zuwider, aber nicht falsch, noch ihrem Verstande fremd. Wenn sie sich tausendmal darüber lustig gemacht hatten, so geschah es nicht etwa, weil sie sie nicht geglaubt hätten, sondern um durch ihre Spöttereien der Furcht vorzubeugen, die über sie gekommen wäre, wenn sie im Ernste darüber nachgedacht hätten. Und nun, da sie die Wirkung dieser Furcht in einer Seele, wie die ihres Herrn, wahrnahmen, so war keiner unter ihnen, der nicht, der eine mehr, der andere weniger, für einige Zeit wenigstens, dieser Furcht gleichfalls Raum gegeben hätte. Dazu kam, daß jene unter ihnen, die am Morgen außerhalb des Thales gewesen und unter den ersten die große Neuigkeit erfahren, zugleich auch die Freude, den Jubel der Bevölkerung, die Liebe und die Verehrung für den Ungenannten gesehen und berichtet hatten, die an die Stelle des alten Hasses und des alten Schreckens getreten waren; in der Weise, daß sie in dem Mann, den sie so zu sagen immer von unten nach oben angeschaut hatten, auch wenn sie selbst großentheils seine Kraft waren, nunmehr das Wunder und den Götzen der Menge sahen; daß sie ihn, in einem von früher zwar ganz verschiedenen Sinne, aber darum nicht minder über andere erhaben, immer außerhalb des gemeinen Haufens, immer an der Spitze stehend erblickten.

Sie waren daher ganz betäubt und wußten nicht, wie sie mit sich, wie sie mit den andern daran waren. Der eine ärgerte sich, der andere machte Pläne, wo er hingehen solle, um ein Unterkommen und einen Dienst zu suchen; der dritte stellte eine Selbstprüfung an, ob er sich dazu bequemen könne, ein ehrlicher Mann zu werden; ein vierter, der durch jene Worte gerührt wurde, verspürte eine gewisse Neigung dazu; noch ein anderer endlich nahm, ohne einen festen Entschluß zu fassen, sich vor, einstweilen alles zu versprechen und zu bleiben, um das so gutherzig versprochene, jetzt so theure Brod zu essen und Zeit zu gewinnen; keiner aber verrieth sich. Und als der Ungenannte seine gebieterische Hand wiederum erhob, um ihnen zu bedeuten, daß sie sich entfernen sollten, duckten sie die Köpfe wie eine Heerde Schafe und machten sich insgesammt in größter Eile davon. Er ging hinter ihnen her gleichfalls aus dem Saale und stellte sich zuerst im Höfchen auf, um in der Dämmerung nachzusehen, ob sie auseinander gingen und jeder sich an seinen Posten begebe. Dann stieg er hinauf, um eine Laterne zu holen, durchstrich von Neuem die Höfe, die Gänge, die Säle, untersuchte alle Einlässe, und da er fand, daß alles ruhig sei, so ging er schließlich schlafen. Ja, schlafen, denn er hatte Schlaf.

Niemals, in keiner Lage, hatten mehr verwickelte und dringende Geschäfte, so sehr er solche immer aufgesucht hatte, auf seinen Schultern gelegen, als nun, und doch hatte er Schlaf. Das Gewissen, das ihm denselben in voriger Nacht verscheucht hatte, erhob, weit entfernt beruhiget zu sein, seine Stimme noch lauter, noch strenger, noch unabhängiger, und doch hatte er Schlaf.

Die Ordnung, die Art von Regierung, die von ihm selbst seit so vielen Jahren, mit so vieler Sorgfalt, mit einer so ganz eigenthümlichen Paarung von Keckheit und Beharrlichkeit da drinn eingerichtet worden, war von ihm selbst mit wenigen Worten in Gefahr gebracht worden; die unbeschränkte Abhängigkeit seiner Leute, jene Bereitwilligkeit zu jeglichem, jene banditenmäßige Treue, auf welche er so lange her zu vertrauen gewohnt war, er hatte sie selbst gelockert, seine Werkzeuge, er hatte sie zu einem Berge von Verwirrung werden lassen, er hatte Unordnung und Ungewißheit in sein Haus gebracht, und doch hatte er Schlaf.

Er trat in sein Zimmer, er näherte sich seinem Bette, in welchem er die Nacht zuvor so viele Dornen gefunden hatte, und warf sich neben demselben auf die Kniee, in der Absicht zu beten. Und wirklich fand er in einem tiefen versteckten Winkel seiner Seele die Gebete auf, die man ihm in seiner Kindheit gelehrt hatte; er begann sie herzusagen, und jene Worte, die so lang dort zusammengerollt beisammengelegen hatten, kamen nun eins nach dem andern hervor, als wenn sie von einem Knäuel abgewickelt würden. Ein unerklärbares Gemisch von Gefühlen bemächtigte sich hiebei seiner Seele; eine gewisse Wonne über diese Rückkehr zu den Gewohnheiten der Unschuld; eine Vermehrung des Schmerzes beim Gedanken an den Abgrund, den er zwischen jener Zeit und der Gegenwart gegraben hatte; eine glühende Sehnsucht, durch Werke der Sühne zu einem neuen Bewußtsein, zu einem Zustand zu gelangen, welcher der Unschuld näher liegen sollte, zu der er nicht zurückkehren konnte; ein Erkennen jener Barmherzigkeit und ein Ver-

trauen auf sie, die ihn zu jenem Zustande zurückführen konnte und die ihm schon so viele Zeichen gegeben hatte, daß sie es wolle. Er stand nun auf, legte sich zu Bette und schlief gleich darauf ein.

So endete jener Tag, der zur Zeit, als unser Anonymus schrieb, noch so berühmt war, und von dem man nun, wenn er nicht wäre, durchaus nichts, wenigstens keine Einzelnheit wissen würde: denn die oben citirten Ripamonti und Rivola sagen nichts, als daß jener bezeichnete Tyraun, nach einer Besprechung mit Federigo, auf wunderbarliche Weise seinen Lebenswandel geändert und zwar für immer geändert habe. Und wie viele gibt es wohl, welche die Bücher dieser beiden Autoren gelesen haben? Noch weniger als solche, die das Unsrige lesen werden. Und wer weiß, ob in jenem Thale selbst, wenn etwa Jemand den Willen hätte es aufzusuchen, und die Geschicklichkeit es aufzufinden, noch irgend eine trübe und verworrene Ueberlieferung dieser Begebenheit verblieben sei? Es hat sich seither so gar Vieles zugetragen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Tags darauf sprach man in Lucia's Dörfchen und im ganzen Gebiet von Lecco nur von dieser, von dem Ungenannten, von dem Erzbischofe und noch von einem andern, der, so angenehm es ihm sonst war, wenn die Leute viel von ihm sprachen, dies unter den vorwaltenden Umständen nicht besonders gerne sah: wir meinen den Herrn Don Rodrigo.

Nicht als ob man früher nicht von seinen Unthaten gesprochen hätte: aber es waren nur abgebrochene, geheime Reden; zwei mußten sich ganz genau kennen, um über einen solchen Gegenstand den Mund zu öffnen. Und auch dann äußerten sie sich darüber nicht mit jener Energie, deren sie fähig gewesen wären: weil die Menschen, im allgemeinen gesprochen, wenn sie ihrem Unwillen nicht ohne Gefahr Luft machen können, ihn nicht nur weniger zeigen oder mehr in sich verschließen, sondern in der That auch weniger empfinden. Aber wer hätte sich nun enthalten, sich zu erkundigen, und über eine, solches Aufsehen erregende Thatsache zu reden, in welcher man die Hand Gottes sichtbar erkennen konnte, und wobei zwei so hochgestellte Männer eine so schöne Rolle spielten? Der eine, bei welchem eine so hochherzige Liebe zur Gerechtigkeit mit einem so großen Ansehen Hand in Hand ging; der andere, in dem die personificirte Gewaltthätigkeit sich gedemüthigt, die Tapferkeit so zu sagen die Waffen gestreckt und um Friede gebeten zu haben schien. Bei solchen Vergleichungen schrumpfte der Herr Don Rodrigo bedeutend zusammen. Jetzt begriff man auf allen Seiten, was es heiße, die Unschuld zu quälen, um sie entehren zu können und sie mit so schamloser Beharrlichkeit, mit so wilder Gewaltthat, mit so verabscheuungswürdigen Nachstellungen zu verfolgen. Bei dieser Gelegenheit unterließ man nicht, über die vielen andern Heldenthaten jenes Herrn eine Musterung anzustellen: und über alles sprach man jetzt, wie man dachte, indem ein jeder dadurch ermuthiget wurde, daß er sich mit allen im Einklange fand. Es war ein allgemeines Gemurmel und Gezischel; aber nur weit vom

Schuß, wegen seiner vielen Bravi, die überall aufpaßten.

Ein gut Theil dieses öffentlichen Hasses fiel noch auf seine Freunde und Schmeichler. Man hechelte den Herrn Landvogt tüchtig durch, der bei allen Unthaten jenes Tyrannen immer taub, blind und stumm blieb; aber auch ihn nur von weitem, da er, wenn auch keine Bravi, doch seine Häscher hatte. Auf den Doktor Rechtsverdreher, der nur Schwätzereien und Ränke machte, und andere Speichellecker seines gleichen nahm man weniger Rücksicht. Man zeigte mit Fingern auf sie und sah sie mit scheelen Augen an; dermaßen, daß sie es einige Zeit für angemessen erachteten, sich nicht mehr in den Straßen sehen zu lassen.

Don Rodrigo, von jener unvermutheten Nachricht, die von dem von Tag zu Tag, von Augenblick zu Augenblick erwarteten Berichte so sehr abwich, wie vom Blitze gerührt, verkroch sich ganz allein mit seinen Bravi zwei Tage lang in sein Schloß, um sich zu ärgern; am dritten reiste er nach Mailand ab. Wenn sonst nichts gewesen wäre, als jene Nachreden des Pöbels, so würde er vielleicht, nachdem die Sache doch schon so weit gekommen war, absichtlich geblieben sein, um ihm zu trotzen, ja gar um Gelegenheit zu suchen, an einem der Vorlautesten ein Exempel für alle zu statuiren; aber was ihn vertrieb, war, daß er für gewiß erfahren hatte, daß der Cardinal auch hieher kommen werde. Der Graf Oheim, der von der ganzen Geschichte nichts wußte, als was ihm Attilio gesagt hatte, hätte zweifelsohne verlangt, daß Don Rodrigo bei einer solchen Veranlassung eine große Figur spielen und dem Cardinal einen

öffentlichen Empfang bereiten sollte; jeder sieht aber ein, wie er dabei angekommen wäre. Der Graf-Oheim hätte es verlangt, und sich darüber genaue Rechenschaft ablegen lassen, weil es eine feierliche Gelegenheit war, zu zeigen, in welcher Achtung die Familie bei einem so hochgestellten Manne stehe. Um sich nun einer so peinlichen Verlegenheit zu entziehen, stand Don Rodrigo an einem schönen Morgen vor der Sonne auf, setzte sich mit dem Grauen in eine Kutsche, mit andern Bravi vornen und hinten; und nachdem er den Befehl hinterlassen, daß auch seine Dienerschaft ihm unmittelbar folgen solle, reiste er ab, wie ein Flüchtiger oder (wenn es gestattet ist, unsere handelnden Personen durch irgend eine berühmte Vergleichung herauszuheben) er entwich wie Katilina aus Rom, wuthschnaubend und mit dem Schwure, in einem ganz andern Aufzuge bald wieder zu kommen, um Rache zu nehmen.

Inzwischen visitirte der Cardinal, je eine täglich, die Pfarreien des Bezirks von Lecco. Am Tage, da er in Lucia's Dorf kommen sollte, hatte sich ein großer Theil der Bewohner auf den Weg gemacht, um ihm entgegen zu gehen. Beim Eingang in's Dorf, gerade neben dem Häuschen unserer beiden Frauen, war ein Triumphbogen, der aus aufrecht stehenden Balken und daran befestigten Querhölzern errichtet, mit Stroh und Moos verkleidet, und mit Zweigen von Mausedorn und Stechpalmen verziert war, woran scharlachrothe Beeren hingen. Die Vorderseite der Kirche war mit Tapeten behangen, an den Fenstergesimsen waren Decken und Betttücher ausgespannt, und Kindswindeln waren wie Fahnen ausgehängt; all das Zeug sollte dazu dienen,

wohl oder übel, einen Schein von Ueberfluß darzustellen. Gegen vier Uhr, zu welcher Stunde man den Cardinal erwartete, kamen auch noch jene, die zu Hause geblieben waren, Greise, Frauen, zum größten Theil aber Kinder, theils in Reihen, theils in Haufen, um ihm ebenfalls entgegen zu gehen; vor ihnen zog Don Abbondio einher, der inmitten einer solchen Festlichkeit allein ein finsteres Gesicht machte, theils wegen des betäubenden Lärms, theils wegen des Gewimmels von Leuten, das bald vor- bald rückwärts wogte, und durch die unaufhörliche Wiederholung ihm Schwindel verursachte, besonders aber wegen der geheimen Besorgniß, daß die Frauen vielleicht geplaudert hätten, und er der verweigerten Trauung halber zur Rechenschaft gezogen werden könnte.

Da sah man auf einmal den Cardinal oder besser die Menschenmasse, in deren Mitte, umgeben von seinem Gefolge, seine Sänfte sich befand; denn von all' dem sah man nichts, als ein Anzeichen in der Luft, über alle die Köpfe weg ein Stück von dem Kreuze, das der Hofcaplan trug, der auf einem Maulthiere ritt. Die Leute, die mit Don Abbondio gingen, rannten bunt untereinander vorwärts, um zu jenen zu gelangen; er aber, nachdem er ihnen drei- bis viermal zugerufen hatte: „langsam, bleibt in der Reihe, was macht ihr denn?" wandte sich ärgerlich um und ging fortwährend brummend: „das ist ja eine babylonische Verwirrung" in die Kirche zurück, um den Cardinal da zu erwarten.

Der Cardinal rückte heran, mit der Hand Segen spendend und aus dem Mund des Volkes empfangend, das die Diener in seinem Gefolge vergebens zurückzu-

halten suchten. Da die Leute aus Lucia's Dorf waren, so hätte sie dem Erzbischofe gerne ganz besondere Ehrenbezeugungen erwiesen; aber die Sache war nicht leicht, denn es war Gebrauch, daß man überall, wohin er kam, beinahe mehr that als man konnte. Schon gleich beim Anfang seines Pontificats, beim ersten feierlichen Einzug in den Dom, war das Gedränge und das Ungestüm des Volkes um ihn her so groß gewesen, daß man um sein Leben besorgt war; und einige Edelleute, die ihm näher waren, die Schwerter zogen, um die Menge einzuschüchtern und zurückzutreiben. So viel Unordentliches und Gewaltthätiges lag in den damaligen Gebräuchen, daß man, selbst wenn man einem Bischofe in der Kirche Kundgebungen des Wohlwollens bezeigen, oder sie mäßigen wollte, fast bis zum Morde gehen mußte. Und vielleicht hätte diese Vertheidigung nicht einmal genügt, wenn der Ceremonienmeister und der Unterceremonienmeister, ein Clerici und ein Picozzi, junge Priester, kräftig an Leib und Seele, ihn nicht auf ihre Arme gehoben und frei weg von der Kirchthür bis zum Hochaltar getragen hätten. Von da ab kann man bei den vielen bischöflichen Visitationsreisen, die er zu machen hatte, seinen ersten Eintritt in die Kirche in vollem Ernste unter die mit seinem Hirtenamte verknüpften Mühsale, und zuweilen unter die von ihm bestandenen Gefahren zählen.

Er trat auch in diese ein so gut er konnte, er schritt zum Altare und nachdem er einige Zeit im Gebete verweilt hatte, hielt er nach seiner Gewohnheit eine kurze Ansprache an das Volk, über seine Liebe zu ihnen, über seinen Eifer für ihr Seelenheil und wie sie sich zu den

Functionen des folgenden Tages vorbereiten sollten. Hierauf zog er sich in's Pfarrhaus zurück und verlangte unter anderm von Don Abbondio auch Auskunft über Renzo. Dieser sagte ihm, er sei ein etwas lebhafter, etwas starrköpfiger, etwas hitziger Junge. Aber nach mehreren bestimmteren und genaueren Fragen mußte er antworten, daß er ein rechtschaffener Bursche sei, und daß auch er nicht begreifen könne, wie er in Mailand jene Teufeleien habe anstellen können, von denen man gesprochen habe.

„Was die Jungfrau betrifft," fuhr der Cardinal fort, „meint Ihr wohl, daß sie jetzt sicher hierher kommen kann, um in ihrem Hause zu wohnen?"

„Für jetzt kann sie kommen," versetzte Don Abbondio, „und wohnen wie sie will, ich sage für jetzt; aber" fügte er seufzend bei, „dann müßten Euer Hochwürden und Gnaden immer hier oder wenigstens in der Nähe sein!"

„Der Herr ist immer nahe," sagte der Cardinal: „übrigens werde ich darauf denken, sie in Sicherheit zu bringen." Und sogleich gab er Befehl, daß des andern Tages am frühen Morgen eine Sänfte mit Bedeckung abgesendet werden sollte, um die beiden Frauen abzuholen. Don Abbondio ging ganz vergnügt aus dem Zimmer, weil der Cardinal von den beiden jungen Leuten mit ihm gesprochen hatte, ohne über seine Weigerung, sie zu trauen, Rechenschaft von ihm zu begehren. — Er weiß also nichts — sagte er bei sich: — Agnes hat also nicht geplaudert: o Wunder! Es ist wahr, man muß erst sehen, wann sie zurückkommen; aber wir werden ihr eine andere Instruction geben, ja das werden

wir. — Und er wußte nicht, der arme Mann, daß Federigo gerade deßwegen nicht auf jenen Gegenstand eingegangen war, weil er beabsichtigte, zur geeigneten Zeit länger sich mit ihm darüber zu besprechen; und bevor er ihm gab, was ihm gebührte, wollte er auch seine Gründe hören.

Aber die Gedanken des guten Prälaten, wie er Lucia sicher unterbringen könne, waren unnütz gewesen: seit er sie verlassen hatte, hatten sich Dinge ereignet, die wir erzählen müssen.

Die beiden Frauen hatten in den wenigen Tagen, die sie in dem gastfreundlichen Hause des Schneiders zugebracht, so gut sie konnten, eine jede ihre alte Lebensweise wieder aufgenommen.

Lucia hatte sogleich nach Arbeit verlangt; sie zog sich damit, fern von den Blicken der Leute, in ein kleines Zimmerchen zurück und nähte frisch drauf los. Agnes war bald außen, bald arbeitete sie in Gesellschaft ihrer Tochter. Ihre Unterredungen waren um so trauriger, je zärtlicher sie waren; beide waren auf eine Trennung vorbereitet; denn das Lamm konnte nicht wieder so nahe bei der Höhle des Wolfes wohnen: aber wann, und wie würde diese Trennung wohl zu Ende gehen? Die Zukunft lag dunkel und verworren vor ihnen, besonders für eine. Agnes warf wohl zuweilen ihre freudigen Aussichten in's Gespräch hinein: Renzo werde endlich doch, wenn ihm kein Unglück begegnet sei, Nachricht von sich geben müssen; und wenn er Arbeit und Unterkommen gefunden habe, und wenn er, woran gar nicht zu zweifeln sei, in seinen Versprechungen fest bleibe, warum könnte man denn nicht zu ihm gehen, um bei ihm zu

bleiben? Und von solchen Hoffnungen sprach sie wieder und wieder mit ihrer Tochter, und es wäre schwer zu sagen, ob es dieser schmerzlicher gewesen sei, sie anzuhören oder darauf zu antworten. Ihr großes Geheimniß hatte sie immer in sich verschlossen gehalten, und wenn sie gleich von einer Unlust belästigt wurde, vor einer so guten Mutter etwas zu verheimlichen, was indeß nicht das erste Mal war, so wurde sie doch von einer unbesiegbaren Scham und von andern bereits erwähnten Befürchtungen abgehalten, und so ließ sie Tag um Tag verstreichen, ohne etwas zu sagen. Ihre Pläne waren aber von denen ihrer Mutter sehr verschieden, oder besser, sie hatte keine; sie stellte alles der Vorsehung anheim. Sie suchte deßhalb das Gespräch fallen zu lassen oder abzulenken, oder sie sagte in allgemeinen Ausdrücken, sie hoffe und wünsche auf dieser Welt nichts mehr, als sich recht bald mit ihrer Mutter wieder vereinigen zu können; meistens kam ihr das Weinen ganz gelegen, um das Gespräch abzuschneiden.

„Weißt du, warum es dir so vorkommt?" sagte Agnes: „weil du so viel gelitten hast und weil du meinst, es könne nun nicht mehr zum Bessern umschlagen. Aber laß es nur Gott über, und wenn . . . . Laß nur erst wieder einen Schimmer, nur einen schwachen Schimmer von Hoffnung aufklimmen, dann wollen wir sehen, ob du an nichts mehr denkst." Lucia umarmte ihre Mutter und weinte.

Uebrigens war zwischen ihnen und ihren Gastfreunden plötzlich eine innige Freundschaft entstanden, und wo sollte sie denn entstehen, wenn nicht zwischen den Hilfsbedürftigen und ihren Wohlthätern, wenn die einen und

die andern gutgeartete Leute sind? Agnes insbesondere plauderte gar gerne und viel mit der Hausfrau; der Schneider bot ihnen mit schönen Geschichten und moralischen Gesprächen manche Zerstreuung, und besonders beim Mittagstisch wußte er immer etwas Schönes zu erzählen, vom Bovo d'Antona oder von den Vätern der Wüste.

Nicht weit vom Dorfe wohnte ein treffliches Paar, Don Ferrante und Donna Praxedia; der Geschlechtsname ist, wie gewöhnlich, in der Feder des Anonymus geblieben. Donna Praxedia war eine alte adelige Dame, die gerne etwas Gutes that: gewiß das ehrwürdigste Gewerbe, das der Mensch treiben kann, das aber auch leider viel verderben kann, wie alle andern. Um das Gute zu thun, muß man es kennen, und wir können es, gleich jeder andern Sache, nur kennen lernen inmitten unserer Leidenschaften, vermittelst unserer Urtheile, mit unsern Begriffen, die eben bestehen, wie sie können. Mit den Begriffen hielt es Donna Praxedia, wie man sagt, daß man es mit den Freunden halten solle, sie hatte wenige, aber an diesen wenigen hielt sie sehr fest. Unter diesen wenigen gab es unglücklicher Weise viele verschrobene, und diese waren ihr gerade nicht die unliebsten. Es begegnete ihr daher, daß sie das als etwas Gutes sich vornahm, was nicht gut war, oder Dinge als Mittel gebrauchte, die eher in's Gegentheil umschlagen konnten, oder Mittel für erlaubt hielt, die unerlaubt waren, unter einer gewissen verworrenen Voraussetzung, daß, wer mehr als seine Pflicht thue, auch mehr thun könne, wozu er nicht berechtiget sei; es begegnete ihr, an der Handlung das nicht zu sehen, was daran wesentlich war, oder das daran zu sehen, was nicht daran war,

und viele andere Dinge, die allen begegnen können und begegnen, ohne die Besten auszunehmen; aber der Donna Praxedia begegneten diese Dinge allzu oft und nicht selten alle auf einmal.

Als sie den großen Fall Lucia's und alles hörte, was man bei dieser Gelegenheit von dem Mädchen sagte, überkam sie die Neugierde, sie zu sehen: sie schickte daher eine Kutsche mit einem alten Kammerdiener, um Mutter und Tochter abzuholen. Diese zuckte die Achsel und bat den Schneider, der ihnen die Botschaft überbracht hatte, er möge doch einen Vorwand erfinden, sie zu entschuldigen. So lange es sich um schlichte Bauersleute handelte, welche die Mirakel-Jungfrau kennen zu lernen wünschten, hatte ihr der Schneider den Dienst gerne erwiesen, aber in diesem Falle schien ihm eine abschlägige Antwort eine Art von Auflehnung. Er machte so viele Umstände, so viele Ausrufungen, sagte so vieles Zeug: man mache es nicht so und es sei eine große Sache, und zu vornehmen Leuten dürfe man nicht nein sagen, und es könne ihr Glück sein, und die Frau Donna Praxedia sei zu alle dem noch eine Heilige; in Summa so viele Dinge, daß Lucia um so mehr sich ergeben mußte, als Agnes alle diese Gründe mit eben so vielen „sicherlich, sicherlich" bestärkte.

Als sie bei der gnädigen Frau ankamen, wurden sie von dieser auf das freundlichste empfangen; man machte ihnen Complimente, fragte sie, ertheilte ihnen Rath: und all' dies mit einer gewissen, gleichsam angebornen Vornehmheit, die aber durch so viele demüthigen Aeußerungen gemildert, durch so viele liebevolle Zudringlichkeit gemäßigt, mit so vieler geistlicher Salbung gewürzt

war, daß Agnes beinahe plötzlich, Lucia nach einer kleinen Weile anfingen, sich von der erdrückenden Ehrfurcht frei zu fühlen, die ihnen eine so vornehme Gegenwart eingeflößt hatte; ja sie fühlten sich gewissermaßen angezogen. Kurz, um zum Schlusse zu kommen, hatte dann Praxedia, welche hörte, daß der Cardinal damit umging, für Lucia eine Zufluchtsstätte zu suchen, beseelt von dem Wunsche, eine solche gute Absicht zu fördern und zugleich ihr zuvorzukommen, sich erboten, die Jungfrau in ihr Haus aufzunehmen, wo sie, ohne zu irgend einem besondern Dienste sich zu verpflichten, nach ihrem Belieben den andern Frauen bei ihren Arbeiten helfen könnte. Sie fügte bei, sie gedenke Monsignor von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu setzen.

Außer dem Guten, das deutlich und unmittelbar in einem solchen Werke lag, sah und beabsichtigte Donna Praxedia dabei noch etwas anderes, vielleicht viel Wichtigeres; sie meinte einen Kopf zurechtsetzen, eine Person wieder auf den rechten Weg bringen zu müssen, die dessen sehr bedürfe. Denn seit sie das erste Mal von Lucia hatte sprechen hören, hatte die Ueberzeugung bei ihr Wurzel gefaßt, daß ein Mädchen, das sich mit einem Taugenichts, mit einem Aufrührer, in Summa mit einem Galgenstrick habe verloben können, irgend ein Gebrechen, irgend einen verborgenen Fehler an sich haben müsse. Sage mir, mit wem du umgehst und ich sage dir, wer du bist. Der Besuch Lucia's bestärkte sie in dieser Ueberzeugung. Nicht als ob sie ihr im Grund genommen, wie man zu sagen pflegt, nicht ein gutes Mädchen geschienen hätte, aber da war gar viel auszusetzen. Dieses gesenkte Köpfchen, das mit dem Kinne an das Halsgrübchen

angenagelt zu sein schien, dieses Nichtantworten oder dieses trockene Antworten, das man wie mit Gewalt her auspressen mußte, konnte allerdings Verschämtheit anzeigen, aber es deutete gewiß auch auf große Störrigkeit; es brauchte nicht viel, um zu errathen, daß dieses Köpfchen so seine eigenen Ideen hatte. Und dieses immerwährende Erröthen und das halb verhaltene Seufzen .... Ein Paar große Augen vollends, die der Donna Praxedia ganz und gar nicht gefielen. Sie hielt es für ausgemacht, als wenn sie es von guter Hand hätte, daß alle Unglücksfälle Lucia's eine Strafe des Himmels seien wegen ihrer Vorliebe für jenen Taugenichts, und eine Warnung, daß sie ganz von ihm ablassen sollte; und da dem so war, so nahm sie sich vor, auf ein gutes Ziel hinzuarbeiten. Denn, wie sie oft zu andern und zu sich sagte, ihr ganzes Dichten und Trachten ging dahin, den Willen des Himmels zu fördern; aber sie beging oft den Fehler, daß sie ihre eigenen Einfälle als den Willen des Himmels ansah. Jedoch hütete sie sich wohl, von jener zweiten Absicht, von der wir gesprochen haben, auch nur das Mindeste durchblicken zu lassen. Es war einer ihrer Grundsätze, daß, um den Leuten Gutes erweisen zu können, es in den meisten Fällen das erste sein müsse, sie diese Absicht nicht inne werden zu lassen.

Mutter und Tochter sahen einander an. In die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, sich zu trennen, schien der Antrag beiden annehmbar, wenn auch nur deßhalb, weil jenes Landhaus ihrem heimathlichen Dorfe so nahe lag, weßhalb sie im schlimmsten Falle nach einem kurzen Spaziergang sich zusammenfinden könnten. Nachdem sie einander die Zustimmung an den Augen abgesehen hatten,

wendeten sich beide an Donna Praxedia und nahmen ihr Anerbieten mit Dank an. Diese erneuerte ihre Artigkeiten und Versprechungen und sagte, sie werde sogleich an den Cardinal schreiben.

Nach dem Abgang der Frauen ließ sie sich den Brief von Don Ferrante aufsetzen, dessen sie sich, da er, wie wir ausführlicher berichten werden, ein Gelehrter war, bei wichtigen Anlässen als Geheimschreibers bediente. Da es sich hier um einen solchen Anlaß handelte, so bot Don Ferrante all sein Wissen auf, und als er seiner Gemahlin das Concept zur Reinschrift übergab, empfahl er ihr dabei auf's Angelegentlichste die Orthographie, welche eins von den vielen Dingen war, die er studirt und eins von den wenigen, über die er im Hause zu gebieten hatte. Donna Praxedia schrieb den Brief mit großer Sorgfalt ab und sandte ihn in das Haus des Schneiders. Dieses geschah zwei oder drei Tage früher, als der Cardinal die Sänfte abgehen ließ, um die Frauen in ihre Heimath zurückzubringen.

Bei ihrer Ankunft stiegen sie im Pfarrhause ab, wo sich der Cardinal befand. Es war der Befehl ergangen, sie ihm sogleich vorzuführen; der Caplan, der sie zuerst sah, vollzog ihn, indem er sie nur so lange zurückhielt als nöthig war, um ihnen in aller Eile noch eine kleine Anweisung über das Ceremoniel beizubringen, das sie mit Monsignor zu beobachten hätten und über die Titel, die sie ihm geben sollten; etwas, was er jedesmal zu thun pflegte, wenn es der Cardinal nicht wahrnehmen konnte. Es war für den armen Mann eine unaufhörliche Qual, wenn er die wenige Ordnung sah, die in diesem Punkte bei dem Cardinal vorherrschte. „Alles,“

sagte er zu den Leuten der Dienerschaft, „wegen der zu großen Güte dieses heiligen Mannes und wegen seiner außerordentlichen Leutseligkeit.“ Dabei erzählte er, daß er mehr als einmal in seine eigenen Ohren hinein gehört habe, wie man ihm mit: „Ja Herr, und Nein Herr“ geantwortet habe.

Der Cardinal besprach sich in diesem Augenblicke mit Don Abbondio über die Angelegenheiten seiner Pfarrei, so daß dieser keine Gelegenheit fand, den Frauen, wie er gewünscht hätte, auch seine Weisungen zu geben. Nur als er an ihnen vorbeiging, da er das Zimmer verließ und sie eintraten, konnte er ihnen einen Blick zuwerfen, um ihnen anzudeuten, daß er mit ihnen zufrieden sei, und daß sie als brave Frauen auch ferner nichts sagen sollten.

Nach den ersten Begrüßungen einer- und den ersten Bücklingen anderseits zog Agnes den Brief aus dem Busen und überreichte ihn dem Cardinal mit den Worten: „Er ist von der Frau Donna Praxedia, welche sagt, sie kenne Eure Hochwürden und Gnaden ganz gut, wie natürlich die Herrenleute sich unter einander alle kennen müssen. Wenn Ihr's gelesen habt, werdet Ihr's schon sehen.“

„Gut,“ sagte Federigo, nachdem er gelesen und den Saft des Sinnes aus den Blumen Don Ferrante's gezogen hatte. Er kannte das Haus so viel als nöthig, um gewiß zu sein, daß Lucia in guter Absicht dahin eingeladen worden und daß sie da vor den Nachstellungen und den Gewaltthaten ihres Verfolgers sicher sei. Welchen Begriff er von dem Kopfe der Donna Praxedia gehabt habe, darüber haben wir keine zuverläßige Nachricht.

Wahrscheinlich war sie nicht die Person, die er für einen solchen Zweck sich ausgesucht hätte: aber, wie wir anderwärts gesagt oder zu verstehen gegeben haben, es war nicht seine Art, Sachen, die ihn nichts angingen, zu zerbrechen, um sie wieder ganz zu machen.

„Nehmt auch diese Trennung und die Ungewißheit, in der ihr euch befindet, im Frieden hin," setzte er bei; „vertrauet, daß sie bald zu Ende sein wird und daß der Herr alle Dinge zu jenem Ziele führen wolle, welches er ihnen vorgesteckt zu haben scheint. Aber seid versichert, daß das, was er will, für euch das Beste sein wird." Nun gab er Lucien noch besonders liebevolle Ermahnungen, tröstete beide, ertheilte ihnen seinen Segen und entließ sie. Kaum hatten sie das Pfarrhaus verlassen, so sahen sie sich von einem Schwarm von Freunden und Freundinnen, ja man darf sagen von der ganzen Gemeinde umringt, die sie erwarteten und wie im Triumphe nach Hause geleiteten. Alle Frauen wetteiferten, ihnen Glück zu wünschen, ihr Beileid zu bezeugen, sie auszufragen, und alle drückten ihr Bedauern aus, als sie hörten, daß Lucia am folgenden Tage wieder fortgehen würde. Die Männer boten ihnen um die Wette ihre Dienste an: jeder wollte die Nacht über bei ihrem Häuschen Wache halten. Hierauf glaubt unser Anonymus ein Sprichwort anwenden zu dürfen: wollt Ihr viele Helfer haben? sorget dafür, daß Ihr keine braucht.

Dieser freundliche Empfang verwirrte und betäubte Lucia, Agnes kam über solche Kleinigkeiten nicht aus der Fassung. Aber in Wirklichkeit that er Lucien doch wohl, indem er sie einigermaßen von den Gedanken und Erin-

nerungen abzog, die, auch mitten im Getöse, bei dieser Thür, in diesen Stuben, beim Anblick jeglichen Gegenstandes nur zu sehr in ihr wach wurden.

Beim Läuten der Glocken, die den Anfang des Gottesdienstes verkündigten, setzten sich alle gegen die Kirche in Bewegung, und der Gang dahin war für die Frauen ein zweiter Triumphzug.

Nach dem Gottesdienste wurde Don Abbondio, der nach Hause gelaufen war, um nachzusehen, ob Perpetua für das Mittagsmahl alles gehörig zugerichtet habe, zu dem Cardinal berufen. Er ging schleunigst zu seinem hohen Gaste, der ihn ganz nahe herantreten ließ. „Herr Pfarrer!“ begann er nun, und diese Worte wurden auf eine Weise ausgesprochen, daß Don Abbondio begreifen mußte, sie seien die Einleitung zu einer langen und ernsten Unterredung. „Herr Pfarrer! warum habt Ihr die arme Lucia mit ihrem Bräutigame nicht getraut?“ — Die haben heute ihren Sack ausgeleert, — dachte Don Abbondio und antwortete stotternd: „Hochwürden und Gnaden! Ihr werdet wohl auch von der Verwirrung reden gehört haben, die in dieser Sache entstanden ist: es war ein solcher Wirrwar, daß man noch bis auf den heutigen Tag nicht klar darin sieht. Ihr könnt dies, Hochwürden und Gnaden, schon daraus abnehmen, daß die Jungfrau nach so vielen Widerwärtigkeiten wie durch ein Wunder wieder hier ist, und man nicht weiß, wo der junge Mann nach andern Widerwärtigkeiten hingekommen ist.“

„Ich frage,“ versetzte der Cardinal, „ob es wahr ist, daß Ihr vor allen diesen Ereignissen Euch geweigert habt, die Trauung am festgesetzten Tag zu vollziehen,

nachdem Ihr dazu aufgefordert worden wart, und warum?"

„Wahrlich .... wenn Ihr wüßtet, gnädiger Herr .... welche Drohungen .... welche fürchterlichen Befehle ich erhalten habe, nicht zu sprechen ...." Und er verblieb, ohne zu enden, in einer gewissen Stellung, um ehrfurchtsvoll zu verstehen zu geben, daß es Unbescheidenheit wäre, mehr wissen zu wollen.

„Aber," sagte der Cardinal mit ungewöhnlich ernster Stimme und Miene, „es ist Euer Bischof, der seiner Pflicht gemäß und zu Eurer Rechtfertigung von Euch zu wissen verlangt, warum Ihr nicht thatet, was zu thun in regelmäßiger Weise Eure Pflicht erheischte."

„Euer Gnaden," sagte Don Abbondio ganz kleinlaut: „ich habe gerade nicht sagen wollen .... Aber ich meinte eben, es sei unnütz, diese verwickelten, alten Geschichten, die nun einmal nicht mehr ungeschehen gemacht werden können, wieder aufzurühren und .... doch, doch, sage ich .... ich weiß, daß Ihr, Hochwürden und Gnaden, einen armen Pfarrer nicht verrathen werdet. Denn Ihr seht wohl, Monsignor, Ihr könnt ja nicht überall sein, gnädiger Herr, und ich bin hier auf der verlornen Schildwache .... doch wenn Ihr mir's befehlt, so will ich's sagen, will alles sagen."

„Sprecht nur; ich wünsche nichts mehr, als Euch schuldlos zu finden."

Nun fing Don Abbondio an, die schmerzliche Geschichte zu erzählen; aber den Hauptnamen verschwieg er und sagte immer statt desselben: ein großer Herr, indem er auf diese Art der Klugheit in soweit Rechnung trug, als es in solcher Klemme möglich war.

„Und habt Ihr keinen andern Beweggrund gehabt?“ fragte der Cardinal, als Don Abbondio geendigt hatte.

„Ich habe mich vielleicht nicht deutlich genug erklärt,“ antwortete dieser: „bei Todesstrafe haben sie mir verboten, die Trauung vorzunehmen.“

„Scheint Euch dies ein zureichender Grund, die Erfüllung einer bestimmt vorgezeichneten Pflicht zu unterlassen?“

„Ich habe stets getrachtet, sie zu erfüllen, meine Pflicht, selbst wenn sie mit großer Beschwerde für mich verknüpft war, aber wenn es sich um's Leben handelt....“

„Als Ihr Euch der Kirche vorgestellt habt,“ sagte Federigo mit noch ernsterer Betonung, „um dieses Amt auf Euch zu nehmen, hat sie Euch Euer Leben verbürgt? Hat sie Euch gesagt, daß die mit dem Priesteramte verknüpften Pflichten frei von jedem Anstoße, daß sie ganz gefahrlos seien? Oder hat sie Euch vielleicht gesagt, daß die Pflicht da aufhöre, wo die Gefahr beginne? Oder hat sie Euch nicht ausdrücklich das Gegentheil gesagt? Hat sie Euch nicht gesagt, daß sie Euch wie ein Lamm unter die Wölfe sende? Wußtet Ihr nicht, daß es Gewaltthätige geben würde, denen das mißfallen konnte, was Euch befohlen war? Derjenige, von dem Wir Lehre und Beispiel haben, zu dessen Nachfolge wir uns berufen lassen, nach dem wir uns Hirten nennen, hat er vielleicht, da er auf die Erde kam, um sein erhabenes Mittleramt zu übernehmen, die Bedingung gestellt, daß ihm das Leben verbürgt werde? Und um es zu retten, es einige Tage länger auf dieser Erde zu fristen, es zu fristen auf Kosten der Liebe und der Pflicht, bedurfte es da der heiligen Salbung, der Hände-Auflegung, der

Gnade des Priesterthums? Vielleicht verleiht die Welt diese Tugend und verkündet diese Lehre. Was sage ich? Oh Schande! die Welt selbst verwirft sie; auch die Welt macht ihre Gesetze, welche Böses und Gutes vorschreiben; auch sie hat ihr Evangelium, das Evangelium des Stolzes und des Hasses, und doch will sie nicht, daß man sage, die Liebe zum Leben sei ein Grund zur Uebertretung ihrer Gebote. Sie will es nicht und man gehorcht ihr. Und wir, wir Söhne und Verkündiger der Verheißung? Was wäre die Kirche, wenn diese Eure Sprache die aller Eurer Mitbrüder wäre? Wo wäre sie, wenn sie mit diesen Lehren in der Welt erschienen wäre?"

Don Abbondio stand mit gesenktem Haupte da, sein Geist fühlte sich bei diesen Gründen wie das Küchlein zwischen den Krallen des Habichts, die es festhalten, entrückt in eine unbekannte Gegend, in eine Luft, die es niemals geathmet hat. Da er sah, daß er etwas antworten müsse, so sagte er mit einer gewissen gezwungenen Demuth: „Euer Hochwürden und Gnaden, ich habe wohl Unrecht. Wenn man das Leben nicht in Anschlag bringen darf, so weiß ich nichts mehr zu meiner Entschuldigung vorzubringen. Aber wenn man mit gewissen Leuten zu thun hat, mit Leuten, die die Macht haben und die keine Vernunft annehmen wollen, wüßte ich nicht, was man dabei gewinnen könnte, wenn man auch den Tapfern spielen wollte. Jener ist ein Mann, mit dem man immer den Kürzern ziehen muß."

„Aber wißt Ihr denn nicht, daß Leiden um der Gerechtigkeit willen bei uns siegen heißt? Und wenn Ihr es nicht wisset, was predigt Ihr denn? was habt

Ihr denn zu lehren? welches ist die frohe Botschaft, die Ihr den Armen verkündiget? Wer verlangt von Euch, daß Ihr Gewalt mit Gewalt abtreibet? Sicherlich wird man Euch dermaleinst nicht fragen, ob Ihr die Mächtigen zu Paaren zu treiben verstanden habet? denn dazu wurde Euch weder Sendung noch Macht ertheilt. Wohl aber werdet Ihr gefragt werden, ob Ihr die Mittel angewendet habt, die in Eurer Hand lagen, um zu thun, was Euch befohlen war, selbst wenn Jemand die Frechheit gehabt hätte, es Euch zu verbieten?"

— Diese Heiligen sind doch sonderbare Leute, — dachte mittlerweile Don Abbondio: — In der Hauptsache, wenn man's genau besieht, liegt ihm die Liebschaft zweier jungen Leute mehr am Herzen, als das Leben eines armen Priesters. — Was ihn anbelangt, so wäre er's zufrieden gewesen, wenn dieses Zwiegespräch jetzt zu Ende gewesen, aber bei jeder Pause sah er den Cardinal die Stellung eines Mannes annehmen, der auf eine Antwort, ein Bekenntniß oder eine Rechtfertigung, kurz auf irgend etwas wartet.

„Ich sage nochmals, Euer Gnaden," antwortete er daher, „daß ich Unrecht gehabt habe . . . . den Muth kann sich einer nicht selbst geben."

„Und warum habt Ihr denn, könnte ich Euch sagen, ein Amt übernommen, das Euch die Pflicht auferlegt, den Kampf aufzunehmen mit den Leidenschaften dieser Welt? Aber warum, sage ich vielmehr, warum denkt Ihr nicht daran, daß, wenn Euch in diesem Amte, wie immer Ihr auch dazu gekommen seid, der Muth nöthig ist, um Eure Pflichten zu erfüllen, Einer sei, der ihn Euch unfehlbar geben wird, wenn

Ihr ihn darum bittet? Glaubet Ihr, daß alle jene Millionen Martyrer ihrer Natur nach Muth hatten? daß sie ihrer Natur nach das Leben für nichts achteten? So viele Jünglinge, die kaum anfingen, es zu kosten? So viele Greise, die weheklagten, daß es seinem Ende schon so nahe sei, so viele zarte Jungfrauen, so viele Gattinnen, so viele Mütter? Alle haben Muth gehabt, denn Muth war nöthig, und sie vertrauten. Da Ihr Eure Schwäche und Eure Pflichten kanntet, habt Ihr darauf gedacht, Euch vorzubereiten auf die schwierigen Lagen, in die Ihr versetzt werden konntet und in die Ihr in Wirklichkeit auch versetzt worden seid? Ach! wenn Ihr durch so viele Jahre Eures Hirtenamtes Eure Heerde geliebt habt (und wie solltet Ihr nicht), wenn Ihr ihr Euer Herz, Eure Sorgen, Eure Freuden gewidmet habt, so durfte Euch der Muth im Nothfalle nicht fehlen; die Liebe ist unerschrocken. Nun denn, wenn Ihr sie liebtet, sie, die Eurer geistlichen Fürsorge anvertraut sind, sie, die Ihr Kinder nanntet, und Ihr sehet zwei von ihnen zugleich mit Euch bedroht, oh gewiß! wie die Schwachheit des Fleisches Euch für Euch zittern machte, so wird die Liebe Euch für sie zittern gemacht haben. Ihr werdet Euch über jene erste Furcht gedemüthigt haben, weil sie die Wirkung Eurer Erbärmlichkeit war; Ihr werdet um die Kraft gefleht haben, sie zu bewältigen, sie zu verscheuchen, weil sie eine Versuchung war, aber jene heilige edle Furcht für die Andern, für Eure Kinder, sie werdet Ihr angehört, sie wird Euch keine Ruhe gelassen, sie wird Euch angeregt, Euch gezwungen haben, alles Mögliche zu ersinnen und zu thun, um die ihnen drohende Gefahr von ihnen abzu-

wenden . . . . Was hat Euch Furcht, was Liebe eingeflößt? Was habt Ihr für sie gethan? was habt Ihr ersonnen?"

Und er schwieg in der Stellung eines, der einer Antwort gewärtig ist.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Auf eine solche Frage wußte Don Abbondio, der nur auf minder bestimmte zu erwiedern gefaßt war, keine Silbe zu antworten. Und um die Wahrheit zu gestehen, auch wir, mit dem Manuscripte vor uns, mit der Feder in der Hand, die wir nur mit Sätzen uns herumzubalgen und nichts anderes zu fürchten haben, als die Kritik unserer Leser; auch wir fühlen einen gewissen Widerwillen, fortzufahren; wir finden etwas Auffallendes darin, mit so leichter Mühe so viele schöne Lehren von Starkmuth und Liebe, Hilfsbereitschaft und Selbstaufopferung auf's Tapet zu bringen. Wenn wir aber bedenken, daß diese herrlichen Dinge von einem gesprochen wurden, der sie auch ausübte, so schreiten wir guten Muths weiter.

„Ihr antwortet nicht?" fuhr der Cardinal fort. „Oh, wenn Ihr Eurerseits gethan hättet, was die Pflicht erheischte, wie auch immer die Sache später ausgefallen wäre, würde Euch jetzt die Antwort nicht fehlen. Sehet also selbst, was Ihr gethan habt. Ihr habt der Ungerechtigkeit gehorcht und Euch nicht um

das bekümmert, was die Pflicht Euch vorschrieb. Ihr habt ihr pünktlich gehorcht, sie hatte sich Euch gezeigt, um Euch ihr Verlangen bekannt zu machen, aber sie wollte verborgen bleiben vor dem, der sich vor ihr hätte flüchten oder zur Wehre setzen können; sie wollte nicht, daß man Lärm mache, sie wollte das Geheimniß, um ganz gemüthlich ihre Pläne zu Nachstellungen und Gewaltthat zur Reife zu bringen; sie befahl Euch Pflichtwidrigkeit und Schweigen. Ihr handeltet pflichtwidrig und schwiegt. Nun frage ich Euch, ob Ihr nicht noch mehr gethan; saget mir, ob es wahr ist, daß Ihr emsig nach Vorwänden suchtet für Eure Weigerung, um den wahren Beweggrund nicht zu verrathen." Und nochmals hielt er an, um von Neuem auf eine Antwort zu warten.

— Auch das haben ihm die Plaudermäuler hinterbracht, — dachte Don Abbondio; aber er that nicht dergleichen, als ob er etwas zu sagen hätte, weßhalb der Cardinal wieder das Wort nahm: „Wenn es wahr ist, daß Ihr den armen Bedrängten die Unwahrheit sagtet, um sie in Unwissenheit, im Dunkeln zu lassen, wo die Ungerechtigkeit sie herumtappen lassen wollte.... Also muß ich es glauben; mir bleibt also nichts übrig, als mit Euch darüber zu erröthen und zu hoffen, daß Ihr mit mir darüber weinen werdet. Ihr sehet, zu was (guter Gott! und doch führt Ihr sie als Entschuldigung an) jene ängstliche Sorge um ein Leben Euch verleitet hat, das doch einmal enden muß. Sie hat Euch verleitet . . . . entkräftet meine Worte, wenn sie Euch ungerecht scheinen, wo nicht, so nehmet sie in heilsamer

Verdemüthigung hin . . . . sie hat Euch verleitet, die Schwachen zu betrügen, Eure Kinder zu belügen."

— So geht's, — sagte Don Abbondio bei sich: — Jenem Teufel, hier dachte er an den Ungenannten, — ist er um den Hals gefallen und mit mir fängt er wegen einer halben Lüge, die ich bloß darum sagte, um meine Haut zu salviren, einen solchen Höllenlärm an. Aber es sind eben Vorgesetzte, sie haben immer Recht. Es ist mein Stern, daß alles auf mich losschlägt, sogar die Heiligen. — Und er sagte mit lauter Stimme: „ich habe gefehlt: ich sehe ein, daß ich gefehlt habe, aber was hätte ich denn in einer solchen Bedrängniß thun sollen?"

„Und Ihr fraget wieder? Habe ich es Euch nicht schon gesagt? Und mußte ich es Euch erst sagen? Lieben, mein Sohn; lieben und beten, dann hättet Ihr gefühlt, daß die Ungerechtigkeit zwar wohl Drohungen ausstoßen, Schläge versetzen, aber keine Befehle ertheilen kann. Ihr hättet nach Gottes Gesetz vereinigt, was der Mensch trennen wollte; Ihr hättet jenen unglücklichen Unschuldigen den Dienst geleistet, den sie von Euch zu fordern das Recht hatten; für die Folgen wäre Gott eingestanden, weil man seinen Wegen nachgegangen: da Ihr andere eingeschlagen, so habt Ihr dafür einzustehen; und für welche Folgen! Aber vielleicht fehlte es an aller menschlichen Hilfe? Vielleicht stand kein Weg zur Rettung offen, als Ihr Euch darnach hattet umsehen wollen? Nun sollt Ihr wissen, daß jene Armen, wären sie einmal getraut gewesen, von sich aus auch auf ihre Rettung bedacht gewesen wären, daß sie entschlossen waren, aus dem Bereich des Uebermüthigen

zu fliehen, daß sie schon den Ort bestimmt hatten, wohin sie ihre Zuflucht nehmen wollten. Aber auch abgesehen hievon, fiel Euch denn gar nicht ein, daß Ihr am Ende einen Vorgesetzten hattet? Wie könnte dieser die Gewalt haben, Euch wegen der Versäumniß Eurer Amtspflichten zur Rechenschaft zu ziehen, wenn er nicht auch die Verbindlichkeit hatte, Euch seinen Beistand angedeihen zu lassen, damit Ihr sie erfüllen könnet? Warum habt Ihr denn nicht darauf gedacht, Euern Bischof von dem Hinderniß in Kenntniß zu setzen, das eine schändliche Gewaltandrohung der Ausübung Eures Hirtenamtes entgegenstellte?"

— Das meinte Perpetua auch! — dachte Don Abbondio ärgerlich; aber was, mitten in dieser Unterredung, am lebhaftesten vor seiner Seele stand, das war das Bild jener Bravi und der Gedanke, daß Don Rodrigo frisch und gesund sei, und früh oder spät, glorreich und triumphirend, aber auch racheschnaubend zurückkehren könnte. Und obgleich der vor ihm stehende hohe Würdenträger, sein Anblick, seine Sprache ihn verwirrt machten und ihm eine gewisse Furcht einjagten, so war dies doch eine Furcht, die ihn nicht ganz unterjochte, noch auch das Verlangen zurückzudrängen vermochte, sich widerspenstig zu bezeigen; denn er dachte, daß am Ende aller Ende der Cardinal weder Büchse noch Schwerdt handhabe, auch keine Bravi in seinem Solde habe.

„Wie konntet Ihr vergessen," fuhr dieser fort, „daß, wenn diesen verfolgten Unschuldigen keine andere Zufluchtsstätte offen gestanden wäre, ich noch da war, um sie aufzunehmen, in Sicherheit zu bringen, wenn Ihr sie an mich gewiesen hättet, wenn Ihr Unglückliche

an ihren Bischof gewiesen hättet? sie waren ja sein Eigenthum, ein kostbarer Theil, ich sage nicht seines Amtes, sondern seiner Reichthümer? Was aber Euch betrifft, so wäre ich um Euretwillen unruhig geworden; ich hätte nicht schlafen dürfen, bis ich sicher gewesen wäre, daß Euch kein Haar gekrümmt werde. Sollte es mir nicht möglich gewesen sein, Euer Leben zu schützen? Glaubt Ihr denn, daß jenem verwegenen Manne der Muth nicht entfallen wäre, wenn er gewußt hätte, daß seine Schliche auch auswärts bekannt seien, daß sie mir bekannt seien, der ich wachte und entschlossen wäre, zu Eurer Vertheidigung alle Mittel anzuwenden, die in meiner Gewalt standen? Wisset Ihr nicht, daß, wenn der Mensch nur zu oft mehr verspricht, als er halten kann, er auch nicht selten mehr drohe, als er zu vollbringen sich untersteht? Wußtet Ihr nicht, daß die Ungerechtigkeit nicht blos auf ihre Kräfte allein sich verläßt, sondern auch auf die Leichtgläubigkeit und den Schrecken Anderer?"

— Er spricht gerade wie Perpetua, — dachte Don Abbondio auch hier, ohne zu bedenken, daß diese Uebereinstimmung seiner Haushälterin mit Federigo Borromeo über das, was man hätte thun können und thun sollen, sehr zu seinen Ungunsten sprach.

„Aber Ihr," fuhr er schließlich fort, „Ihr habt nichts anderes gesehen, nichts anderes sehen wollen als Eure zeitliche Gefahr; was Wunder, daß sie Euch so groß erschienen ist, um alles Andere darüber zu vernachläßigen."

„Es geschah darum, weil ich sie gesehen habe, diese Gesichter," platzte Don Abbondio heraus; „ich

habe diese Reden gehört; Euer Hochwürden und Gnaden habt gut reden; aber man müßte in der Lage eines armen Priesters sein und dies mit durchgemacht haben."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so biß er sich in die Zunge; er gewahrte, daß er sich von seinem Aerger zu sehr habe hinreißen lassen, und sagte bei sich: — Nun wird das Hagelwetter losbrechen. — Aber als er zweifelhaft in die Höhe blickte, war er erstaunt, jenen bewältigenden tadelnden Ernst auf dem Antlitze dieses Mannes, den er niemals weder zu errathen noch zu begreifen vermochte, plötzlich einem zerknirschten, nachdenklichen Ernste Platz machen zu sehen.

„Es ist leider nur zu wahr," sagte Federigo, „unser Elend ist so groß und unsere Lage so fürchterlich! Wir müssen von Andern auf's Strengste fordern, was wir selbst, Gott weiß es, zu geben vielleicht nicht geneigt wären: wir müssen richten, zurechtweisen, tadeln; und Gott weiß, was wir in demselben Falle thun würden, was wir in ähnlichen gethan haben! Aber wehe mir, wenn ich meine Schwäche zum Maßstabe für die Pflichten Anderer, zur Richtschnur meiner Unterweisung nehmen sollte! Und doch ist es wahr, daß ich Andern neben der Lehre auch das Beispiel geben muß und nicht dem Gesetzeslehrer gleichen darf, der andern Lasten auflegt, die sie nicht tragen können und die er selbst nicht mit einem Finger berühren würde. Nun denn, mein Sohn und Bruder, weil die Fehler der Vorsteher Andern zuweilen besser bekannt sind, als ihnen selbst, so sagt es mir freimüthig, wenn Ihr wißt, daß ich aus Kleinmuth, aus irgend einer Rücksicht eine meiner Pflichten verabsäumt habe, laßt mich meine Fehler

erkennen, damit wenigstens das Bekenntniß ergänze, wo das Beispiel gefehlt hat. Tadelt freimüthig meine Schwächen, dann werden die Worte mehr Werth in meinem Munde erlangen, weil Ihr lebhafter fühlen werdet, daß es nicht die meinigen sind, sondern Worte Desjenigen, der Euch und mir die Kraft geben kann, das zu thun, was sie vorschreiben."

— O welch' heiliger Mann! aber welche Folterpein! — dachte Don Abbondio: — sogar über sich; wenn er nur stöbern, aufrühren, kritisiren und inquiriren kann; auch über sich. — Drauf sagte er laut: „O Monsignor! es kann nicht Euer Ernst sein! Wer kennt nicht das starke Herz, den unerschütterlichen Eifer Euer Gnaden?" Und bei sich setzte er bei: — auch zu viel.

„Ich verlange von Euch nicht Lob, das mich erzittern macht," sagte Federigo, „denn Gott kennt meine Mängel, und jener, den auch ich kenne, genügt, um mich zu beschämen. Aber ich hätte gewünscht, ich wünschte, daß wir miteinander vor Ihm uns verdemüthigten, um mit einander Vertrauen zu fassen. Ich wünschte, aus Liebe zu Euch, daß Ihr einsähet, wie sehr Euer Betragen, wie sehr Euere Sprache dem Gesetze zuwider gewesen, das Ihr doch prediget und nach dem Ihr gerichtet werden werdet."

„Auf mich schiebt man alle Schuld," entgegnete Don Abbondio, „aber die Leute, die mich verklagt, haben gewiß nicht gesagt, daß sie auf verrätherische Weise in mein Haus sich eingeschlichen haben, um mich zu überfallen und eine vorschriftwidrige Ehe zu schließen?"

„Sie haben es gesagt, mein Sohn; aber das kränkt mich, das thut mir wehe, daß Ihr noch immer Euch zu entschuldigen suchet, daß Ihr Euch zu entschuldigen wähnet, indem Ihr andere anklaget; daß Ihr aus dem Stoff zur Anklage nehmet, was ein Theil Euerer Beichte sein sollte. Wer hat sie, ich sage nicht in die Nothwendigkeit, aber in die Versuchung versetzt, zu thun, was sie gethan haben? Hätten sie diesen unregelmäßigen Weg eingeschlagen, wenn ihnen der gesetzmäßige nicht verschlossen worden wäre? Würden sie darauf verfallen sein, dem Hirten nachzustellen, wenn er sie in seine Arme geschlossen, unterstützt, berathen hätte? Hätten sie ihn überrascht, wenn er sich nicht verkrochen hätte? Diesen wollt Ihr etwas zur Last legen? Und Ihr werdet ungehalten, weil sie nach so vielen Unglücksfällen, was sage ich? weil sie mitten im Unglücke ihr Herz bei ihrem, bei Euerm Hirten ausgeschüttet haben? Die Welt ist nun einmal so, daß der Hilferuf des Unterdrückten, die Klage des Betrübten ihr verhaßt ist; aber wir? Und welche Folgen hätte es für Euch gehabt, wenn sie geschwiegen hätten? Es stund Euch bevor, daß ihre ganze Angelegenheit vor den Richterstuhl Gottes gebracht worden wäre. Ist dies nicht für Euch ein neuer Grund, diese Leute zu lieben (ohnedies hattet Ihr so viele Gründe dazu), daß sie Euch Gelegenheit verschafft haben, die aufrichtige Stimme Eueres Bischofs zu hören, daß sie Euch ein Mittel an die Hand gegeben, Euere große Schuld gegen sie zu erkennen und abzutragen? O! wenn sie Euch gereizt, beleidigt, gemartert hätten, so würde ich Euch sagen (und müßte ich es erst sagen?), Ihr solltet sie eben

deßhalb lieben. Nun aber liebet sie, weil sie gelitten haben, weil sie leiden, weil sie Euere Pfarrkinder, weil sie hilflos sind, weil Ihr einer Vergebung bedürft, und bedenket, von welcher Kraft ihr Gebet sein könne, um sie Euch zu erbitten."

Don Abbondio schwieg; aber es war nicht mehr jenes gezwungene, ungeduldige Schweigen: er schwieg, wie einer, der mehr zu denken als zu sagen hat. Die Worte, die er hörte, waren unerwartete Folgerungen, neue Nutzanwendungen einer seinem Geiste nicht neuen, einer unbestrittenen Lehre. Das Wehe Anderer, von dessen Betrachtung ihn immer die Furcht vor dem eigenen abgezogen hatte, machte jetzt einen ganz neuen Eindruck auf ihn. Und wenn er nicht die ganze Reue fühlte, welche die Strafpredigt erwecken sollte (denn immer stand ihm die bekannte Furcht zur Seite, um die Rolle des Vertheidigers zu übernehmen), so fühlte er doch Reue; er fühlte eine gewisse Unzufriedenheit mit sich selbst, ein Mitleid mit den Andern, ein Gemisch von Zärtlichkeit und Beschämung. Er war, wenn man den Vergleich für zulässig hält, wie der feuchte verzauste Docht einer Kerze, der, an die Flamme eines Lichtes gehalten, anfangs raucht, spritzt und knallt; aber am Ende doch sich entzündet und, wohl oder übel, brennt. Er hätte sich offen angeklagt, er hätte geweint, wenn der Gedanke an Don Rodrigo nicht gewesen wäre; gleichwohl zeigte er sich in so weit gerührt, daß der Cardinal wahrnehmen konnte, seine Worte seien nicht wirkungslos gewesen.

„Jetzt," fuhr dieser fort, „ist er flüchtig von Haus und Hof, sie im Begriffe, die Heimath gleichfalls zu

verlassen, und Beide haben nur zu triftige Gründe, ferne zu bleiben, ohne Wahrscheinlichkeit, jemals sich hier zu vereinigen, nur der Hoffnung lebend, daß Gott sie anderwärts vereinige; für jetzt bedürfen sie Euer leider nicht, leider habt Ihr keine Gelegenheit, ihnen Gutes zu erweisen, und unsere Kurzsichtigkeit vermag auch in der Zukunft keine zu erspähen. Aber wer weiß, ob der barmherzige Gott Euch nicht eine verschaffen werde? O laßt sie Euch dann nicht entwischen! suchet sie auf, haltet Wache, bittet ihn, daß er Euch eine an die Hand gebe."

„Ich werde gewiß nicht verfehlen, Ew. Gnaden, gewiß nicht verfehlen," antwortete Don Abbondio mit einer Stimme, die in diesem Augenblicke wahrhaft vom Herzen kam.

„Ja, mein Sohn, ja!" rief Federigo aus, und mit einer Würde voll Wohlwollens schloß er: „Der Himmel weiß es, wie sehr ich gewünscht habe, über ganz andere Dinge mit Euch zu sprechen. Wir beide haben schon lange gelebt; der Himmel weiß es, wie sauer es mir geworden ist, Euer graues Haupt mit Vorwürfen zu belasten, und wie weit zufriedener ich gewesen wäre, wenn wir einander über unsere gemeinschaftlichen Hirtensorgen und unsere Leiden hätten trösten, über die schöne Hoffnung hätten sprechen können, bei der wir schon so nahe angekommen sind. Gott gebe, daß die Worte, die ich zu Euch habe sprechen müssen, Euch und mir nützen mögen. Macht nicht, daß ich mir an jenem Tage es zum Vorwurfe machen muß, Euch in einem Amte belassen zu haben, dessen Pflichten zu erfüllen Ihr leider verabsäumt habt. Laßt uns suchen,

die Zeit wieder einzubringen: Mitternacht ist nahe; der Bräutigam kann nicht säumen. Wir wollen unsere Lampen brennend erhalten. Bringen wir Gott unsere armseligen leeren Herzen dar, damit es ihm gefällig sei, sie wieder zu füllen mit jener Liebe, welche die Vergangenheit gut macht, die Zukunft sichert, welche mit Weisheit fürchtet und vertraut, weint und sich freut, welche in jedem Falle die Tugend wird, deren wir bedürfen."

Nach diesen Worten entfernte er sich und Don Abbondio folgte ihm.

Hier sagt der Anonymus, daß dieses nicht die einzige Unterredung zwischen diesen beiden Personen, und Lucia nicht der einzige Inhalt ihrer Besprechungen gewesen sei; er habe sich jedoch auf dieses beschränkt, um vom Hauptgegenstand der Erzählung nicht zu weit abzuschweifen; ferner daß er aus demselben Grunde anderer merkwürdiger Dinge, die Federigo während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes gesagt, seiner freigebigen Spenden, der geschlichteten Uneinigkeiten, der Aussöhnung verjährter Feindschaften zwischen Personen, Familien und ganzen Landstrichen (die leider nur allzuhäufig waren) und der Bekehrung manchen Wütherichs oder kleinen Tyrannen für sein ganzes Leben oder wenigstens für einige Zeit, keine Erwähnung thun werde; lauter Dinge, welche mehr oder weniger an jedem Orte der Diöcese vorkamen, wo der vortreffliche Mann sich jeweils aufhielt.

Des Weitern sagt er, daß am folgenden Morgen der Verabredung gemäß, Donna Praxedia angekommen sei, um Lucia abzuholen und dem Cardinale aufzu-

warten, der ihr das Mädchen auf's Wärmste empfahl. Man kann sich denken, wie viele Thränen der Abschied von der Mutter Lucien kostete; sie verließ ihr Häuschen und sagte der Heimath zum zweiten Male Lebewohl, mit jener doppelten Bitterkeit, die man empfindet, wenn man einen Ort verläßt, der uns vorzugsweise lieb war, es aber fortan nicht mehr sein kann. Allein dieser Abschied von der Mutter war nicht der letzte; denn Donna Praxedia hatte gesagt, daß sie noch einige Zeit in jenem von da nicht allzu entfernten Landhause verweilen werde; und Agnes versprach, sie dort zu besuchen, um den letzten schmerzlichern Abschied zu nehmen.

Auch der Cardinal war im Begriffe, seine Visitationsreise fortzusetzen, als der Pfarrer der Pfarrei, in welcher das Schloß des Ungenannten lag, ankam und ihn zu sprechen verlangte. Als er eingeführt worden war, stellte er ihm ein versiegeltes Päckchen und einen Brief von jenem Herrn zu, worin dieser ihn ersuchte, die Mutter zur Annahme der hundert Goldscudi zu vermögen, die sich in dem Päckchen befanden; sie sollten zur Ausstattung der Jungfrau oder zu irgend einem ihnen beliebigen Gebrauche verwendet werden; er bat ihn dabei, ihnen zu sagen, daß, wenn sie jemals glaubten, er könne ihnen einen Dienst leisten, die arme Jungfrau seine Wohnung leider zu finden wissen werde; es würde dies ein sehnlich gewünschter Glücksfall für ihn sein. Der Cardinal ließ Agnes sogleich herbeiholen, und eröffnete ihr den Auftrag, der mit eben so viel Freude als Verwunderung angehört wurde, worauf er ihr die Rolle zustellte, die sie annahm, ohne viele Umstände zu machen. „Gott vergelte es dem gnädigen

Herrn," sagte sie: „danken ihm Euer Hochwürden und Gnaden tausend Mal dafür. Aber sagt Niemand etwas davon, denn hier zu Land . . . . aber nehmt mir's nicht übel, ich weiß wohl, daß ein Herr, wie Ihr, sich nicht mit Schwatzereien abgibt; aber . . . . Ihr versteht mich schon."

Sie begab sich nach Hause, schloß sich in ihre Kammer ein, schüttete die Rolle aus, und sah, wenn gleich vorbereitet, doch voller Verwunderung auf den großen, ihr gehörigen Haufen von Goldstücken; sie hatte vielleicht in ihrem Leben niemals mehr als ein Goldstück, und auch das nur selten gesehen. Nachdem sie dieselben wiederholt gezählt und sich lange Zeit vergebens bemüht hatte, sie aneinander zu reihen, denn jeden Augenblick machten sie einen Bauch und entglitten ihren ungeübten Fingern, brachte sie endlich, so gut es eben ging, die Rolle wieder zu Stande, wickelte sie in ein Stück Leinwand, umschnürte das Päckchen mit einem Bindfaden und verbarg es in einer Ecke ihres Strohsacks. Den übrigen Theil des Tages über that sie nichts, als nachgrübeln, Pläne schmieden und nach dem morgenden Tag sich sehnen. Nachdem sie zu Bett gegangen war, blieb sie einige Zeit wach, und verweilte in Gedanken bei den Hundert, die sie unter sich hatte; eingeschlafen, sah sie sie im Traume. Mit Tagesanbruch stand sie auf und machte sich nach der Villa auf, wo Lucia sich befand.

Diese ihrerseits war, wenn gleich ihr Widerwille, von dem Gelübde zu sprechen, sich nicht vermindert hatte, dennoch entschlossen, sich Gewalt anzuthun und in jener Unterredung, die für lange Zeit die letzte sein sollte,

der Mutter ihr Herz aufzuschließen. Als sie allein waren, begann Agnes lebhaft, aber ganz leise, als wenn Jemand gegenwärtig gewesen wäre, der es nicht hätte hören sollen: „ich habe dir etwas sehr wichtiges mitzutheilen;" und erzählte ihr den unerwarteten Glücksfall.

„Gott segne den guten Herrn," sagte Lucia: „nun könnt Ihr Euch doch gütlich thun und auch andern noch Gutes erweisen."

„Wie?" antwortete Agnes: „siehst du denn nicht, was wir alles mit dem vielen Gelde anfangen können? Höre, ich habe Niemanden, als dich, als euch zwei, darf ich sagen; denn seit Renzo mit dir verlobt war, habe ich ihn immer als meinen Sohn betrachtet. Es fragt sich jetzt nur, ob ihm kein Unglück zugestoßen sei, da er schon so lange nichts mehr von sich hat hören lassen: hoffen wir zu Gott, daß dem nicht so sei. Was mich betrifft, so hätte ich meine Knochen lieber in der Heimath begraben lassen; allein da du dort, Dank jenem Schurken, nicht sicher bist und gar nicht daran zu denken ist, daß ihr in seiner Nähe leben könnet, so ist mir die Heimath verhaßt und ich folge Euch überall hin. Es war auch immer mein Entschluß mit euch zu ziehen und wär's auch ans Ende der Welt; aber was kann man ohne Geld anfangen? Das Wenige, das der Arme mit saurem Schweiß und Sparsamkeit bei Seite gelegt hatte, hat der Landvogt weggekappert; aber zum Ersatz dafür hat uns Gott jetzt Glück bescheert. Wenn er nun Gelegenheit gefunden haben wird, uns zu benachrichtigen, ob er noch lebt, und wo er ist und was er für Absichten habe, so hole ich dich in Mailand ab, ja ich selbst will dich abholen. Sonst wäre es mir als etwas Großes

vorgekommen, aber das Unglück macht behend; bis nach Monza bin ich gegangen und weiß jetzt was reisen heißt. Ich nehme einen verständigen Mann mit mir, einen Verwandten, wie wär's, wenn ich den Alexio von Maggianico nähme: denn die Wahrheit zu gestehen, gibt's in unserm Dorfe keinen so verständigen Menschen, mit diesem gehe ich, ich übernehme die Kosten, und .... verstehst du mich?"

Als sie aber sah, daß Lucia, anstatt sich zu freuen, immer betrübter wurde und ihr nur eine schwermüthige Zärtlichkeit zu erkennen gab, so brach sie ihre Rede in der Mitte ab und sagte: „aber was hast du denn? bist du nicht auch der Meinung?"

„Armes Mütterlein!" rief Lucia aus, indem sie einen Arm um ihren Hals schlang und das Gesicht an ihrem Busen barg.

„Was fehlt dir?" rief die Mutter ängstlich.

„Ich hätte es Euch schon früher sagen sollen," antwortete Lucia, ihr Antlitz erhebend und sich die Thränen abwischend; „aber ich hatte nicht den Muth dazu, habt Mitleid mit mir."

„Aber so sage doch, was dir fehlt."

„Ich kann nicht mehr die Frau des armen Renzo werden!"

„Wie? was?"

Lucia senkte das Haupt, ihre Brust athmete schwer und ihre Thränen rannen, ohne daß sie schluchzte, wie es bei Leuten vorkömmt, die eine traurige Geschichte erzählen, welche man nicht ändern kann; sie entdeckte nun ihr Gelübde; faltete dabei die Hände und bat die Mutter wiederholt um Vergebung, daß sie nicht früher

gesprochen habe; sie beschwor sie, es keiner lebenden Seele zu sagen und ihr beizustehen, damit sie erfüllen könne, was sie versprochen habe.

Staunend und bestürzt stand Agnes da. Sie wollte über die Verheimlichung zürnen. Aber die ernsten Gedanken über den Vorfall erstickten ihren Unwillen, sie wollte ihr sagen: „was hast du gethan?“ aber dies erschien ihr als ein Eingriff in die Rechte des Himmels, um so mehr, da Lucia ihr immer wieder von Neuem jene Nacht, ihre finstere Verzweiflung, ihre unvorgesehene Befreiung und mit den lebhaftesten Farben alle die Umstände schilderte, unter denen das so bestimmte, so feierliche Gelübde abgelegt worden war. Zugleich kam ihr dies und jenes Beispiel in den Sinn, das sie oft hatte erzählen hören, das sie wohl selbst ihrer Tochter erzählt hatte, wo der Verletzung eines Gelübdes eine auffallende, schreckliche Strafe auf dem Fuße nachgefolgt sei. Nachdem sie eine Weile wie bezaubert dagestanden war, sagte sie: „und was willst du jetzt thun?“

„Jetzt,“ antwortete Lucia, „wird Gott und die heilige Jungfrau sich meiner annehmen, in ihre Hände habe ich mich übergeben: sie haben mich bis jetzt nicht verlassen, sie werden mich auch nicht verlassen, nun, da .... die einzige Gnade, um welche ich den Herrn nächst dem Heile meiner Seele anflehe, ist, er möge mich wieder glücklich zu Euch zurückführen; und er wird sie mir gewähren, gewiß, er wird sie mir gewähren. Wenn ich an jenen Tag .... an jene Kutsche .... O heilige Jungfrau! .... an jene Menschen denke .... wer hätte mir damals gesagt, daß sie mich zu jenem Manne brächten, der mich Tags darauf an einen

Ort brächte, wo ich mit meiner Mutter zusammentreffen würde?"

„Aber, daß du nicht sogleich mit deiner Mutter darüber sprachst!" sagte Agnes mit einem gewissen, von Zärtlichkeit und Mitleid gemilderten Unwillen.

„Habt Mitleid mit mir; ich hatte nicht den Muth .... und was hätte es auch nützen können, wenn ich Euch einige Zeit früher betrübt hätte?"

„Und Renzo?" sagte Agnes kopfschüttelnd.

„Ach!" rief Lucia zusammenfahrend, „ich darf nicht mehr an den Unglücklichen denken. Man sieht ja, es war nicht Gottes Wille .... Der Himmel selbst hat uns trennen wollen. Und wer weiß ....? Aber nein, nein: Gott wird ihn vor Gefahren geschützt haben und ihm ohne mich vielleicht ein besseres Schicksal bereiten."

„Aber," versetzte die Mutter, „wenn du dich nicht für immer gebunden hättest und dem Renzo kein Unglück zugestoßen wäre, wie hätten wir uns mit dem Golde so wohl sein lassen können?"

„Aber," entgegnete Lucia, „hätten wir jenes Gold auch bekommen, wenn ich nicht jene Nacht erlebt hätte? Gott ist es, der alles so gefügt hat, es geschehe sein heiliger Wille." Thränen erstickten ihre Stimme.

Ueber diesen unerwarteten Grund wurde Agnes nachdenkend. Nach einer Weile sagte Lucia, das Schluchzen an sich haltend: „nun es aber einmal geschehen ist, muß man sich willig darein ergeben; und Ihr, arme Mutter, vermögt mir Beistand dazu zu leisten, einmal, indem Ihr zu dem Herrn für Eure arme Tochter betet, und dann .... muß es auch der arme Renzo erfahren. Denket Ihr daran und erweiset mir auch diese Liebe.

Wenn Ihr erfahren habt, wo er ist, so laßt ihm schreiben, sucht einen Mann aus . . . . gerade Euern Vetter Alexio, der ein kluger, menschenfreundlicher Mensch ist, und es immer gut mit uns gemeint hat und die Sache nicht ausschwatzen wird; laßt ihm durch diesen die Sache schreiben, wie sie gegangen ist; wo ich gewesen bin, was ich gelitten habe; Gott habe es so gewollt, er solle sich zufrieden geben, ich könne niemals, niemals Jemanden angehören. Er solle ihm die Sache auf gute Art beibringen, ihm erklären, was ich versprochen, daß ich ein förmliches Gelübde abgelegt habe. Wann er hört, daß ich der heiligen Jungfrau gelobt habe . . . . er war ja immer so gottesfürchtig. Und wenn Ihr das erste Mal Nachricht von ihm erhaltet, so laßt mir schreiben, laßt mich wissen, ob er gesund ist; und dann . . . . dann will ich nichts mehr wissen."

Agnes versicherte der Tochter tiefergriffen, daß alles geschehen sollte, wie sie wünsche.

„Noch möchte ich Euch etwas anderes sagen," fuhr diese fort: „wenn der Arme nicht das Unglück gehabt hätte an mich zu denken, so wäre ihm nicht begegnet, was ihm begegnet ist. Er ist in die Welt hinausgestoßen worden, sie haben ihm sein Glück zerstört, haben ihm Hab und Gut und sein erspartes Geld weggenommen, wißt Ihr, weil . . . . Und wir haben so viel Geld! O Mutter! Da der Herr uns so reichlich bedacht hat, da Ihr den Armen ja stets als Euern . . . . ja, als einen Sohn betrachtet habt, o so theilt mit ihm, gebt ihm die Hälfte des Goldes, Gott wird es uns sicherlich an nichts fehlen lassen. Suchet einen ehrlichen

Boten und schicket es ihm; denn der Himmel weiß, wie sehr er es nöthig haben wird!"

„Was glaubst du?" versetzte Agnes: „ich will es ihm schicken. Armer Junge! meinst du, daß mir das Gold so viele Freude mache? Ja, ich bin ganz vergnügt hergekommen, aber . . . . doch genug, ich werde es ihm schicken. Armer Renzo! aber auch er . . . . ich weiß, was ich sage; des Golds freut sich, wer's braucht; er aber wird sich dessen nicht von Herzen freuen können."

Lucia dankte der Mutter für die bereitwillige freigebige Nachsicht mit einer Dankbarkeit, mit einer Innigkeit, daß es keinem, der sie beobachtet hätte, entgangen wäre, wie ihr Herz noch jetzt, vielleicht mehr, als sie selbst glaubte, an Renzo hing.

„Und was werde ich arme Frau ohne dich anfangen?" sagte Agnes und brach in Thränen aus.

„Und ich ohne Euch, geliebte Mutter? unter fremden Leuten? und hier unten in diesem Mailand . . . .! Aber der Herr wird mit uns Beiden sein, er wird uns wieder zusammenführen. In acht bis neun Monaten werden wir uns wiedersehen; bis dahin oder auch noch früher, hoffe ich, wird Er die Sache in Ordnung gebracht haben, um uns wieder zu vereinigen. Lassen wir nur Ihn machen. Tagtäglich will ich die heilige Jungfrau um diese Gnade bitten. Wenn ich noch etwas hätte, um es Ihr darzubringen, so würde ich es gerne thun; aber sie ist so barmherzig, daß sie es auch umsonst für mich erlangen wird."

Unter diesen und ähnlichen, öfters wiederholten Worten der Klage und des Trostes, des Kummers und der Entsagung, unter Bitten und Versprechungen, nichts

zu sagen, unter Thränen, nach langen stets erneuerten Umarmungen schieden die Frauen, indem sie sich wechselseitig zusagten, sich spätestens im nächsten Herbst wiederzusehen; als wenn dies von ihnen abgehangen hätte, und wie man's in ähnlichen Fällen immer macht.

Mittlerweile verging eine graume Zeit, ohne daß Agnes etwas von Renzo hätte erfahren können. Es kamen weder Briefe, noch eine sonstige Botschaft von ihm an; und von allen Leuten aus dem Dorfe und der Umgegend, die man fragen konnte, wußte Niemand mehr von ihm.

Sie war aber nicht die einzige, die vergebliche Nachforschungen anstellte; der Cardinal Federigo, der den armen Frauen nicht aus bloßer Förmlichkeit versprochen hatte, Erkundigungen über den jungen Mann einziehen zu wollen, hatte wirklich sogleich geschrieben. Als er von den Pfarreivisitationen nach Mailand zurückgekehrt war, hatte er eine Antwort erhalten, aus welcher zu entnehmen war, daß man das bezeichnete Subject nicht habe ausfindig machen können; derselbe habe allerdings einige Zeit an dem und dem Ort, im Hause eines Verwandten sich aufgehalten, wo er ein ganz eingezogenes Leben geführt habe; aber eines schönen Morgens sei er unvermuthet verschwunden, und jener, sein Anverwandter wisse selbst nicht, was aus ihm geworden sei, und könne nur gewisse unbestimmte und widersprechende Gerüchte wiederholen, die umliefen, der Jüngling habe sich nach der Levante anwerben lassen, sei nach Deutschland gegangen, sei beim Durchwaten eines Flusses ertrunken; man werde nicht verfehlen, sich umzuhören, ob man nicht etwas Bestimmteres erfahren

könne, um Sr. Hochwürden und Gnaden sogleich Nachricht davon zu geben.

Später verbreiteten sich diese und andere Gerüchte im Gebiete von Lecco, und kamen folglich auch Agnesen zu Ohren. Die arme Frau that alles Mögliche, um in's Klare zu kommen, was wahr sei, um zur Quelle dieses oder jenes Geredes zu gelangen, aber es gelang ihr niemals mehr zu erfahren, als jenes „die Leute sagen," das auch heutzutage allein schon genügt, um so Vieles zu bezeugen. Zuweilen hatte ihr kaum Einer etwas erzählt, so kam gleich darauf ein Anderer und sagte ihr, es sei nicht wahr, um ihr dafür eine andere, eben so auffallende oder betrübende Geschichte aufzuheften. Es war aber alles leeres Geschwätz. Die Sache verhielt sich folgender Maßen.

Der Statthalter von Mailand und General-Capitän von Italien, Don Gonzalo di Cordova, hatte bei dem venetianischen Minister-Residenten in Mailand einen großen Lärm geschlagen, daß ein Straßenräuber, ein überwiesener Straßenräuber, einer der zu Mord und Plünderung aufgefordert habe, der berüchtigte Lorenzo Tramaglino, der, schon in den Händen der Gerechtigkeit, noch Aufruhr angestiftet habe, um sich zu befreien, im Gebiete von Bergamo auf- und angenommen worden sei.

Der Resident hatte geantwortet, daß ihm die Sache ganz unbekannt sei und daß er nach Venedig schreiben werde, um Sr. Excellenz die Erläuterung geben zu können, die der Fall erheische.

In Venedig hatte man den Grundsatz, die Neigung der mailändischen Seidenarbeiter, sich im bergamaskischen Gebiete niederzulassen, zu befördern und zu unterstützen,

und ihnen darum Vortheile, vor allem aber jenen, ohne den alles andere nichts bedeutet, Sicherheit zu bieten. Gleichwie aber, wenn zwei über etwas, sei es auch noch so wenig, sich zanken, ein dritter sich darüber freut, so wurde auch Bartolo, man weiß nicht von wem, im Vertrauen benachrichtigt, daß es für Renzo im Lande nicht mehr geheuer sei und daß er gut thun würde, in eine andere Fabrik einzutreten und für einige Zeit seinen Namen zu ändern. Bartolo merkte, wo es hinaus wolle, fragte nicht weiter nach, lief schnell zu Renzo, um es ihm zu sagen, nahm ihn hierauf zu sich in eine Kalesche, führte ihn nach einer andern, von der seinigen vielleicht fünfzehn Meilen entfernten Seidenspinnerei und stellte ihn dann dem, gleichfalls aus dem Mailändischen gebürtigen Fabrikherrn, einem alten Bekannten unter dem Namen Antonio Rivolta vor. Wenn gleich der Jahrgang sehr karg war, so ließ sich dieser doch nicht lange bitten, einen Arbeiter anzunehmen, der ihm als rechtschaffen und geschickt von einem Ehrenmann empfohlen worden war, welcher sich auf dergleichen verstand. Nach der Probe war er mit der Acquisition äußerst wohl zufrieden, besonders da es ihm im Anfange geschienen hatte, der junge Mensch müsse etwas versimpelt sein, weil er ihm meistens nicht antwortete, wenn er ihm „Antonio" zurief.

Kurz darauf kam ein ganz ruhig abgefaßter Befehl von Venedig an den Stadthauptmann von Bergamo, er solle Erkundigung einziehen und Auskunft ertheilen, ob in seinem Sprengel, namentlich in dem und dem Dorf der und der sich aufhalte. Der Stadthauptmann that sein Möglichstes, wie er's verstanden hatte, daß sie's

wollten, übermittelte die verneinende Antwort, die an den Residenten in Mailand übermittelt wurde, der sie dem Don Gonzalo Fernandez di Cordova übermittelte.

Es fehlte nicht an Neugierigen, die von Bartolo gerne erfahren hätten, warum doch der Jüngling nicht mehr da sei und wohin er sich begeben habe. Auf die erste Frage antwortete Bartolo: „Er ist verschwunden.“ Um die Zudringlichern zur Ruhe zu bringen, ohne sie merken zu lassen, was an der Sache sei, hielt er es für angemessen, dem einen diese, dem andern jene der von uns oben berichteten Nachrichten aufzubinden, jedoch als unbestimmte Gerüchte, die auch ihm zu Ohren gekommen seien, ohne daß er selbst etwas zuverlässiges angeben könne. Als aber die Frage im Auftrage des Cardinals an ihn gerichtet wurde, ohne ihn zu nennen, mit einem Anscheine von Wichtigkeit und Geheimthuerei, indem man ihm zu verstehen gab, es geschehe im Namen einer hochgestellten Person, so faßte er Verdacht und hielt für nöthig, wie gewöhnlich zu antworten; ja, da es sich um eine hochgestellte Person handelte, so gab er nun alle die Nachrichten zum Besten, die er bei den verschiedenen Gelegenheiten einzeln in Umlauf gesetzt hatte.

Man glaube aber ja nicht, ein Herr dieses Kalibers sei auf den armen Seidenspinner vom Gebirge so gar böse gewesen und habe, von der geringen, ihm erwiesenen Achtung und den bösen, gegen den Mohrenkönig mit der Kette um den Hals gesprochenen Worte unterrichtet, ihn dafür büßen lassen wollen, oder er habe ihn für ein so gefährliches Subjekt gehalten, um ihn noch als Flüchtling zu verfolgen und auch in der Ferne ihm keine Ruhe zu lassen, wie der römische Senat es dem Hannibal ge-

macht hatte. Don Gonzalo hatte allzu viele und allzu wichtige Dinge im Kopfe, als daß er sich so sehr um Renzo's Handlungen bekümmert hätte, und wenn es schien, er bekümmere sich darum, so lag der Grund in einem eigenthümlichen Zusammentreffen von Umständen, durch welche der arme Teufel, ohne es zu wollen und ohne es, nicht jetzt, noch jemals zu erfahren, vermittelst eines äußerst dünnen, unsichtbaren Fadens mit jenen allzu vielen und allzu wichtigen Dingen in Verbindung gebracht worden war.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Schon mehr als einmal haben wir Veranlassung gehabt, jenes Krieges Erwähnung zu thun, der um die Erbfolge in den Staaten des Herzogs Vincenzo Gonzoga, des zweiten dieses Namens geführt wurde; aber dies geschah immer nur in Augenblicken großer Eile, so daß wir stets nur einen flüchtigen Wink geben konnten. Aber jetzt ist eine genauere Kenntniß desselben zum Verständniß unserer Erzählung durchaus erforderlich. Es sind Dinge, die derjenige wissen muß, der die Geschichte kennt. Da wir aber, in richtiger Würdigung unser selbst voraussetzen müssen, daß dieses Werk nur von minder unterrichteten Leuten gelesen werde, so wird es nicht übel sein, wenn wir hier so viel darüber sagen, als nöthig ist, um diejenigen zu orientiren, die's bedürfen.

Wir haben gesagt, daß beim Tode jenes Herzogs,

der der erste hieß, nach dem Recht der Erbfolge Carlo Gonzaga, das Haupt einer nach Frankreich, wie sie die Herzogthümer Nevers und Rethel besaß, verpflanzten jüngern Linie, von Mantua, und, fügen wir jetzt hinzu, von Montferrat Besitz ergriffen hatte, welches letztere die Eilfertigkeit in der Feder gelassen. Der Hof von Madrid, der den neuen Fürsten um jeden Preis (auch dies haben wir angeführt) von den beiden Lehen ausschließen wollte, und um ihn auszuschließen, eines Grundes bedurfte (denn die Kriege, die man ohne Grund führt, wären ungerecht), hatte sich zum Verfechter jenes Rechts aufgeworfen, das ein anderer Gonzaga, Ferrante, Fürst von Guastalla auf Mantua, Carlo Emanuel I., Herzog von Savoyen und Margarethe Gonzoga, verwittwete Herzogin von Lorena auf Montferrat zu haben behaupteten. Don Gonzalo, der aus dem Hause des großen Feldherrn stammte und dessen Namen trug, der schon in Flandern Krieg geführt hatte und nun vor Begierde brannte, auch einen in Italien zu führen, war derjenige, der am lebhaftesten darauf drang, daß er erklärt werde; mittlerweile hatte er, die Absichten des ermeldeten Hofes auslegend und dessen Befehlen zuvorkommend, mit dem Herzog von Savoyen einen Vertrag über einen Einfall in Montferrat und die Theilung dieses Landes abgeschlossen, und hatte vom Grafen Herzog leicht die Bestätigung desselben dadurch erlangt, daß er ihm vorspiegelte, die Eroberung von Casale, welches der bestvertheidigte Punkt des dem Könige von Spanien ausbedungenen Antheiles war, sei ohne viele Mühe auszuführen. Er betheuerte jedoch im Namen des letztern, er wolle das Land nur so lange pfandweise besetzen, bis

der Kaiser einen Ausspruch gethan haben werde; dieser hatte, theils aus Gefälligkeit gegen andere, theils aus eigenem Antriebe dem neuen Herzog die Belehnung abgeschlagen und ihm eröffnen lassen, er solle ihm, dem Kaiser, die bestrittenen Lande herausgeben: er werde sie dann demjenigen zurückstellen, dem sie von Rechtswegen gebührten, worauf sich jedoch der Herzog von Nevers nicht einlassen wollte.

Auch er hatte gewichtige Freunde: den Cardinal von Richelieu, die Herren von Venedig und den Pabst Urban VIII. Aber der erstere, dem damals die Belagerung von La Rochelle vollauf zu thun gab und der in einen Krieg mit England verwickelt war, konnte nur Hoffnungen geben, da die Parthei der Königin Mutter, Maria von Medicis, welche dem Hause Nevers aus gewissen Gründen abgeneigt war, ihm geradezu entgegen arbeitete. Die Venetianer wollten sich nicht rühren und nicht einmal sich erklären, wenn nicht zuvor ein französisches Heer in Italien eingerückt sein würde; und indem sie den Herzog unter der Hand unterstützten, so gut sie konnten, beschränkten sie sich, dem Hof von Madrid und dem Statthalter von Mailand gegenüber, je nach den Zeitumständen auf bald freundliche, bald drohende Proteste, Vorschläge und Ermahnungen. Der Pabst empfahl den Nevers den Freunden, verwendete sich für ihn bei den Gegnern, machte Ausgleichungsvorschläge: aber Soldaten in's Feld rücken zu lassen, davon wollte er nichts wissen.

So konnten die beiden Trutzverbündeten um so sicherer die verabredete Unternehmung beginnen. Der Herzog von Savoyen war seinerseits in Montferrat ein-

gerückt, Don Gonzalo hatte mit größtem Eifer Casale eingeschlossen und belagert; aber er fand nicht die große Genugthuung, die er sich vorgestellt hatte: damit man nicht meine, im Kriege sei alles rosenfarb. Der Hof unterstützte ihn nicht nach seinen Wünschen, ja er ließ es ihm an den nothwendigsten Mitteln fehlen; der Bundesgenosse half ihm zu viel: ich will damit sagen, nachdem er seinen Antheil weggenommen hatte, so klaubte er auch noch jenen ab, der dem Könige von Spanien zugewiesen worden war. Don Gonzalo ärgerte sich darüber waidlich; aber da er fürchtete, daß, wenn er Lärm darüber schlage, dieser Carl Emanuel, eben so thätig in Geschäften und tapfer im Felde, als unzuverlässig in Verträgen, möchte sich an Frankreich anschließen, so mußte er ein Auge zumachen, schlucken und schweigen. Die Belagerung ging rückwärts statt vorwärts, zog sich in die Länge theils weil die Belagerten sich sehr standhaft, wachsam und entschlossen benahmen, theils weil er zu wenig Leute hatte und, wie manche Geschichtschreiber sagen, sehr viele Mißgriffe machte. Wir lassen die Sache dahin gestellt, sind sogar geneigt, falls es sich wirklich so verhielte, dies ganz in der Ordnung zu finden, wenn es der Grund war, daß bei der Belagerung mancher Mensch weniger getödtet, verstümmelt oder verkrüppelt, und, ceteris paribus, auch nur die Dachziegel in Casale ein wenig weniger beschädigt worden sind. In dieser Verlegenheit erhielt er die Nachricht von dem Aufruhr in Mailand, und verfügte sich in Person dahin.

Hier wurde in dem Berichte, den man ihm erstattete, auch der unter Lärm und Aufruhr erfolgten Flucht Renzo's und der wahren und erdichteten Thatsachen Er=

wähnung gethan, die der Grund seiner Verhaftung gewesen waren, und man wußte ihm auch zu sagen, daß er sich in's Gebiet von Bergamo geflüchtet habe. Dieser Umstand zog Don Gonzalo's Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte von ganz anderer Seite in Erfahrung gebracht, daß die zu Venedig wegen des Mailänder Aufruhrs die Nase hochtrügen; daß sie anfangs geglaubt hätten, er würde genöthigt sein, die Belagerung von Casale aufzuheben, und daß sie beständig glaubten, er werde darüber noch bestürzt und nachdenklich sein; und dies um so mehr, als bald nach jenem Ereignisse die von jenen Herren sehnlich erwartete Nachricht von der Uebergabe der Festung La Rochelle ankam. Und da es ihm als Mann und Staatskünstler sehr schmerzlich war, daß jene Herren eine solche Meinung von seinen Angelegenheiten hatten, so suchte er jede Gelegenheit auf, ihnen auf dem Wege der Schlußfolgerungen die Ueberzeugung beizubringen, daß er nichts von seiner vorigen Zuversicht eingebüßt habe; denn ausdrücklich sagen: ich fürchte mich nicht, ist, wie wenn man nichts sagt. Ein gutes Mittel ist es, den Beleidigten zu spielen, sich zu beklagen und Beschwerden zu erheben; als daher der venetianische Resident angekommen war, um ihn zu begrüßen und dabei zugleich aus seinem Gesichte und seiner Haltung zu erforschen, wie es inwendig bei ihm aussehe (merket es euch wohl, dies ist ein Stück von jener alten feinen Staatskunst), so sprach Don Gonzalo leichthin, und als Mann, welcher der Sache schon einen Riegel gesteckt hat, von dem Aufruhr, und machte dann wegen Renzo jenen Höllenspektakel den ihr wißt, wie ihr auch wisset, was es für Folgen

hatte. Nachher befaßte er sich gar nicht mehr mit einer so geringfügigen Begebenheit, die, was ihn anbelangte, ihre Endschaft erreicht hatte; und als ihm einige Zeit nachher im Lager bei Casale, wohin er zurückgekehrt war, und wo er alle seine Gedanken hatte, die Antwort zuging, erhob und schüttelte er den Kopf wie ein Seidenwurm, der das Maulbeerblatt aufsucht; er blieb einen Augenblick stehen, um sich den Gegenstand, von dem ihm nicht mehr als ein Schatten verblieben war, wieder lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen, er erinnerte sich der Sache wieder, hatte eine flüchtige und verwirrte Vorstellung von der Person, ging dann zu etwas Anderem über und dachte nicht weiter daran.

Aber Renzo, der aus dem Wenigen, was man ihn hatte merken lassen, eher alles Andere als eine so wohlmeinende Gleichgiltigkeit voraussetzen mußte, hatte lange keinen andern Gedanken, oder um uns richtiger auszudrücken, kein anderes Studium, als wie er im Verborgenen leben könne. Man kann sich denken, wie gewaltig er sich sehnte, den Frauen Nachricht von sich zu geben und von ihnen zu erhalten, allein zwei große Schwierigkeiten standen entgegen. Die eine bestand darin, daß der Arme sich einem Secretär hätte anvertrauen müssen, weil er nicht schreiben und im eigentlichen Sinne des Worts nicht einmal lesen konnte; und wenn er, wie ihr euch vielleicht erinnert, dem Doktor Rechtsverdreher auf seine Frage mit Ja antwortete, so war dies keine Prahlerei oder Windmacherei, wie man zu sagen pflegt, sondern es war wirklich wahr, daß er das Gedruckte lesen konnte; aber das Geschriebene zu lesen, das ist etwas Anderes. Er war also gezwungen,

einen Dritten in seine Angelegenheiten, in ein so kitzliches Geheimniß einzuweihen, und ein Mann, der die Feder führen und auf den man sich verlassen konnte, fand sich in den damaligen Zeiten nicht so leicht, um so weniger aber in einem Lande, wo er keine alten Bekanntschaften hatte. Die zweite Schwierigkeit bestand darin, einen Boten zu bekommen, einen Mann, der gerade in jene Gegend reiste, der den Brief annehmen und dafür besorgt sein wollte, ihn richtig an seine Adresse abzugeben, das waren Dinge, die bei einem einzigen Manne gleichfalls schwer beisammen zu finden waren.

Nach vielem Suchen fand er endlich einen, der für ihn schrieb. Aber da er nicht wußte, ob die Frauen noch in Monza oder sonst wo seien, da glaubte er es gut zu machen, wenn er den Brief für Agnes einem andern an den Pater Christophoro beischließe. Der Schreiber übernahm es auch, das Briefpäckchen zu besorgen; er übergab es einem Mann, der in die Nähe von Pescarenico kam; dieser ließ es unter vielen Empfehlungen in einem Wirthshause an der Straße, nicht weit von dort; und da das Päckchen an ein Kloster adressirt war, so langte es richtig an; aber was nachher damit geschah, das hat man nie erfahren. Da keine Antwort kam, so ließ Renzo einen zweiten aufsetzen, der ungefähr gleichen Inhalts war, wie der erste, und schloß ihn einem andern an einen seiner Freunde oder Verwandten in Lecco bei. Er sah sich nach einem andern Ueberbringer um; er fand einen. Diesesmal gelangte der Brief an seinen Bestimmungsort. Agnes trabte nach Maggianico, ließ sich ihn von ihrem Vet-

ter, jenem Alexio, vorlesen und erklären; besprach mit ihm die Antwort, die dieser zu Papier brachte; man fand Gelegenheit, ihn an Antonio Rivolta in seinen jetzigen Wohnort abzusenden; all' das ging aber natürlich nicht so schnell als wir's Euch erzählen. Renzo empfing die Antwort und ließ wieder schreiben. In Summa, es entspann sich zwischen den beiden Partheien ein Briefwechsel, der allerdings weder schnell, noch regelmäßig, aber doch in Sprüngen und Zwischenräumen fortgesetzt wurde.

Um jedoch einen Begriff von jenem Briefwechsel zu bekommen, muß man ein wenig wissen, wie damals diese Dinge gingen, oder wie sie noch gehen; denn gerade in diesem Fache hat sich, glaube ich, wenig oder nichts geändert.

Der Bauer, der nicht schreiben kann und doch schreiben sollte, wendet sich an einen, der diese Kunst versteht, und wählt ihn, so fern es geht, unter den Leuten seines Standes aus, weil er vor andern sich scheut, oder ihnen nicht traut; er unterrichtet ihn mit mehr oder weniger Ordnung und Deutlichkeit über das Vorausgegangene, und setzt ihm in derselben Weise die Sache auseinander, um sie zu Papier zu bringen. Der Schreibkünstler versteht's zum Theil, zum Theil mißversteht er es, gibt Rath, schlägt eine Aenderung vor, sagt: laßt nur mich machen; ergreift die Feder, bringt die Gedanken des andern, so gut er's vermag, in Briefform, verbessert, ändert sie, verstärkt die Dosis, streicht aus, läßt aus, wie es ihm eben scheint, daß es besser zur Sache passe; denn es hilft einmal nichts, wer's besser versteht als andere, will nicht bloßes Werkzeug

in ihren Händen sein, und wenn er anderer Leute Angelegenheiten besorgt, will er, daß sie ein wenig nach seinem Kopfe gehen. Bei alle dem gelingt es dem Schreibkünstler nicht immer, zu sagen, was er gerne sagen möchte; bisweilen geschieht es ihm, daß er etwas ganz Anderes sagt; das geschieht aber auch uns Schriftstellern, die wir für die Presse schreiben. Wann der so abgefaßte Brief in die Hände des Correspondenten kommt, der im ABC gleichfalls nicht geübt ist, so trägt er ihn zu einem andern Gelehrten jenes Kalibers, welcher ihm denselben vorliest und erklärt. Nun entstehen Streitfragen über die Weise, wie er verstanden werden muß, denn der Betheiligte, der sich auf die Kenntniß der vorausgegangenen Thatsachen stützt, behauptet, daß gewisse Worte irgend etwas sagen wollen; der Leser, welcher aus Erfahrung weiß, wie derlei Briefe zustande kommen, behauptet, daß sie etwas ganz Anderes sagen wollten. Endlich muß der, der nicht weiß, sich dem überlassen, der weiß, und ihm den Auftrag geben, die Antwort abzufassen; wenn er dann im Geschmacke der Angabe fertig geworden, so wird er einer ähnlichen Auslegung unterworfen. Wenn dann der Gegenstand der Correspondenz ein wenig kitzlich ist, wenn Heimlichkeiten im Spiele sind, die man, im Falle der Brief verloren ginge, einen Dritten nicht gerne wissen lassen möchte; wenn aus dieser Rücksicht die bestimmte Absicht vorgewaltet hat, die Dinge nicht ganz deutlich zu sagen, dann fangen, wenn die Correspondenz auch noch so kurze Zeit dauert, die Partheien an, sich untereinander zu verstehen, wie weiland zwei Scholastiker, die vier Stunden lang über die Kraft der Dinge an sich dispu-

tirten, um das Gleichniß nicht von lebendigen Dingen herzunehmen, was uns am Ende noch Kopfstücke eintragen könnte.

Nun war aber der Fall unserer beiden Correspondenten gerade einer der so eben geschilderten. Der erste im Namen Renzo's geschriebene Brief enthielt vielen Stoff; im Anfang, außer einer Erzählung seiner Flucht, die viel gedrängter, aber auch viel verwirrter war, als ihr sie gelesen habt, einen Bericht über seine gegenwärtigen Umstände, aus dem Agnes so wenig als ihr Dolmetscher einen klaren und vollständigen Begriff sich herauszuklauben vermochte; eine geheime Andeutung über die Aenderung seines Namens, und daß er in Sicherheit sei, aber sich noch verborgen halten müsse; lauter Dinge, die an sich ihrem Verstande nicht allzugeläufig und im Briefe auch nur dunkel angedeutet waren. Dann kamen kummervolle, leidenschaftliche Fragen über Lucia's Schicksale mit undeutlichen, schmerzlichen Winken über die Gerüchte, die bis zu Renzo gedrungen waren; schließlich noch ungewisse, weitaussehende Hoffnungen, Zukunftsplane, dazwischen Versprechungen und Bitten, die gelobte Treue zu bewahren, die Geduld und den Muth nicht zu verlieren, auf bessere Umstände zu warten.

Nach einiger Zeit fand Agnes eine zuverläßige Gelegenheit, dem Renzo einen Brief mit den fünfzig von Lucia ihm bestimmten Goldscudi in die Hände zu spielen. Beim Anblick so vielen Goldes wußte Renzo nicht, was er denken solle; und ergriffen von einem Staunen und einer Spannung, die keiner Zufriedenheit Raum gaben, rannte er zu seinem Geheimschreiber, um sich den Brief

vorlesen zu lassen und den Schlüssel eines so auffallenden Geheimnisses in die Hand zu bekommen.

In dem Briefe klagte Agnesens Secretär über die in Renzo's letztem Schreiben herrschende allzugeringe Deutlichkeit und begann dann mit nahezu gleicher Klarheit die schreckliche Geschichte jener Person (wie er sich ausdrückte) zu beschreiben; hier nun gab er Rechenschaft über die fünfzig Scudi, und kam, aber im Wege der Umschreibungen, auf das Gelübde zu sprechen, indem er in unverblümterer, offenerer Sprache den Rath beifügte, er solle sein Herz beruhigen und nicht mehr an Lucia denken.

Wenig fehlte, so hätte sich Renzo an dem Vorleser und Dolmetscher vergriffen; er zitterte, schauderte, tobte über das, was er verstanden, und das, was er nicht zu verstehen vermocht hatte. Drei oder vier Mal ließ er sich das schreckliche Schriftstück vorlesen; bald schien es ihm, er verstehe es besser. Bald wurde ihm das dunkel, was ihm vorher deutlich geschienen hatte. In dieser fieberhaften Aufregung verlangte er, daß der Schreiber Hand an die Feder lege, um zu antworten. Nach den stärksten Ausdrücken des Mitleids und des Schreckens über Lucia's Schicksale, die man aussinnen konnte, fuhr er diktirend fort: „Schreibet, daß ich mein Herz nicht beruhigen wolle und niemals beruhigen könne, und das sei kein Rath, den man einem Burschen meines gleichen geben könne; und ich werde dieses Geld niemals berühren, ich lege es zurück und halte es in Verwahrung für die Ausstattung des Mädchens; sie müsse mein werden; ich wisse von keinem Gelübde; ich habe wohl immer sagen hören, die heilige Jungfrau trete in's

Mittel, um den Betrübten beizustehen und ihnen Gnaden zu erlangen; daß sie aber auch in's Mittel trete für die, so Herzeleid machen und wortbrüchig werden, das habe ich nie, nie gehört, und das könne und dürfe nie geschehen; und daß wir mit dem Gelde unser Hauswesen einrichten könnten, und wenn ich mich auch jetzt ein wenig in Verlegenheit befinde, so sei das ein Sturm, der bald vorübergehe," und dergleichen mehr.

Agnes erhielt diesen Brief und ließ wieder schreiben, und der Briefwechsel ging in der bereits geschilderten Weise fort.

Als die Mutter Lucien, ich weiß nicht durch welches Mittel, in Kenntniß gesetzt hatte, daß ein Gewisser gesund und wohl, und benachrichtiget sei, empfand sie einen großen Trost, und wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie vergessen möge, oder, um die Sache ganz genau zu sagen, daß er darauf denken möchte, sie zu vergessen. Ihrerseits faßte sie tagtäglich hundertmal einen ähnlichen Entschluß in Beziehung auf ihn; auch wendete sie jedes Mittel an, um es zu Stande zu bringen. Sie arbeitete unermüdlich, suchte sich ganz in die Arbeit zu vertiefen; wenn Renzo's Bild vor sie hintrat, so fing sie an, auswendig Gebete zu sprechen oder zu singen. Aber dieses Bild kam, gerade als wenn es aus Bosheit geschehe, nicht so offen daher; es kam verstohlener Weise hinter andern drein; dermaßen, daß ihre Seele dessen Dasein nicht früher gewahr wurde, als nachdem es schon einige Zeit anwesend gewesen. Lucia's Gedanken weilten oft bei der Mutter; und wie sollten sie nicht? und der wesenlose Renzo kam dann ganz leise, um sich als Dritter mit hinzusetzen, wie es der leib-

haftige so oft gethan hatte. So schlich er mit allen Personen, an allen Orten, mit allen Erinnerungen an die Vergangenheit sich ein. Und wenn die Arme sich zuweilen in Gedanken an die Zukunft erging, so kam er eben wieder zum Vorschein, um nichts Anderes zu sagen; ich werde indessen nicht dabei sein. Wenn es jedoch ein verzweifeltes Unternehmen war, gar nicht mehr an ihn zu denken, so gelang es Lucien doch bis auf einen gewissen Punkt, weniger oft und weniger zärtlich an ihn zu denken; es wäre ihr vielleicht noch besser gelungen, wenn sie's allein gewesen wäre, die es gewollt hätte. Aber da war Donna Praxedia, die, weil sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, ihn aus ihrem Herzen zu vertreiben, kein besseres Mittel hatte auffinden können, als recht oft von ihm zu sprechen. „Nun?" sagte sie, „denken wir noch immer an ihn?"

„Ich denke an Niemanden," antwortete Lucia. Donna Praxedia gab sich mit einer ähnlichen Antwort nicht zufrieden; sie entgegnete, dazu gehörten Thaten und nicht Worte; sie sprach nun ein Langes und Breites über die Art der jungen Mädchen, sie sagte: „Wenn sie einmal ihr Herz an einen Bruder Liederlich gehängt haben, so können sie es nie mehr von ihm losmachen. Wenn aber eine anständige, vernünftige Parthie mit einem Ehrenmanne, mit einem ordentlichen Menschen durch irgend einen Zufall sich zerschlägt, da sind sie gleich wieder gefaßt; aber so ein Unkraut macht immer eine unheilbare Wunde." Dann begann sie auf den armen Abwesenden ein Loblied anzustimmen, auf den Halsbrecher, den Schelmen, der nach Mailand gekommen sei, um zu rauben und zu morden, und wollte

Lucia zu dem Geständnisse zwingen, daß er die Schelmenstücke, die er in Mailand angestellt haben sollte, schon in der Heimath begangen habe.

Lucia versicherte und betheuerte mit einer Stimme, die vor Scham, Schmerz und jenem Unwillen zitterte, der in ihrem sanften Gemüthe und bei ihrer abhängigen Lage Platz greifen konnte, daß der Arme in seiner Heimath niemals Veranlassung gegeben habe, anderes als Gutes von ihm zu sagen; sie hätte gewünscht, sagte sie, daß Jemand von dort gegenwärtig wäre, um Zeugniß hierüber abzulegen. Auch wegen der Mailänder Abenteuer, über welche sie nicht gut unterrichtet war, nahm sie ihn in Schutz, gerade weil sie ihn und seine Aufführung von Jugend auf kannte. Sie nahm ihn in Schutz und setzte sich vor, ihn in Schutz zu nehmen aus purer christlicher Liebe und um der Wahrheit Willen, und, um gerade das Wort zu gebrauchen, mit dem sie sich selbst ihr Gefühl erläuterte, weil er ihr Nächster sei. Aber aus diesen Lobreden entnahm Donna Praxedia neue Gründe, um Lucia zu überweisen, daß ihr Herz noch immer fest an ihm hange. Und in Wahrheit wüßte ich nicht zu sagen, wie die Sache in jenem Augenblicke sich verhielt. Die unwürdige Schilderung, welche die Alte von dem armen Jungen entwarf, erweckte in der Seele der Jungfrau, als Gegensatz, der bestimmter als je hervortrat, die Vorstellung wieder auf's Neue, die sich ihr während eines so langen Umgangs eingeprägt hatte; die mit Gewalt unterdrückten Erinnerungen tauchten in Menge wieder auf; die Abneigung und die Verachtung riefen so viele frühere Gründe zur Achtung zurück; der blinde wilde Haß lockte

in erhöhterm Maße das Mitleid hervor; und wer weiß, wie viel diesen Gefühlen von jenem andern beigemischt sein konnte oder nicht sein konnte, das hinter ihnen her so leicht in die Gemüther sich eindrängt; stellen wir uns nun vor, was es in jenen bewirken wird, aus denen es mit Gewalt ausgetrieben werden soll. Dem sei, wie ihm wolle, das Gespräch würde von Seite Lucia's nicht in die Länge gezogen worden sein, denn ihre Worte lösten sich alsbald in Thränen auf. Wenn Donna Praxedia von einem eingewurzelten Haß gegen sie angetrieben worden wäre, sie auf solche Weise zu behandeln, so hätten vielleicht diese Thränen sie gerührt und sie bestimmt, ihn abzulegen; da sie aber in guter Absicht sprach, so ging sie vorwärts ohne sich beirren zu lassen; wie denn Wehklagen und flehendes Schreien wohl die Waffen eines Feindes, nicht aber das Messer des Wundarztes zurückhalten können. Nachdem sie in dieser Weise ihr Möglichstes gethan hatte, ging sie von Dolchstichen und Verweisen zu Ermahnungen, Rathschlägen über, die mit einigen Lobsprüchen gewürzt waren, um so das Bittere durch das Süße zu mildern und die gewünschte Wirkung um so leichter zu erlangen, indem sie auf alle mögliche Weise auf ihr Gemüth einwirkte. Gewiß, trotz aller dieser Quälereien (die immer denselben Anfang, dieselbe Mitte und dasselbe Ende hatten) empfand die gute Lucia eigentlich keinen Groll gegen die harte Predigerin, die im Uebrigen sie mit besonderer Milde behandelte; sie verkannte jedoch im Allgemeinen deren gute Absicht nicht. Aber dennoch verblieb ihr eine solche Aufwallung und Empörung der Gedanken und

Gefühle, daß viele Zeit und große Mühe erforderlich war, bevor sie ihre vorige Gemüthsruhe wieder erlangte.

Es war gut für sie, daß sie nicht die einzige war, der Donna Praxedia Gutes zu erweisen hatte, so daß wenigstens die Plackereien nicht gar so häufig sein konnten. Außer der Dienerschaft, lauter Köpfen, die es mehr oder weniger nöthig hatten, zurecht gesetzt und geleitet zu werden, außer den vielen andern Gelegenheiten, aus Herzensgüte den gleichen Dienst noch vielen zu erweisen, gegen die sie eigentlich keine Verpflichtung hatte; Gelegenheiten, die sie aufsuchte, wenn sie sich nicht von selbst darboten, hatte sie auch fünf Töchter; keine zu Hause, die ihr aber mehr zu denken gaben, als wenn sie zu Hause gewesen wären. Drei waren Nonnen, zwei verheirathet, und Donna Praxedia hatte natürlicher Weise drei Klöster und zwei Häuser, über die sie die Oberaufsicht führen mußte; ein umfassendes verwickeltes Unternehmen, das um so beschwerlicher war, als zwei von Vätern, Müttern und Brüdern unterstützte Ehemänner und Aebtissinnen, denen andere Würdenträgerinnen und viele Nonnen zur Seite standen, ihre Oberaufsicht nicht anerkennen wollten. Es war ein Krieg oder vielmehr es waren fünf verdeckte, bis auf einen gewissen Punkt artige, aber lebhafte Kriege ohne Waffenstillstand. Es herrschte an jenen Orten ein beständiges aufmerksames Streben, ihre Zudringlichkeit abzuweisen, ihren Gutachten den Zugang zu verschließen, ihren Forderungen geschickt auszuweichen und sie, so viel möglich, über alle Angelegenheiten im Dunkeln zu lassen. Ich spreche nicht von den Streiten, von den Schwierigkeiten, auf die sie bei der Verwaltung noch fremdarti-

gerer Geschäfte stieß; man weiß ja, daß man den Menschen das Gute meistentheils mit Gewalt aufdringen muß. Wo ihr Eifer frei walten konnte, das war zu Hause; da war Jedermann in Allem und überall ihrer Botmäßigkeit unterworfen, mit Ausnahme Don Ferrante's, mit welchem sie auf einem absonderlichen Fuße stand.

Da er ein Studiermensch war, so mochte er weder befehlen noch gehorchen. Daß die Frau Gemahlin in allen Haushaltungsgeschäften zu schalten haben sollte, das war ganz in der Ordnung; er aber sollte der Diener sein, nimmermehr. Und wenn er ihr, darum gebeten, bei einer Vorkommenheit den Dienst seiner Feder lieh, so geschah dies nur, weil es nach seinem Geschmacke war; übrigens konnte er auch hiebei nein sagen, wenn er nicht von dem überzeugt war, was sie ihn wollte schreiben lassen. „Zerbrich dir nur selbst den Kopf," sagte er in solchen Fällen, „thue es nur selbst, da dir die Sache so leicht vorkommt." Nachdem Donna Prasedia einige Zeit und vergebens versucht hatte, ihn vom Machenlassen zum Machen zu bringen, so pflegte sie sich damit zu begnügen, gegen ihn zu brummen, ihn einen Faulenzer, einen in seine Ideen verrannten Menschen, einen Gelehrten zu nennen; ein Titel, bei welchem neben dem Aerger ein wenig Schmeichelei mit unterlief.

Don Ferrante ging schon früh am Morgen in sein Studierzimmer, wo er eine beträchtliche Büchersammlung von wenigstens dreihundert Bänden hatte; alles ausgesuchte Waare, lauter berühmte Werke über verschiedene Materien; in jeder derselben war er mehr oder weniger bewandert. In der Astrologie galt er, und

zwar mit Recht, für mehr als einen bloßen Dilettanten; denn er hatte nicht nur jene allgemeinen Begriffe und jenen gewöhnlichen Wörterkram von Einfluß, Aspect, Conjunction inne, sondern konnte auch ganz geschickt und wie vom Katheder herab, über die zwölf Himmelszeichen des Thierkreises, über Positionskreise, über die hellen und dunkeln Grade, über Aufsteigung, Abweichung, Durchgänge und Umläufe, kurz über die bestimmtesten und verborgensten Grundsätze der Wissenschaft sprechen. Es war vielleicht zwanzig Jahre her, daß er in häufigen und langen Disputationen die Domification des Cardanus vertheidigte gegen einen andern Gelehrten, der jener des Alcabiez auf's Eifrigste anhing, aus purem Eigensinne, wie Don Ferrante sagte, der bei aller Anerkennung, die er der Ueberlegenheit der Alten zollte, es dennoch nicht leiden mochte, daß man den Neuern nicht Recht lassen wollte, auch da, wo sie so klar recht hätten, daß Jeder es mit Händen greifen könnte. Er kannte auch, mehr als nur mittelmäßig, die Geschichte der Wissenschaft; konnte vielleicht die berühmtesten Weissagungen aufzählen, die eingetroffen waren, und scharfsinnig und gelehrt über andere Weissagungen sprechen, die nicht eingetroffen waren, um zu beweisen, daß die Schuld nicht an der Wissenschaft gelegen habe, sondern an dem, der sie nicht anzuwenden verstanden hätte.

Von der alten Philosophie hatte er etwas Erkleckliches erlernt und lernte aus den Schriften des Diogenes Laertius immer noch mehr. Wie man aber diese Systeme, so schön sie auch sind, nicht alle sich zu eigen machen kann, aber, um ein Philosoph sein zu wollen,

einen Autor sich auswählen muß, so hatte Don Ferrante sich den Aristoteles ausgewählt, der, wie er sagte, weder alt noch neu sei; er sei eben der Philosoph. Er hatte auch verschiedene Werke der gelehrtesten und scharfsinnigsten Schüler von ihm unter den Neuern; jene seiner Gegner hatte er nie lesen wollen, um sein Geld nicht wegzuwerfen. Ausnahmsweise jedoch hatte er den zweiundzwanzig Büchern de subtilitate und manchem andern antiperipatetischen Werke des Cardanus wegen ihres Werthes in der Astrologie einen Platz in seiner Bibliothek eingeräumt, indem er sagte, wer die Abhandlung de restitutione temporum et motuum celestium und das Buch duodecim geniturarum geschrieben habe, verdiene angehört zu werden, selbst wenn er Unsinn rede; der große Fehler dieses Mannes sei gewesen, daß er zu viel Genie gehabt habe; und Niemand vermöge sich vorzustellen, wie weit er es auch in der Philosophie gebracht hätte, wenn er immer auf dem rechten Weg geblieben wäre. Obwohl im Uebrigen Don Ferrante, nach dem Urtheile der Gelehrten, als ein ausgemachter Peripathetiker galt, so schien es ihm dessenungeachtet, er wisse nicht genug; und mehr als einmal sagte er mit großer Bescheidenheit, daß das Grundwesen, die Allgemeinheit, die Weltseele und die Natur der Dinge keine so ganz klaren Dinge seien, als man glauben möchte.

Aus der Naturphilosophie hatte er sich mehr einen Zeitvertreib als ein Studium gemacht, selbst die Werke des Aristoteles über diesen Gegenstand und jene des Plinius hatte er mehr gelesen als studirt; nichts destoweniger vermochte er, mit dieser Lectüre, mit den Kenntnissen, die er sich gelegentlich aus den Abhandlungen

über allgemeine Philosophie gesammelt, mit dem oberflächlichen Studium, das er der natürlichen Magie des Porta, den drei Geschichten lapidum, animalium, plantarum des Cardanus, der Abhandlung über die Pflanzen, Kräuter und Thiere des Albertus Magnus und manch' andere Werke von geringerem Werth gewidmet hatte, einen langen Vortrag zu halten, indem er sich über die merkwürdigsten Kräfte und die besonderen Merkwürdigkeiten vieler Heilkräuter verbreitete, die Gestalt und die Gewohnheiten der Sirenen und des Vogel Phönix ganz genau beschrieb; erklärte, wie der Salamander im Feuer leben könne, ohne zu verbrennen; wie der Schildfisch, dieses kleine Fischlein, die Kraft und die Geschicklichkeit habe, jedwedes große Schiff auf hoher See plötzlich anzuhalten; wie die Thautropfen im Schooße der Muscheln zu Perlen würden; wie das Kameleon sich von der Luft nähre; wie das Eis, sich allmählig verhärtend, im Laufe der Jahrhunderte sich in Krystall umbilde, und andere noch merkwürdigere Geheimnisse der Natur.

In das Studium der Magie und der Schwarzkunst hatte er sich mehr vertieft, da es sich hier, sagt unser Anonymus, von einer Wissenschaft handle, die nothwendiger und mehr im Schwunge sei, und bei welcher die Thatsachen von größerer Wichtigkeit und mehr bei der Hand seien, um sie untersuchen zu können. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er bei einem solchen Studium keine andere Absicht hatte, als sich zu unterrichten und die schnöden Künste der Zauberer gründlich kennen zu lernen, um sich vor ihnen hüten und vertheidigen zu können. Unter der Anleitung des großen Martin Delrio (des Mannes der Wissenschaft) war er im Stande ex

professo über den Liebe, Schlaf, Haß einflößenden Zauber und die unendlich vielen Unterarten zu reden, die man, sagt der Anonymus, von jenen drei Hauptgattungen der Zauberei leider täglich mit so schmerzlichen Wirkungen in Anwendung bringen sieht. Gleich umfassend und gründlich waren die Kenntnisse des Don Ferrante im Gebiete der Geschichte, besonders der Universalgeschichte: hierin waren Tarcagnota, Dolce, Bugatti, Campana, Guazzo, kurz die berühmtesten seine Lehrer.

„Aber was ist die Geschichte, pflegte Don Ferrante zu sagen, ohne die Staatskunst?“ Ein Führer, der immer vorwärts geht, ohne Jemanden hinter sich, der den Weg von ihm kennen lernen will, und der folglich seine Schritte wegwirft; gleichwie auch die Staatskunst ohne die Geschichte Einem gleicht, der ohne Führer vorwärts geht. Darum war in seinen Büchergestellen ein Fach, das den Staatsmännern zugewiesen war; unter denen, neben vielen von geringem Umfange und vom zweiten Range Bodino, Cavalcanti, Sansovino, Paruto, Boccalini glänzten. Zwei Bücher jedoch waren es, die Don Ferrante in dieser Materie allen andern bei weitem vorzog; zwei, die er bis zu einem gewissen Zeitpunkte die ersten zu nennen pflegte, ohne sich je entscheiden zu können, welchem von beiden eigentlich der erste Rang gebühre; das eine war Il principe und I discorsi des berühmtesten florentinischen Geheimschreibers, eines Schurken zwar, sagte Don Ferrante, aber eines tiefen Denkers; das andere die Ragione di Stato des nicht minder berühmten Giovanni Botero, eines Ehrenmannes zwar, sagte er dabei, aber auch eines scharfsinnigen Kopfes.

Aber kurz vor der Zeit, die unsere Geschichte umfaßt, war ein Buch herausgekommen, welches die Streitfrage wegen des Vorrangs löste, da es sogar den Werken jener beiden Matadore vorgehe, sagte Don Ferrante; das Buch, in dem alle Tücken und Bosheiten, um sie kennen zu lernen, und alle Tugenden enthalten und aufgezählt sind, um sie üben zu können; jenes winzige, aber goldene Büchlein; in einem Worte lo Statista regnante des Don Valeriano Castiglione, jenes berühmten Mannes, von dem man sagen kann, daß die größten Gelehrten ihn um die Wette priesen und um den die allerhöchsten Personen sich rissen; jenes Mannes, den der Pabst Urban VIII. bekanntlich mit den prächtigsten Lobeserhebungen ehrte, den der Cardinal Borghese und der Vicekönig von Neapel, Don Pietro di Toledo, beide vergebens ersuchten, jener, die Thaten Pauls V., dieser, die Kriege des katholischen Königs in Italien zu beschreiben; jenes Mannes, den Ludwig XIII., König von Frankreich auf Anrathen des Cardinals Richelieu zu seinem Historiographen ernannte; dem der Herzog Carl Emanuel von Savoyen dasselbe Amt übertrug; zu dessen Lob, um anderer rühmlicher Zeugnisse zu geschweigen, die Herzogin Christina, Tochter des allerchristlichsten Königs Heinrich IV., in einem Diplome, neben vielen andern Titeln „die Gewißheit des Ruhmes, den er in Italien behaupte, als ersten Schriftstellers unserer Zeiten“ zuerkennen konnte.

Aber wenn Don Ferrante in allen obgenannten Wissenschaften sich unterrichtet nennen konnte, so gab es noch eine, in der er den Namen eines Professors verdiente und auch führte: in der Wissenschaft des Rit-

terthums. Nicht nur sprach er darüber mit wahrer Sachkenntniß, sondern er wurde auch häufig um seine Dazwischenkunft in Ehrensachen ersucht, und gab dann immer irgend eine Entscheidung ab. Er hatte die Werke der berühmtesten Schriftsteller über diese Materie in seiner Bibliothek, und man darf sagen in seinem Kopfe: den Paride del Pozzo, den Fausto von Longiano, den Urrea, den Muzio, den Romei, den Albergato, Forno I. und Forno II. von Torquato Tasso, von welchem er alle Stellen des befreiten, wie des eroberten Jerusalems stets in Bereitschaft hatte und im Nothfall auswendig herzusagen wußte, und diese können in Sachen des Ritterthums als Regel dienen. Der Autor jedoch aller Autoren war, nach seiner Meinung, unser berühmter Francesco Birago, mit dem er oft in Ehrensachen einen Urtheilsspruch abzugeben hatte; und der seinerseits von Don Ferrante in Ausdrücken besonderer Hochachtung sprach. Seitdem aber die Gespräche über das Ritterthum dieses ausgezeichneten Schriftstellers herausgekommen waren, betheuerte Don Ferrante ohne Zaudern, daß dieses Werk das Ansehen des Olevano zu Grunde gerichtet habe und in Verbindung mit seinen andern edeln Brüdern bei der Nachwelt als Codex vorzüglicher Autorität gelten werde: der Anonymus sagt, Jedermann könne sehen, wie diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen sei.

Von diesem Gegenstande geht er dann zu den schönen Wissenschaften über; aber wir fangen an, zu zweifeln, ob der Leser wirklich große Lust habe, mit ihm in dieser Musterung weiter vorzugehen; ja wir befürchten, jetzt schon den Titel eines sclavischen Abschreibers uns

erschnappt zu haben, und den eines Plaggeistes mit dem Anonymus theilen zu müssen, dieweil wir ihm in aller Einfalt bis hieher gefolgt sind, in einer Sache, die dem Hauptgegenstand unserer Erzählung so fremd ist, und in die er sich augenscheinlich nur darum so weit eingelassen hat, um seine Gelehrsamkeit auszukramen und zu zeigen, daß er nicht hinter seinem Jahrhunderte zurückgeblieben sei. Lassen wir jedoch geschrieben sein, was geschrieben ist, um uns nicht umsonst bemüht zu haben, und übergehen wir das weitere, um uns wieder auf den Weg zu machen; um so mehr als wir noch eine weite Strecke Wegs zurückzulegen haben, ohne einer von unsern hohen Personen zu begegnen, und eine noch weitere, bevor wir jene wieder antreffen, um deren Thun der Leser sich gewiß mehr interessirt, wenn er überhaupt am Ganzen ein Interesse hat.

Bis zum Herbst des folgenden Jahrs 1629 blieben alle, theils freiwillig, theils gezwungen ungefähr im gleichen Zustande, in dem wir sie verlassen haben, ohne daß einem etwas begegnet wäre, oder daß einer etwas gethan hätte, was zu berichten der Mühe werth wäre. Nun kam der Herbst, in dem Agnes und Lucia sich wieder zusammen zu finden verabredet hatten. Aber ein großes öffentliches Ereigniß ließ das Project zu Wasser werden; und dies war sicherlich eine seiner geringsten Wirkungen. Dann folgten andere große Ereignisse, die jedoch keine bemerkenswerthe Aenderung im Schicksale unserer Leute hervorbrachten. Schließlich drangen neue allgemeinere, stärkere, unglücklichere Begebenheiten bis zu ihnen, bis zu den Geringsten unter ihnen, nach dem Maßstabe der Welt; wie ein ungeheurer, zerschmettern-

der, landstreicherischer Wirbelwind, der Bäume abbricht und entwurzelt, Dächer zerstört, Kirchthürme abdeckt, Mauern niederwirft, überall Trümmer umherstreut, die im Gras verborgenen Strohhälmchen in die Höhe treibt, die welken leichten Blätter in den Winkeln, die ein minder heftiger Wind dort hingetragen, aufstöbert und sammt seinem Raube mit fortwirbelt.

Damit die Privatangelegenheiten, die uns noch zu erzählen übrig sind, verständlicher werden, müssen wir nothwendiger Weise, so gut es gehen mag, eine Erzählung jener öffentlichen Zustände vorausschicken und dabei ziemlich weit ausholen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nach jenem Aufruhr am St. Martinstage und dem folgenden, schien wie durch ein Wunder der Ueberfluß in Mailand eingezogen zu sein. In allen Backhäusern war Brod in Menge; der Preis so billig wie in den besten Jahrgängen, und das Mehl kostete nach Verhältniß. Diejenigen, die an jenen beiden Tagen auf's Brüllen oder auch auf etwas Schlimmeres sich verlegt hatten, konnten nun (mit Ausnahme einiger Wenigen, die man am Kopf genommen) ganz wohl zufrieden sein; aber man glaube deßhalb ja nicht, daß, nachdem der erste Schrecken über die Verhaftungen sich verloren hatte, die Leute sich ruhig verhalten hätten. Auf den öffentlichen Plätzen, an den Straßenecken, in den Schenken

jubelte man, man wünschte sich Glück und rühmte sich halblaut, daß man den Weg gefunden habe, das Brod wohlfeil zu machen. Aber inmitten der Fröhlichkeit und des Uebermuths herrschte (und warum sollte dem nicht so gewesen sein) eine Unruhe, eine Vorahnung, daß die Sache nicht von Dauer sein könne. Man umlagerte die Backhäuser und Backhäuschen, wie man es zur Zeit jener künstlichen und vorübergehenden Wohlfeilheit gethan hatte, die durch Ferrer's erste Brodtaxe herbeigeführt worden war; alle zehrten ohne an's Sparen zu denken; wer einige Batzen übrig hatte, verwendete sie zum Ankaufe von Brod und Mehl; man machte Kisten, Tonnen und Kessel zu lauter Mehlbehälter. Indem man so um die Wette die gegenwärtige Wohlfeilheit genoß, machte man, ich sage nicht, die lange Dauer dieses Zustandes unmöglich, denn sie war es schon an sich; sondern auch nur dessen Fortsetzung für den Augenblick immer schwieriger. Und siehe da, am 15. November veröffentlichte Antonio Ferrer de Orden de su Excelencia eine Verordnung, durch welche verboten werde, daß Jemand, der Getreide oder Mehl im Hause habe, noch welches kaufe, und daß überhaupt Jemand mehr Brod einkaufe, als der Bedarf für zwei Tage erheische, bei Geld- und Leibes-Strafe, nach dem Ermessen Sr. Excellenz; dabei Aufforderung an die Polizeibeamten und Privatleute, die Uebertreter zur Anzeige zu bringen; ferner Befehl an die Gerichtspersonen, in den Häusern, die ihnen etwa angezeigt würden, Nachsuchungen anstellen zu lassen; dabei schließlich noch geschärfter Befehl an die Bäcker, ihre Laden mit Brod stets wohl zu versehen, bei Strafe, im Falle des Mangels,

von fünf oder mehr Jahren Galeere, nach dem Ermessen S. E.

Wer sich vorstellen kann, daß eine solche Verordnung vollzogen werden könne, muß eine starke Einbildungskraft haben; und gewiß, wenn alle, die in jener Zeit erlassen wurden, vollzogen worden wären, hätte das Großherzogthum Mailand wenigstens eben so viele Leute auf der See haben müssen, als heutzutage Großbritanien.

Dem sei wie ihm wolle, wenn man den Bäckern befahl, so viel Brod zu backen, so mußte man auch in irgend einer Weise dafür sorgen, daß es ihnen nicht an dem Stoffe fehle, woraus das Brod gemacht wird. Man hatte sich eingebildet (wie immer in Zeiten der Theuerung ein Streben erwacht, Produkte, die gewöhnlich in anderer Gestalt verzehrt werden, in Brod zu verwandeln), man hatte, sage ich, sich eingebildet, es zu Stande zu bringen, daß man Reiß zum Brodbacken nehmen und so ein Mischbrod erzeugen könne. Den 23. November erschien eine Verordnung, welche auf Befehl des Proviantverwalters und der Zwölfer Proviant-Commission die Hälfte alles Reißes in Hülsen, das Jemand besitze, mit Beschlag belegte; Strafe für jeden, der ohne die Erlaubniß jener Herrn darüber verfüge, Verlust der Waare und 3 Scudi Geldbuße für jedes Malter.

Aber diesen Reiß mußte man bezahlen und zwar zu einem Preise, der zu jenem des Brodes in einem zu großen Mißverhältnisse stand. Die Last, die ungeheure Differenz auszugleichen, wurde der Stadt auferlegt; aber der Rath der Decurionen, der sie für dieselbe übernommen hatte, berathschlagte am gleichen Tage den

23. September darüber, dem Statthalter die Unmöglichkeit vorzustellen, sie länger zu ertragen. Aber der Statthalter setzte mit Erlaß vom 7. December den Preis des obgemeldten Reißes auf 12 Liren das Malter fest; wer mehr verlangen oder sich weigern sollte zu verkaufen, dem drohte er den Verlust der Waaren und eine Geldbuße gleich dem Werth des Getreides, oder eine noch höhere Geld- auch Leibesstrafe bis zu den Galeeren, nach dem Ermessen S. E. und nach Gestalt der Sachen und Personen.

Für den ausgehülsten Reiß war der Preis schon vor dem Aufstand festgestellt worden; wie die Taxe, oder, um eine in den neuern Jahrbüchern sehr berühmte Benennung zu gebrauchen, das Maximum für das Getreide und andere gewöhnlichere Körnerart, durch andere Verordnungen, die uns nicht zu Gesicht gekommen sind, wahrscheinlich werden festgesetzt worden sein.

Da auf solche Weise das Brod und das Mehl in der Stadt Mailand zu niedern Preisen gehalten wurde, so war die Folge, daß die Leute vom Lande processionsweise herbeiströmten, um da einzukaufen. Um dieser Unhörigkeit, wie er sagte, abzuhelfen, verbot Don Gonzalo durch eine Bekanntmachung vom 15. December, für mehr als den Werth von 20 Soldi an Brod aus der Stadt hinauszunehmen; bei Strafe der Confiscation eben dieses Brodes und von 25 Scudi, und im Falle des Unvermögens, zweimal öffentlich gewippt zu werden oder noch schärferer Ahndung, wie gewöhnlich, nach dem Ermessen S. E. Am 22sten desselben Monats (man begreift nicht warum so spät),

publicirte er ein ähnliches Verbot hinsichtlich des Mehls und des Getreides.

Der Pöbel hatte mit Plünderung und Brandstiftung den Ueberfluß herbeiführen wollen; die Regierung wollte ihn durch die Galeere und die Wippe aufrecht erhalten. Die Mittel stimmten so ziemlich mit einander überein; was sie aber mit dem Zwecke zu schaffen hatten, sieht der Leser wohl, und wie sie ihm förderlich waren, soll er sogleich erfahren. Es ist leicht zu sehen und nicht nutzlos, zu bemerken, wie unter diesen sonderbaren Vorsichtsmaßregeln ein nothwendiger Zusammenhang stattfand; jede war eine unvermeidliche Folge der vorhergehenden, und alle eine Folge der ersten, die für das Brod einen Preis bestimmte, welcher von dem wirklichen Werthe so weit abstand, von jenem nämlich, der aus dem Verhältnisse zwischen Bedarf und Vorrath naturgemäß sich ergab. Der Menge hat ein solches Auskunftsmittel immer ebenso billig, wie einfach und ausführbar geschienen und scheinen müssen; es ist daher ganz natürlich, daß sie es in den Aengsten und Leiden einer Hungersnoth wünsche, verlange und erzwinge, wenn sie es vermag. Wie sich nun die Folgen allmälig fühlbar machen, müssen jene, die es zunächst angeht, dem Uebel durch Gesetze Einhalt thun, die den Menschen verbieten, das zu thun, wozu sie durch das vorausgegangene getrieben wurden. Es sei uns erlaubt, hier im Vorübergehen auf ein sonderbares Zusammentreffen aufmerksam zu machen. In einem Lande und in einem nicht weit hinter uns liegenden Zeitraume, in der geräuschvollsten und merkwürdigsten Epoche der neuern Geschichte nahm man unter ähnlichen Umständen zu ähnlichen Maßregeln

seine Zuflucht (zu den nämlichen in der Hauptsache, könnte man beinahe sagen, mit dem einzigen Unterschiede des Verhältnisses und beinahe in derselben Ordnung) zur Schande der geänderten Zeiten und der in Europa und in jenem Lande vielleicht mehr als anderwärts vermehrten Kenntnisse, und dies vorzüglich deßhalb, weil der große Haufen, zu dem jene Kenntnisse nicht durchgedrungen waren, sein Urtheil zur Geltung bringen, und jenen, welche die Gesetze machen, die Hand führen konnte, wie man zu sagen pflegt.

So waren denn, um wieder auf unsern Gegenstand zurückzukommen, am Schluß der Rechnung die hauptsächlichsten Ergebnisse des Aufruhrs folgende zwei: Verderbung und wirklicher Verlust der Lebensmittel bei dem Aufstande selbst; reichlicher, gedanken- und maßloser Verbrauch, so lange die Taxe dauerte, auf Kosten des wenigen Getreides, das bis zur neuen Erndte zureichen sollte. Zu diesen allgemeinen Wirkungen kam noch die Aufknüpfung von vier Unglücklichen, welche als die Rädelsführer beim Aufstand angesehen wurden; zwei wurden beim Backhaus zu den Krücken, zwei am Eingang der Straße gehangen, wo das Haus des Proviantverwalters stand.

Uebrigens sind die geschichtlichen Berichte jener Zeiten so unvollständig, daß man darin nicht einmal die Angabe findet, wie und wann jener Zwangstarif aufgehört habe. Wenn es in Ermanglung bestimmter Nachrichten erlaubt ist, Muthmaßungen aufzustellen, so sind wir geneigt, anzunehmen, daß er kurz vor oder kurz nach dem 24. December, der der Tag jener Hinrichtung war, abgeschafft worden. Was aber die Verordnung

betrifft, so finden wir nach der letztern vom 22. desselben Monats, die wir citirt haben, keine andere in Beziehung auf Lebensmittel; seien sie nun vernichtet worden oder unsern Nachforschungen entgangen, oder sei es schließlich, daß die Regierung, entmuthigt, von der Wirkungslosigkeit ihrer Heilmittel überzeugt und von den Ereignissen überwältigt, diesen ihren Lauf ließ. Gleichwohl finden wir in den Berichten mehr als eines Geschichtschreibers (geneigt, wie sie waren, lieber große Begebenheiten zu schildern, als deren Ursachen und Fortgang aufzuzeichnen) ein Bild des Landes, hauptsächlich aber der Stadt im vorgeschrittenen Winter, und im Frühlinge, derweil der Grund des Uebels, nämlich das Mißverhältniß zwischen den Nahrungsmitteln und dem Bedarfe, von den Abhilfsmitteln, die seine Wirkungen für einige Zeit aufschoben, nicht gehoben, sondern verstärkt worden war, und ihm auch durch die zureichende Einfuhr fremden Getreides nicht einmal gesteuert werden konnte, da dieser die Unzulänglichkeit der öffentlichen und Privatmittel, der Mangel in den umliegenden Ländern, die Geringfügigkeit, Langsamkeit und die Fesseln des Handels, ja die Gesetze selbst entgegenstanden, die dahin zielten, niedrige Preise zu bewirken und zu erhalten, derweil, sage ich, die Ursache der Hungersnoth, oder um richtiger zu sprechen, die Hungersnoth selbst schrankenlos und mit all' ihrer Kraft fortwirkte. Hier folgt die Kopie jenes schmerzlichen Bildes.

Bei jedem Schritte sah man geschlossene Kramladen und geschlossene Werkstätten; die Fabriken waren großen Theils verödet, die Gassen, ein unaussprechliches Schauspiel, schienen eine beständige Rennbahn des Elends

und ein fortwährender Aufenthalt der Leiden zu sein. Die Bettler von Profession, nun in der Minderzahl, verschmolzen und verloren sich in einer neuen Menge und waren genöthigt, um das Almosen oftmals mit jenen sich herumzustreiten, von denen sie es in frühern Tagen empfangen hatten. Lehrbursche und Gehilfen entlassen von Herren, die bei der Schmälerung und dem gänzlichen Mangel des täglichen Verdienstes von ihrem Ersparten und vom Kapitale lebten; Geschäftsleute, für welche der Stillstand der Geschäfte Banqueroute und Untergang gewesen war; Gesellen und Meister jeglichen Gewerbes und jeglicher Kunst, von den gemeinsten bis zu den feinern, von den unentbehrlichen bis zu jenen des Luxus streiften von Thor zu Thor, von Gasse zu Gasse, lehnten an den Straßenecken, lagen auf dem Pflaster und längs der Straßen und Kirchen umher, indem sie flehentlich um Almosen baten, oder schwebend zwischen Noth und einer noch nicht bewältigten Scham, abgezehrt, entkräftet, vor Kälte und Hunger schauerten in den abgetragenen, ärmlichen Kleidern, welche bei Vielen noch die Zeichen einer frühern Wohlhabenheit bewahrten; gleichwie aber inmitten der Erschlaffung und der Muthlosigkeit auch gewisse Anzeichen von Thatkraft und Lebensmuth sich kund geben. Vermischt mit jenen beklagenswerthen Schaaren und kein geringer Theil derselben waren Dienstboten, entlassen von ihren Herrschaften, die jetzt aus mittelmäßigem Wohlstand zur Dürftigkeit herabgesunken waren, oder, wenn auch sehr vermögend, sich außer Standes sahen, in einem solchen Jahrgange die gewohnte Ueberzahl von Dienstboten zu ernähren. Und zu all' diesen verschiede-

nen Nothleidenden kam eine Anzahl, die darauf angewiesen war, theilweise vom Verdienste der erstern zu leben; Kinder, Frauen, Greise, mit ihren sonstigen Ernährern zusammengeschaart, oder anderswo dem Bettel nachziehend.

Es befanden sich auch viele von dem Gezüchte der Bravi darunter, die, nach dem gewöhnlichen Loose, ihr durch Missethaten verdientes Brod verloren hatten und es nun durch Betteln zu suchen gezwungen waren. Man konnte sie an den zerzaußten Schöpfen, an den prunkenden Lumpen oder auch an einem gewissen Etwas in Haltung und Geberde, an jenem Zeichen erkennen, das die Gewohnheiten den Gesichtern aufprägen, das um so ausgezeichneter und deutlicher hervortritt, je befremdender diese sind. Vom Hunger gebändigt, wetteiferten sie mit den Uebrigen im Betteln, und schleppten sich eingeschüchtert, verblüfft durch die Gassen, die sie so lange Zeit mit aufgeworfenem Kopfe, mit verdächtigem, wildem Blicke, in reichen, wunderlichen Livreen, mit hohen Federn, glänzenden Waffen, zierlich geschmückt, von Wohlgerüchen duftend durchschritten hatten; demüthig streckten sie nun die Hand aus, die sie so oft zur übermüthigen Drohung, zum heimtückischen Streiche erhoben hatten.

Aber vielleicht der grasseste und zugleich mitleiderregendste Anblick waren die Landleute, die einzeln, paarweise, oder in ganzen Familien umherzogen; Männer, Weiber mit Kindern auf den Armen oder auf den Rücken gebunden, Knaben an der Hand führend und mit alten Leuten hinter sich. Einige waren in der Verzweiflung geflohen, nachdem ihre Häuser von der dort

einquartirten oder durchziehenden Soldatesca überfallen und ausgeplündert worden waren; unter diesen waren Leute, die, um Mitleid zu erregen und als besondere Auszeichnung in ihrem Elende die schwarzblauen Flecken und Narben zeigten, welche von den Streichen herrührten, die sie bei der Vertheidigung ihrer wenigen letzten Vorräthe oder bei der Flucht vor einer blinden thierischen Zügellosigkeit erhalten hatten. Andere, die von dieser besondern Geisel verschont worden waren, dagegen von jenen beiden andern, von denen kein Winkel frei blieb, bedrängt wurden, von der Mißerndte und den Bedrückungen, die übermäßiger waren als je, um dem zu genügen, was man die Bedürfnisse des Krieges nannte, waren zur Stadt gekommen und kamen zur Stadt, wie zum alten Sitze und zur letzten Zufluchtsstätte des Reichthums und der frommen Mildthätigkeit. Man konnte die Neuangekommenen mehr noch als an ihrem ungewissen Gange und fremdem Aussehen, an der verwunderten, ärgerlichen Haltung erkennen, da sie eine solche Ueberfüllung, eine solche Concurrenz des Elends an einem Orte vorfanden, wo sie als vorzugsweise Gegenstände des Mitleids aufzutreten, wo sie die Blicke und die Unterstützung Aller auf sich zu ziehen gehofft hatten. Die Andern, die seit längerer oder kürzerer Zeit die Straßen der Stadt durchstreiften und bewohnten, und durch die bei einem solchen Mißverhältnisse zwischen Mittel und Nothbedarf wie zufällig ihnen zu Theil gewordenen Hilfe sich durchschlugen, zeigten in Mienen und Geberden eine tiefere, lebenssattere Niedergeschlagenheit. Sie waren verschieden gekleidet, jene nämlich, die sich noch gekleidet nennen konnten, und hatten auch

ein verschiedenes Aussehen. Die Gesichter der Niederländer waren bleich, die der Bewohner des Mittel- oder Hügellandes braun und jene der Bergbewohner roth; alle aber waren hager und verzogen, die Augen hohl, die Blicke starr, halb grimmig, halb wahnsinnig; die Haare zerzaust, die Bärte lang und struppig; die Körper, zur Arbeit erzogen und durch Arbeit abgehärtet, waren durch Mangel und Noth ausgemergelt; die Haut auf den verbrannten Armen, an den abgemagerten Beinen und auf der Brust, die man unter den unordentlichen Lumpen durchblicken sah, war voller Falten. Verschieden, aber nicht minder schmerzlich als dieser Anblick gebrochener Kraft, war jener einer schneller besiegten Natur, einer Kraftlosigkeit, einer verlassenen Ohnmacht in dem schwächeren Geschlechte und Alter.

Da und dort in den Gassen lag nahe an den Wänden der Häuser ein Häufchen zertretenen, zermalmten Strohs mit schmutzigem Plunder vermengt. Und doch war eine solche Unflätherei ein Geschenk und ein Beweis der Nächstenliebe; es waren Lagerstätten für den einen oder andern dieser Unglücklichen zubereitet, damit er des Nachts den Kopf darauf legen könne. Von Zeit zu Zeit konnte man auch am Tage einen dort liegen oder sich niederstrecken sehen, dem die Ermattung und das Fasten die Kräfte benommen und die Beine gelähmt hatte; zuweilen trug jenes armselige Lager einen Leichnam; zuweilen sah man unversehens einen niederstürzen und als Leichnam auf dem Pflaster liegen bleiben.

Neben Manchem, der auf einer solchen Lagerstätte ausgestreckt war, sah man irgend einen Vorübergehenden oder einen Nachbar knien, der durch ein plötzliches Mit-

leid angezogen worden war. An manchen Orten erschien Hilfe geordnet, mit berechneter Voraussicht, entsendet von einer Hand, reich an Mitteln und gewöhnt, in großartigem Maßstabe Gutes zu thun; es war die Hand des guten Federigo. Er hatte sich sechs Priester auserſehen, bei welchen eine lebendige, nachhaltige Nächstenliebe von einer robusten Leibesbeschaffenheit begleitet und unterstützt war. Er hatte sie in drei Paare getheilt und sie beauftragt, je den dritten Theil der Stadt zu durchziehen; ihnen folgten Lastträger auf dem Fuße, die mit verschiedenen Speisen, mit andern feinern, schnellwirkenden Stärkungsmitteln und mit Kleidern beladen waren. Jeden Morgen machten sich die drei Paare nach verschiedenen Seiten hin auf den Weg, traten zu Jedem hin, den sie auf dem Boden liegend antrafen und leisteten Jedem Beistand nach Bedürfniß. Mancher, der schon im Todeskampfe lag und nicht mehr im Stande war, Nahrung zu sich zu nehmen, erhielt die letzten Liebesdienste und die Tröstungen der Religion. Den Ausgehungerten gaben sie Brühe, Eier, Brod, Wein; Andern, die von längerem Fasten ganz abgezehrt waren, reichten sie Kraftbrühen und Kraftsuppen, stärkeren Wein, nachdem sie dieselben, wenn es nöthig war, durch geistige Essenzen vorerst wieder zu sich gebracht hatten. Zugleich vertheilten sie Kleider an Jene, die unanständig und schmerzhaft entblößt waren.

Hierauf aber beschränkte sich ihr Beistand nicht; der gute Hirt hatte gewollt, daß da, wo sie noch anschlagen konnte, eine wirksame, nicht blos augenblickliche Hilfe geleistet werde. Den Armen, denen jene erste Labung hinreichende Kräfte gegeben hatte, um zu gehen

und sich fortzubringen, gaben sie noch einiges Geld, damit die wiedererwachende Noth und der Mangel an fernerer Unterstützung sie nicht sogleich wieder in ihren frühern Zustand zurückversetze; für Andere suchten sie in einem der benachbarten Häuser Unterkommen und Unterhalt. In denen wohlhabender Leute wurden sie aus Barmherzigkeit und wegen der Empfehlung des Cardinals meistentheils aufgenommen; in andern, wo dem guten Willen die Mittel fehlten, gaben sie den Leidenden in die Kost, bestimmten den Preis dafür und zahlten sogleich einen Theil auf Abschlag. Hierauf gaben sie den Pfarrherren ein Verzeichniß dieser Untergebrachten, damit diese sie besuchen sollten; sie selbst kamen gleichfalls wieder, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Federigo seine Sorgfalt nicht auf dieses Uebermaß von Leiden beschränkte, oder es erst abwartete, bevor er sich rührte. Jene glühende, rührige Nächstenliebe mußte alles hören, überall Hand anlegen, nachträgliche Hilfe bringen, wo er nicht hatte zuvorkommen können, so zu sagen so viele Gestalten annehmen, als in denen die Noth wechselnd sich darstellte. Indem er alle seine Mittel zusammennahm, überall die strengste Sparsamkeit einführte, alle Ausgaben für andere großmüthigen Zwecke strich, die nunmehr von nur untergeordneter Wichtigkeit geworden waren, hatte er auf jede Weise Geld zu machen gesucht, um alles zur Unterstützung der Hungernden verwenden zu können. Er hatte vieles Getreide ankaufen lassen und einen großen Theil in jene Orte der Diözese gesendet, welche Mangel daran hatten. Und

da diese Beihilfe dem Bedarfe nicht genügte, so sendete er auch Salz dahin, „womit," sagt Ripamonti *), der die Sache erzählt, „auch die Kräuter des Feldes in Speise verwandelt werden könnten." Körnerfrüchte und Geld hatte er an die Pfarrherrn in der Stadt austheilen lassen; er selbst ging von Stadtviertel zu Stadtviertel, um nachzusehen, und spendete Almosen; er unterstützte im Geheimen viele arme Familien; im erzbischöflichen Palaste vertheilte man, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller, der Arzt Alexander Tadino in seinem Berichte, den wir im Verlauf der Geschichte anzuführen oft Gelegenheit haben werden, jeden Morgen zweitausend Näpfe Reißsuppe **).

Aber diese Werke der Nächstenliebe, die wir wahrlich großartig nennen können, wenn man in Anschlag bringt, daß sie von einem einzigen Manne, und nur aus seinen Mitteln flossen (denn Federigo weigerte sich aus Grundsatz, den Ausspender der Wohlthaten anderer zu machen), in Verbindung mit den Spenden anderer, wenn auch minder reicher, doch sehr zahlreicher Privatleute, und mit den Unterstützungen, welche der Rath der Decurionen decretirt hatte, indem er der Proviant-Commission den Auftrag gab, sie zu vertheilen, waren noch wenig im Vergleich zu der Noth. Während einigen Bergbewohnern, die nahe daran waren, Hunger zu sterben, durch die Mildthätigkeit des Cardinals das

*) Historiae Patriae. Decadis V. lib. VI. pag. 386.

**) Ragguaglio dell' origine e giornali successi della gran peste contaggiosa e malefica, seguita nella città di Milano etc. Milano 1648, pag. 16.

Leben gerettet wurde, kamen andere in den gleichen Nothfall; nachdem jene abgemessene Unterstützung aufgehört hatte, wurden die erstern wieder rückfällig; an andern Orten, von einer zur Auswahl genöthigten Menschenliebe zwar nicht vergessen, aber als minder bedürftig übergangen, war der Nothstand tödtlich geworden; überall Tod; von allen Seiten liefen die Leute in die Stadt. Hier hatten vielleicht zweitausend Ausgehungerter, die Kraft und Geschick genug gehabt hatten, ihre Mitbewerber zu verdrängen und sich Platz zu machen, eine Portion Suppe erobert, um wenigstens an jenem Tage nicht Hunger zu sterben; aber mehrere tausend andere waren zurückgeblieben und, sollen wir es sagen, beneideten jene Glücklichen, während doch unter diesen Zurückgebliebenen ihre Gattinnen, ihre Kinder, ihre Väter waren? Und während in einigen Theilen der Stadt einige von jenen Verlassenen, auf's Aeußerste Gebrachten vom Boden aufgehoben, wieder zum Leben gebracht, gerettet und für einige Zeit mit dem Nöthigen versehen wurden, stürzten an hundert andern Orten andere nieder, um zu verschmachten und ohne Hilfe, ohne Erquickung ihren Geist auszuhauchen.

Den ganzen Tag hindurch hörte man in den Gassen ein verworrenes Gesumse von flehenden Stimmen; während der Nacht ein dumpfes Stöhnen. Von Zeit zu Zeit von plötzlich ausbrechendem lautem Jammern, von Geheul und dumpfen Beschwörungen unterbrochen, welche mit gellenden Schreien endeten.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß bei einem solchen Uebermaß von Noth, bei einer solchen Verschiedenheit der Klagen man nie einen Versuch zum Auf-

ruhr wahrnahm, nie auch nur ein aufrührerischer Ruf zu hören war; wenigstens findet man davon nicht die leiseste Andeutung. Und doch gab es unter denen, die auf solche Weise lebten und starben, eine gute Zahl von Menschen, die zu etwas ganz anderm als zum Dulden erzogen worden waren; es mögen Hunderte darunter gewesen sein, die am St. Martinstage sich laut hatten vernehmen lassen, und man kann nicht denken, daß das Beispiel einiger Unglücklichen, welche die Strafe für Alle getragen hatten, es gewesen sei, was sie jetzt im Zaume hielt; welche Gewalt konnte, nicht der Anblick, sondern nur die Erinnerung an jene Strafen auf die Gemüther einer landstreicherischen, zusammengelaufenen Menge üben, welche sich wie zu einer langsamen Todesqual verurtheilt sah, die sie schon zu leiden anfing? Aber wir Menschen sind nun einmal so: wir lehnen uns zornig und wüthend gegen leidliche Uebel auf und beugen uns schweigend unter die äußersten; wir ertragen, nicht mit Ergebung, aber stumpfsinnig den höchsten Grad dessen, was wir Anfangs unerträglich genannt haben.

Die Lücken, welche die Sterblichkeit jeden Tag in jene bejammernswerthe Menge machte, wurden tagtäglich mehr als ergänzt; es war ein ununterbrochener Zuzug aus den nahegelegenen Dörfern, dann vom ganzen Bezirk, dann aus andern Städten des Herzogthums; schließlich auch noch aus andern. Inzwischen wanderten auch jeden Tag ältere Bewohner aus der Stadt; einige, um dem Anblick so vieler offenen Schäden auszuweichen, andere, die durch neue Almosenbewerber sozusagen von ihrer Stelle sich verdrängt sahen,

zogen zu einem letzten Versuche aus, anderswo um Hilfe zu bitten, wo es auch sei, wenn nur da die Menge und die Mitbewerbung um milde Gaben nicht gar so dicht, nicht gar so ungestüm wäre. Beiderlei Pilger begegneten sich auf ihrer entgegengesetzten Reise, sich wechselseitig ein Schauspiel des Schauders, ein schmerzlicher Vorgeschmack, eine üble Vorbedeutung des Zieles, nach welchem hin sie sich aufgemacht hatten. Gleichwohl folgten diese und jene ihrer Richtung, wenn auch nicht mit der Hoffnung, ihre Lage zu verbessern, so doch um nicht wieder unter einen Himmelsstrich zurückzukehren, der ihnen verhaßt geworden, um die Orte nicht wieder zu sehen, von wannen die Verzweiflung sie vertrieben hatte. Da und dort fiel einer, dessen Kräfte ganz erschöpft waren, auf der Straße nieder und blieb da, eine Leiche, liegen: ein noch traurigerer Anblick für seine Unglücksgefährten, ein Gegenstand des Schauders, vielleicht des Vorwurfs für andere Vorübergehende. „Ich sah," schreibt Ripamonti, „auf der Straße, welche um die Stadtmauer herumführt, den Leichnam eines Weibes .... Halbgekautes Gras hing ihr zum Mund heraus und ihre Lippen schienen noch eine verzweifelte Anstrengung zu machen ..... Sie hatte ein Reisigbündel auf der Schulter, und mittelst einer Binde einen Säugling vor sich gebunden, der weinend nach der Mutterbrust verlangte .... Und es waren mitleidige Personen hinzugekommen, die den Kleinen aufhoben, wegtrugen und so inzwischen die erste Mutterpflicht erfüllten."

Jener Gegensatz von Prunk und Lumpen, von Ueberfluß und Elend, das gewöhnliche Schauspiel gewöhn-

licher Zeiten, war beinahe ganz weggefallen. Lumpen und Elend waren beinahe überall; und das, was sich unterschied, war kaum ein Anschein sparsamer Mittelmäßigkeit. Die Edelleute sah man im einfachen, demüthigen oder auch abgetragenen, armseligen Gewande umhergehen; einige weil die allgemeinen Gründe des Elends ihre Glücksumstände so sehr geändert oder ihr schon zerrüttetes Vermögen zu Falle gebracht hatten; andere entweder weil sie sich fürchteten, durch Prunk die öffentliche Verzweiflung herauszufordern, oder weil sie sich schämten, dem allgemeinen Elende Hohn zu sprechen. Jene gehaßten oder geachteten Gewaltigen, die gewohnt waren, nur mit einer Schleppe von Bravi umher zu gehen, gingen nun beinahe allein, mit gesenktem Haupte und mit Gesichtern, die Frieden zu bieten und zu heischen schienen. Andere, welche auch im Glücke menschenfreundlichere Gesinnungen und ein leutseligeres Benehmen gehabt hatten, schienen ebenfalls verwirrt, bestürzt und von dem beständigen Anblick eines Elends wie überwältiget, das nicht nur die Möglichkeit der Hilfe, sondern ich möchte fast sagen, die Kräfte des Mitleids überstieg. Wer das Vermögen hatte, Almosen zu geben, der mußte jedoch eine traurige Wahl treffen zwischen Hunger und Hunger, zwischen Nothfall und Nothfall. Und kaum sah man eine mildthätige Hand der Hand eines Unglücklichen nahen, gleich entstand in der Runde ein Wettstreit anderer Unglücklichen; jene, welchen mehr Kraft geblieben war, drängten sich heran, um mit mehr Ungestüm zu fordern; die Entkräfteten, die Greise, die Kinder streckten ihre abgemagerten Hände in die Höhe, die Mütter erhoben

und zeigten von Ferne ihre weinenden Kleinen, die in zerfetzten Windeln schlecht eingehüllt, aus Schwäche in ihren Händen zusammenbrachen.

So verging der Winter und der Frühling, und schon seit einiger Zeit hatte die Sanitätsbehörde die Proviantcommission auf die Gefahr der Ansteckung aufmerksam gemacht, die der Stadt wegen des in jedem Theile derselben angehäuften Elendes bevorstünde. Sie schlug vor, daß die Bettler in verschiedene Herbergen aufgenommen werden sollten. Während man über den Vorschlag berathschlagt, ihn billigt, an die Mittel, die Art und Weise und die Oertlichkeiten denkt, um ihn in Ausführung zu bringen, nimmt die Zahl der Leichname in den Gassen jeden Tag mehr zu; im nämlichen Verhältnisse wächst auch das Elend berghoch an. In der Proviantcommission wird ein anderes Auskunftsmittel als leichter und ausführbarer in Vorschlag gebracht, die Bettler alle, gesunde und kranke, zusammen an einem einzigen Orte, im Lazareth unterzubringen, wo sie auf öffentliche Kosten unterhalten und gepflegt werden sollten, und so wird gegen das Gutachten der Sanitätsbehörde beschlossen; diese hielt vergebens entgegen, daß bei einer so großen Anhäufung von Menschen die Gefahr, welcher man steuern wolle, nur noch vergrößert werde.

Das Lazareth in Mailand (wenn zufällig diese Geschichte in die Hände solcher käme, die es weder vom Sehen oder aus einer Beschreibung kennen) ist ein vierseitiges und beinahe viereckiges Gebäude außerhalb der Stadt, zur Linken des sogenannten östlichen Thores, um die Breite des Stadtgrabens, einer Umwallungs=

straße und eines Mühlbaches, der um das Gebäude fließt, von den Mauern entfernt. Die beiden größern Seiten sind ungefähr 500 Schritte lang, die beiden andern vielleicht 15 weniger; das Gebäude hat nur ein Stockwerk und enthält nach außen lauter kleine Zimmerchen; nach innen zu läuft ein gewölbter Gang, der von kleinen dünnen Säulen getragen wird, durch drei Seiten hin.

Der Zimmerchen waren es zweihundertachtundachtzig oder ein Paar weniger; zu unserer Zeit hat ein großes in der Mitte angebrachtes Thor, und ein kleineres an einer Ecke des neben der Hauptstraße hinlaufenden Flügels ich weiß nicht wie viele derselben weggenommen. Zur Zeit unserer Geschichte gab es nur zwei Eingänge, den einen in der Mitte des der Stadtmauer gegenüberstehenden Flügels, den andern gerade gegenüber. Mitten im Hofe war und ist noch heute eine kleine achteckige Kirche.

Die ursprüngliche Bestimmung des ganzen Gebäudes, das im Jahr 1489 mit den Geldern eines Privatvermächtnisses begonnen, dann mit öffentlichen und denen einiger Testatoren und Schenker ausgebaut wurde, war, wie schon der Name anzeigt, die Pestkranken vorkommenden Falles darin unterzubringen; die Pest kam nämlich schon vor jener Epoche und auch nachher regelmäßig in einem Jahrhundert zwei-, vier-, sechs-, achtmal, bald in diesem, bald in jenem Lande Europa's zum Vorschein, indem sie bald einen großen Theil ergriff, bald es ganz der Länge und der Breite nach durchzog. In dem Zeitpunkte, von dem wir sprechen,

diente das Lazareth nur als Niederlage der der Contumaz unterliegenden Waaren.

Um es nun leer zu kriegen, hielt man sich nicht an die Strenge der gesundheitspolizeilichen Gesetze, und nachdem man in größter Eile die Reinigungen und die vorgeschriebenen Versuche vorgenommen hatte, gab man auf einmal alle Waaren frei. Man ließ alle Stuben mit Stroh bestreuen, schaffte Lebensmittel in möglichster Güte und Menge herbei, und lud durch eine Bekanntmachung alle Bettler ein, sich dahin zu begeben.

Viele strömten freiwillig dahin; alle jene, die krank in den Gassen und auf öffentlichen Plätzen umher lagen, wurden hin getragen; in wenigen Tagen waren von den einen und den andern mehr als dreitausend dort untergebracht. Aber derer, die außen blieben, waren es weit mehr. Sei es nun, daß jeder von ihnen abwarten wollte, bis die andern fortgingen, um in geringerer Anzahl zurückbleiben und die Wohlthaten der Stadt genießen zu können, oder sei es jener natürliche Widerwille gegen die Einschließung oder jenes Mißtrauen der Armen gegen alles dasjenige gewesen, was ihnen von den Reichen und den Machthabern vorgeschlagen wird (ein Mißtrauen, das zu der allgemeinen Unwissenheit derer, die es hegen, und derer, die es einflößen, zu der Anzahl der Armen und zu dem Unverstand der Gesetze im Verhältnisse steht); sei es, daß man wirklich gewußt habe, welcher Art in Wirklichkeit die angebotene Wohlthat sei, oder sei es dies alles zusammen oder was anderes gewesen, kurz, Thatsache ist es, daß die Meisten von der Einladung keine Notiz nahmen und sich darbend in den Gassen herumtrieben.

Nachdem man dies wahrgenommen hatte, hielt man sich für berechtigt, von der Einladung zum Zwange übergehen zu dürfen. Man schickte Häscher umher, um die Bettler ins Lazareth zu treiben, oder jene, die Widerstand leisten sollten, gebunden dahin zu führen; für jeden derselben wurden ihnen zehn Soldi als Belohnung angewiesen; siehe da, auch in der größten Noth weiß man immer noch Geld aufzutreiben, um es auf zweckwidrige Weise auszugeben. Und obgleich, wie es Vermuthung, ja ausgesprochene Absicht der Proviant-Commission gewesen war, eine gewisse Anzahl von Bettlern sich aus der Stadt flüchtete, um anderswo wenigstens in der Freiheit zu leben oder zu sterben, so war doch die Jagd so ergiebig gewesen, daß in kurzer Zeit die Zahl der halb als Gäste, halb als Gefangene Untergebrachten nahezu an zehntausend betrug.

Man will voraussetzen, daß die Frauen und Kinder in abgesonderten Räumen werden einquartirt worden sein, obwohl die geschichtlichen Notizen aus jener Zeit nichts davon melden. Auch an Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung der Ordnung wird es wohl nicht gefehlt haben. Aber Jeder mag sich vorstellen, welche Ordnung eingeführt und gehandhabt worden sein konnte, besonders in jenen Zeiten und unter solchen Umständen, in einer so großen, so verschiedenartig zusammengesetzten Vereinigung, wo Gezwungene mit Freiwilligen, Bettler von Profession mit solchen sich zusammenfanden, für welche der Bettel eine Nothwendigkeit, ein Schmerz, eine Schmach war; wo Leute, die in ehrbarer Thätigkeit auf dem Lande oder in den Werkstätten herangewachsen, mit andern zusammengepfercht waren,

die auf den öffentlichen Plätzen, in Schenkhäusern, in den Schlössern der Volksbedrücker zum Müßigang, zur Gaunerei, zu Uebermuth und Gewaltthat erzogen worden waren.

Wie alle diese Leute zusammen wohnten und aßen, darüber könnte man traurige Vermuthungen aufstellen, wenn wir keine bestimmten Nachrichten hätten, aber wir haben sie. Sie schliefen zu zwanzig, dreißig aufeinandergehäuft in diesen Zellen oder ineinandergekrochen in den Gängen, auf ein wenig faulen stinkenden Strohs oder auf bloßer Erde; denn es war zwar wohl angeordnet, daß das Stroh frisch und in zureichender Menge vorhanden sein und öfters gewechselt werden sollte, in der That aber war es schlecht, spärlich und wurde nie gewechselt. Gleicherweise war befohlen, daß das Brod von guter Qualität sein sollte: denn welcher Verwalter hat je gesagt, daß man schlechte Waare machen und vertheilen solle? aber was man unter gewöhnlichen Umständen und bei der genauesten Aufsicht nicht hätte erzielen können, wie sollte man dies in einem solchen Falle und für eine solche Menge erlangen? Man sagte damals, wie wir in den Chroniken lesen, das Brod für das Lazareth sei mit ins Gewicht fallenden und nicht nährenden Zuthaten verfälscht worden; und es ist leider glaublich, daß die Klage nicht grundlos gewesen sei. Sogar an Wasser war Mangel; ich will nämlich sagen, an gesundem Quellwasser; der um das Gebäude fließende Mühlbach mußte als gemeinschaftlicher Brunnen dienen; er floß seicht, langsam, zuweilen schlammig, und wurde am Ende so, wie ihn der Gebrauch und die Nachbarschaft einer so großen, einer solchen Volksmasse machen mußte.

Zu allen diesen Ursachen der Sterblichkeit, die um so wirksamer waren, als sie auf kranke oder sieche Körper einwirkten, trat noch die besonders ungünstige Witterung der Jahreszeit hinzu; unaufhörlicher Regen, dem eine noch beharrlichere Trockenheit in Verbindung mit frühzeitiger, übermäßiger Hitze folgte. Zu den Uebeln gesellte sich das Gefühl der Uebel, der Ueberdruß, die Wuth über die Einsperrung, die Erinnerung an frühere Gewohnheiten, der Schmerz über die Verlornen, das sehnsüchtige Andenken an die abwesenden Lieben, die Pein und der gegenseitige Abscheu, so viele andere Leidenschaften der Niedergeschlagenheit und des Grimmes, die schon mit hereingebracht oder hier erzeugt worden waren, die stete Besorgniß und das unaufhörliche Schauspiel des Todes, der durch so viele Ursachen häufiger gemacht, und selbst wieder eine neue, mächtig wirkende Ursache wurde. Man wird sich nicht wundern, daß die Sterblichkeit in dem Lazarethe dermaßen überhand nahm, daß sie den Anschein und bei vielen auch den Namen der Pest annahm: sei es, daß die Vereinigung und die Vermehrung aller jener Ursachen die Kraft einer rein epidemischen Krankheit blos steigerte, sei es (wie es auch in den minder ernsthaften und weniger andauernden Nothjahren der Fall zu sein scheint), daß eine gewisse Ansteckung statt hatte, welche in den empfänglichen, durch den Mangel und die schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die Unmäßigkeit, den Schmutz, die Anstrengung und die Kleinmüthigkeit vorbereiteten Körpern so zu sagen die Stimmung, ihr eigenes Element, kurz die nöthigen Bedingungen vorfindet, um zu entstehen, sich zu erhalten und zu vervielfältigen (wenn es einem

Laien erlaubt ist, nach der von einigen Aerzten aufgestellten Hypothese mit solchen Worten um sich zu werfen), sei es, daß die Seuche zuerst im Lazareth selbst ausbrach, wie, nach einem unklaren ungenauen Berichte die Aerzte der Sanitäts-Commission gedacht zu haben scheinen; sei es, daß sie schon zuvor existirte und versteckt umher schlich (was vielleicht wahrscheinlicher erscheint, wenn man bedenkt, wie die Hungersnoth schon alt und allgemein war und häufige Sterbefälle vorkamen), und daß sie in jene andauernde Anhäufung von Menschen verpflanzt, mit neuer fürchterlicher Schnelligkeit sich da fortpflanzte. Welche dieser Muthmaßungen auch die wahre sei, die tägliche Anzahl der Todten im Lazareth überstieg in kurzem die Zahl von hundert.

Derweil dort unter den Ueberlebenden Erschöpfung, Angst, Schrecken, Jammer und Murren herrschte, herrschte in der Proviant-Commission Scham, Verblüffung, Ungewißheit. Man berathschlagte, man hörte den Rath der Sanitäts-Behörde an; man fand keinen anderen Ausweg, als dasjenige wieder zu zerstören, was man mit so vieler Mühe, so vielen Kosten, so vieler Quälerei aufgerichtet hatte. Man öffnete das Lazareth, entließ die noch übrigen Gesunden, die mit wahnsinniger Freude herausstürzten. Die Stadt wiederhallte auf's Neue von dem vorigen aber schwächern, unterbrochenen Jammergeschrei; sie sah jene Scharen wieder, sagt Ripamonti, aber mehr gelichtet und erbarmungswürdiger, und machte sich Gedanken darüber, wie sie so hätten abnehmen können. Die Kranken wurden nach Santa Maria della Stella gebracht, das damals ein Armenhaus war; wo der größte Theil zu Grunde ging.

Inzwischen aber fingen die gesegneten Felder an gelb zu werden. Die vom Lande hereingekommenen Bettler gingen fort, jeder seiner Heimath zu, der so sehr ersehnten Erndte entgegen. Der gute Federigo verabschiedete sich von ihnen mit einer neuen Anstrengung, mit einer neuen Erfindung seiner Nächstenliebe. Jedem Landmanne, der sich im erzbischöflichen Palaste meldete, ließ er einen Giulio, ein Münzstück von beiläufig zwölf Carantani und eine Sichel für die Erndte zustellen.

Mit der Erndte endete endlich die Hungersnoth; die epidemische oder ansteckende Seuche nahm zwar von Tag zu Tag ab, dauerte jedoch bis in den Herbst hinein. Sie war am Erlöschen, aber siehe, da erschien eine neue Geisel.

Viele wichtige Ereignisse von denen, welchen man ganz besonders den Titel historische beilegt, hatten sich in der Zwischenzeit zugetragen. Nach der Einnahme von La Rochelle pfuschte der Cardinal Richelieu, so gut es gehen wollte, einen Frieden mit dem Könige von England zusammen, und schlug dann im Rathe des Königs von Frankreich vor, was er mit seinem mächtigen Worte auch durchsetzte, daß man den Herzog von Nevers wirksam unterstützen sollte; zugleich hatte er den König selbst zu bestimmen gewußt, in diesem Feldzug den Oberbefehl persönlich zu übernehmen. Derweil man die Zurüstungen machte, eröffnete der Graf von Nassau, kaiserlicher Commissär, dem neuen Herzoge in Mantua, daß er diese Staaten in Ferdinands Hände auszuliefern habe, ansonst dieser ein Heer absenden würde, um sie zu besetzen. Der Herzog, der unter verzweifelteren Umständen sich geweigert hatte, eine so harte und so ver-

dächtige Bedingung anzunehmen, weigerte sich jetzt, durch Frankreichs nahen Beistand ermuthiget, um so mehr, jedoch in Ausdrücken, in denen das Nein so viel wie möglich umgangen und gedehnt war, und mit Vorschlägen einer mehr anscheinenden, aber weniger theuern Unterwerfung. Der Commissär war abgezogen und hatte hoch und theuer versichert, daß man Gewalt gebrauchen werde. Im März kam der Herzog Richelieu sodann wirklich mit dem König an der Spitze eines Heeres herangezogen; er begehrte vom Herzog von Savoyen freien Durchzug; man unterhandelte, kam aber nicht in's Reine. Nach einem Zusammenstoß, der zu Gunsten der Franzosen ausschlug, unterhandelte man von Neuem und schloß eine Uebereinkunft, in der der Herzog zu bewirken versprach, daß der Cordova die Belagerung von Casale aufgebe; indem er sich dabei zugleich verbindlich machte, sich, wenn der Spanier dessen sich weigere, mit den Franzosen zu vereinigen, um das Herzogthum Mailand anzugreifen. Don Gonzalo, der noch wohlfeilen Kaufs wegzukommen meinte, hatte die Belagerung von Casale aufgehoben, wo sogleich ein französisches Corps zur Verstärkung der Besatzung einzog.

Es war bei dieser Veranlassung, da Achillini an König Ludwig jenes berühmte Sonnet schrieb:

„Glühe, Feuer, das Metall zu schmelzen"

und ein anderes, womit er ihn ermahnte, sogleich zur Befreiung der heiligen Erde sich aufzumachen. Aber es ist ein Verhängniß, daß die Räthe der Dichter nicht angehört werden; und wenn ihr in der Geschichte Thatsachen findet, welche mit ihren Eingebungen übereinstimmen, so sagt es nur frei heraus, daß es vorher schon

abgemachte Dinge waren. Der Cardinal Richelieu hatte statt dessen beschlossen, wegen Geschäften, die ihn dringender däuchten, nach Frankreich zurückzukehren. Girolamo Soranzo, der venetianische Gesandte hatte gut Gründe anführen, um diesen Entschluß zu bekämpfen: der König und der Cardinal hörten auf seine Prosa, wie auf die Verse des Achillini, und kehrten mit der Hauptarmee nach Hause, indem sie blos 6000 Mann zum Schutze des Passes und als Pfand des Vertrages in Susa zurückließen.

Während dieses Heer auf einer Seite abzog, marschirte das Ferdinands auf der andern heran; es hatte Graubündten und das Veltlin besetzt, und schickte sich an, in's Mailändische herabzuziehen. Außer den vielen Nachtheilen, die man von einem solchen Durchzug befürchten mußte, waren besondere Mittheilungen an die Sanitäts-Behörde eingelangt, daß in jenem Heere die Pest umherschleiche, von welcher unter den deutschen Truppen immer ein Müsterchen vorhanden war, wie Varchi sagt, da er jene bespricht, die sie ein Jahrhundert früher nach Florenz eingeschleppt hatten. Alexander Tadino, einer der Gesundheits-Beamten (es waren, neben dem Präsidenten, ihrer sechs: vier Mitglieder des Magistrats und zwei Aerzte), wurde von dieser Behörde, wie er in seinem oben angeführten Berichte *) selbst erzählt, beauftragt, dem Statthalter die schreckliche Gefahr vorzustellen, die dem Lande bevorstehe, wenn diese Leute durchmarschirten, um, wie das Gerücht sich verbreitet hatte, vor Mantua zu ziehen. Nach dem ganzen Be-

---

*) Seite 16 a. a. O.

tragen Don Gonzalos zu schließen, scheint es, daß er von der Sucht besessen war, sich einen Namen in der Geschichte zu machen, die in der That sich mit ihm beschäftigen mußte; aber (wie es ihr oft begegnet) sie kannte seine merkwürdigste That, die Antwort nicht, die er dem Tadino bei dieser Veranlassung gab, oder nahm sich nicht die Mühe, sie einzuregistriren. Er antwortete, er wisse nicht, was zu thun sei; die Gründe des Nutzens und der Ehre, um derenwillen jenes Heer sich in Bewegung gesetzt habe, wögen schwerer, als die bezeichnete Gefahr; man solle indessen bei alle dem so gut wie möglich vorzubeugen suchen und der Vorsehung vertrauen.

Um also auf's beste vorzubauen, machten die beiden Aerzte (der obengenannte Tadino und der Senator Settola, ein Sohn des berühmten Ludovico) der Gesundheitsbehörde den Vorschlag, man sollte unter Androhung der strengsten Strafen verbieten, irgend welche Gegenstände von den durchziehenden Soldaten anzukaufen; aber es war nicht möglich, die Nothwendigkeit eines solchen Befehls dem Präsidenten begreiflich zu machen, „einem herzensguten Manne," sagt Tadino, „der nicht glauben konnte, daß so vielen tausend Menschen aus dem Verkehr mit diesen Leuten, und mit ihrer Habe Todesgefahr erwachsen könne."

Wir führen diesen Zug als eine der Sonderbarkeiten jener Zeit an; denn gewiß, seit es Gesundheitsbehörden gibt, ist es keinem Präsidenten einer solchen eingefallen, einen ähnlichen Schluß zu machen; wenn man es einen Schluß nennen kann.

Was Don Gonzalo betrifft, so ging er, bald nach jener Antwort, von Mailand ab; und die Abreise war

für ihn betrübend, wie es auch die Ursache war. Er wurde wegen dem schlechten Erfolg des Krieges abberufen, den er angefacht und geführt hatte; und das Volk maß ihm die Schuld wegen der unter seiner Verwaltung ausgebrochenen Hungersnoth bei. Was er für die Pest gethan hatte, wußte man entweder nicht oder es beunruhigte sich Niemand darüber, mit Ausnahme der Mitglieder der Gesundheits-Behörde, besonders der beiden Aerzte, wie wir später sehen werden. Als er im Reisewagen inmitten seiner Hellebardier-Leibgarde mit zwei Trompetern zu Pferd an der Spitze und mit andern Wagen von Edelleuten, die ihm das Geleite gaben, den Regierungspalast verließ, wurde er von einer Schaar von Gassenjungen, die auf dem Domplatze zusammengelaufen waren, mit lautem Pfeifen empfangen, und pfeifend zogen sie hinter ihm her. Als der Zug in die Straße kam, die zum Tessiner Thor führt, durch welches man passiren mußte, gerieth er in ein Gedränge von Leuten, die sich theils, um ihn zu erwarten, dort aufgestellt hatten, theils aber herbeigelaufen waren; und zwar um so mehr, als die beiden Trompeter, Formalitätsmenschen, vom Regierungspalaste an bis zum Thore zu blasen nicht aufhörten. Bei der später wegen dieses Auflaufs angestellten Untersuchung antwortete einer derselben, dem der Vorwurf gemacht worden war, wie er durch sein beständiges Blasen die Ursache gewesen, daß der Auflauf immer größer geworden sei: „Lieber Herr, dies ist eben unser Handwerk; und wenn S. E. nicht gern gehabt hätte, daß wir blasen, so hätte er nur befehlen dürfen, wir sollten aufhören.“ Aber aus Widerwillen, etwas zu thun, was Furcht verriethe, oder aus

Furcht, den Pöbel dadurch nur noch frecher zu machen, oder weil er wirklich ein wenig verdutzt war, Don Gonzalo gab keinen Befehl. Das Volk, das die Leibwache vergebens zurückzutreiben versucht hatte, war neben, vor, und hinter dem Wagen, und schrie: „da fährt die Hungersnoth, da fährt das Blut der armen Leute hinaus," und noch schlimmere Dinge. Als man nahe am Thore war, griff man nach Ziegel- und andern Steinen, nach Kohlstrünken, faulen Früchten, kurz nach der bei solchen Expeditionen üblichen Munition; ein Theil kletterte auf die Mauern, und machte von da aus einen letzten Angriff auf die hinausfahrenden Kutschen. Bald darauf verlief sich alles. Anstatt des Don Gonzalo wurde Ambrosio Spinolo gesendet, dessen Namen in den flandrischen Kriegen schon jenen militärischen Ruhm erlangt hatte, den er noch heute genießt.

Derweil hatte das deutsche Heer unter dem Oberbefehl des Grafen Ramboldo de Collalto, einem der minder berühmten, darum aber nicht unberühmten italienischen Heerführer, den schließlichen Befehl, gegen Mantua zu ziehen, und rückte im Monat September in's Herzogthum Mailand ein.

Die Kriegsheere bestanden damals großentheils aus Freiwilligen, die durch Bandenführer von Profession im Auftrage dieses oder jenes Fürsten, zuweilen auch auf ihre eigene Rechnung, und um sodann sich zusammt mit jenen zu verkaufen, angeworben worden waren. Zu diesem Gewerbe wurden die Leute mehr durch die Hoffnung auf Plünderung, und alle die Lockungen der Ausgelassenheit, als durch den Sold angezogen. Eine feste allgemeine Mannszucht gab es nicht; auch hätte sie

sich mit dem theilweise unabhängigen Ansehen der verschiedenen Bandenführer nicht so leicht vertragen. Diese insbesondere waren im Punkte der Mannszucht nicht gerade kitzlich; es ist aber auch nicht einzusehen, wie sie, auch wenn sie gewollt hätten, im Stande gewesen wären, sie einzuführen und zu handhaben; denn Soldaten dieses Schlags hätten sich entweder gegen solch einen neuerungssüchtigen Führer empört, der sich in den Kopf gesetzt hätte, die Plünderung abzuschaffen oder hätten ihn wenigstens allein gelassen, um die Fahnen zu bewachen. Gleichwie überdies die Fürsten, wenn sie solche Banden so zu sagen in die Miethe nahmen, mehr darauf sahen, genug Leute zu haben, um ihre Unternehmungen durchzusetzen, als deren Anzahl mit ihren zum Zahlen oftmals nur spärlich ausreichenden Vermögensumständen in's richtige Verhältniß zu bringen; so floß auch der Sold meistens erst spät, auf Abschlag und nach und nach; und die Beute aus den Ländern, die man durchzog, war gleichsam eine stillschweigend verabredete Ergänzung. Jener Spruch Wallensteins, es sei leichter ein Heer von hunderttausend, als von zwölftausend Mann zu erhalten, ist nicht minder berühmt, als sein Name. Auch jenes, von dem wir sprechen, war zum großen Theil aus Leuten zusammengesetzt, die unter seinen Befehlen Deutschland verheert hatten, in jenem unter den Kriegen, sowohl an sich, als um seiner Wirkungen willen, so berühmten Krieg, der wegen seiner Dauer in der Folge den Namen des Dreißigjährigen erhielt: damals hatte er schon 11 Jahre gewüthet. Es war sogar sein eigenes Regiment unter der Anführung eines seiner Obristen dabei; die meisten andern Führer

hatten unter ihm gedient; und es war mehr als einer von jenen darunter, die vier Jahre später mithelfen mußten, ihm das böse Ende zu bereiten, das männiglich bekannt ist.

Es waren achtundzwanzigtausend Mann Infanterie und siebentausend Mann Cavallerie; und da sie vom Veltlin herabkamen, um sich in's Mantuanische zu begeben, so mußten sie dem ganzen Laufe folgen, den die Adda durch zwei Seearme, und dann wieder als Fluß bis zu ihrer Ausmündung in den Po zurücklegt, und von da ab hatten sie noch eine hübsche Strecke längs dem Po zu marschiren: im ganzen acht Tagmärsche auf mailändischem Gebiet.

Viele Einwohner flüchteten sich auf die Berge, indem sie ihre beste Habe mit sich nahmen und ihr Vieh vor sich hertrieben; andere blieben, um entweder einen Kranken nicht zu verlassen oder ihr Haus vor Brand zu bewahren, oder aber verborgene vergrabene Kostbarkeiten im Auge zu behalten; noch andere blieben, weil sie nichts zu verlieren hatten, oder vielleicht darauf rechneten, etwas zu erwischen.

Wenn die erste Rotte in dem Dorfe ankam, wo sie Halt machte, fiel sie sogleich über dieses und die ganze Umgegend her, und plünderte sie aus; was zu genießen oder wegzutragen war, das verschwand; das übrige wurde verdorben oder zerstört; die Hausgeräthe wurden in Holz, die Häuser in Stallungen umgewandelt; ohne von Schlägen, Verwundungen, Nothzucht zu reden, waren alle Einfälle, war alle List, seine Habseligkeiten zu retten, meistentheils nnnütz, öfters brachte es noch größern Nachtheil. Die Soldaten, die in den Kunstgriffen auch dieses

Kriegs viel erfahrener waren, durchstöberten alle Schlupfwinkel der Häuser, durchbrachen die Mauern und rissen sie nieder; erkannten leicht die frischaufgegrabene Erde in den Gärten; stiegen in die Berge hinauf, um Vieh zu rauben, drangen unter Anführung irgend eines eingebornen Schurken in die Höhlen, um einen Reichen aufzusuchen, der sich dort versteckt haben konnte, sie schleppten ihn nach Hause, und zwangen ihn durch die Folter mit Drohungen und Schlägen den verborgenen Schatz zu entdecken.

Endlich gehen sie fort; sie sind fort; man hört von der Ferne her den Ton der Trommeln und Trompeten ersterben; es folgen einige Stunden schüchterner Ruhe, da verkündigt auf einmal das verdammte abermalige Trommeln und das verdammte abermalige Trompetengeschmetter die Ankunft eines neuen Haufens. Da diese nichts zu erbeuten finden, so schlagen sie mit um so größerer Wuth alles zusammen, was noch übrig ist, sie verbrennen die Fässer, die ihre Vorgänger geleert haben, die Thüren der Stuben, wo nichts mehr drinn ist, ja sie zünden die Häuser an; und mit um so größerem Grimme mißhandeln sie auch die Personen; und so kommt's immer schlimmer, zwanzig Tage lang; denn in zwanzig Haufen ist das Heer getheilt.

Colico war der erste Bezirk im Herzogthume, den diese Teufel überfielen; hierauf warfen sie sich auf Bellano; von da überflutheten sie Valsassino, von wo sie sich in's Gebiet von Lecco ergoßen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Hier finden wir unter den armen Eingeschüchterten Personen unserer Bekanntschaft.

Wer den Don Abbondio nicht gesehen hat am Tage, da sich auf einmal alle die Gerüchte über das Herabsteigen des Heeres, über dessen Annäherung und Aufführung verbreiteten, der weiß nicht was Schrecken, was Kopfverlieren heißt. Sie kommen, es sind dreißig, es sind vierzig, es sind fünfzig Tausend; es sind Teufel, Ketzer, Widerchristen; sie haben Cortenuova ausgeplündert, Primaluna eingeäschert; sie zerstören Introbbio, Pasturo, Barsio; sie sind schon in Balabbio angekommen, morgen sind sie hier: das waren die Gerüchte, die von Mund zu Mund liefen; und dabei gings abwechslungsweise an ein Herumrennen, Stehenbleiben, an ein lärmendes Berathschlagen, da war ein Schwanken zwischen Fliehen und Bleiben, ein Zusammenlaufen der Frauen, ein mit den Händen in die Haare fahren. Don Abbondio, entschlossen zu fliehen, zuerst unter allen und am meisten von allen entschlossen, sah jedoch auf jedem Wege, den man einschlagen, an jedem Orte, wo man unterkommen könnte, unübersteigliche Hindernisse, entsetzliche Gefahren. „Was soll ich thun?“ rief er aus: „wo soll ich hingehen?“ Die Berge, wenn man auch von der Schwierigkeit des Weges absah, waren nicht sicher: schon hatte man in Erfahrung gebracht, daß die Lanzknechte wie die Katzen daran hinaufkletterten, wo sie nur ein Anzeichen, eine Hoffnung hatten, Beute zu machen. Der See war angeschwollen, es blies ein hef-

tiger Wind; außerdem hatten die meisten Barkenführer mit ihren Barken sich geflüchtet, aus Furcht zur Ueberfuhr von Soldaten und Gepäck gepreßt zu werden; noch einige wenige zurückgebliebenen waren eben abgefahren, aber mit Leuten ganz überladen; und da sie vom Gewicht und vom Sturme gefährdet waren, so konnten sie jeden Augenblick verunglücken. Um weit fort und von der Straße abzukommen, die das Heer einschlagen mußte, dazu konnte man weder ein Fuhrwerk, noch ein Pferd, noch sonst etwas anderes auftreiben; zu Fuß wäre Don Abbondio nicht mehr allzuweit gekommen, auch fürchtete er unterwegs eingeholt zu werden. Das Gebiet von Bergamo war zwar nicht gar so fern, daß seine Beine ihn nicht hätten hintragen können, ohne anzuhalten; aber man wußte, daß von Bergamo aus sogleich ein Corps Streifreiter abgesendet worden sei, um die Grenze zu decken und die Landsknechte im Zaume zu halten; und jene waren eingefleischte Teufel, nicht mehr, nicht weniger als diese und thaten ihrerseits gleichfalls was sie konnten. Der arme Mann rannte, mit verdrehten Augen und halb außer sich, im Hause herum; ging Perpetuen nach, um einen Plan mit ihr zu verabreden; aber Perpetua, die über Hals und Kopf damit beschäftigt war, das Beste im Hause zusammenzutragen, und auf dem Boden unter dem Dache oder in Schlupfwinkeln zu verstecken, ging ängstlich und kummerhaft umher, hatte alle Hände und Arme voll, und antwortete ihm: „jetzt will ich vollends diese Sachen in Sicherheit bringen, und dann thun wir eben auch, was andere Leute thun.“ Don Abbondio wollte sie aufhalten und die verschiedenen Plane mit ihr besprechen. Aber sie, in ihrer Geschäftigkeit und

Hast, im Schrecken, den auch sie im Leibe hatte, und im Grimme, den ihr der Schrecken ihres Herrn verursachte, war bei dieser Sachlage weniger geschmeidig, als sie sonst wohl gewesen. „Die andern zerbrechen sich die Köpfe, wir müssen sie uns eben auch zerbrechen. Verzeiht mir, aber Ihr könnt nichts als einen verhindern. Glaubt Ihr denn, andere Leute hätten nicht auch eine Haut in Sicherheit zu bringen? Kommen denn die Soldaten, um mit Euch Krieg zu führen? Ihr könntet einem in solchen Augenblicken doch auch helfen, anstatt einem immer unter die Füße zu kommen und zu flennen, und einen zu belästigen." Mit diesen und andern Worten schaffte sie sich ihn vom Halse, da sie schon mit sich darüber im Reinen war, ihn, wenn ihr anstrengendes Geschäft beendigt sein würde, wie einen Knaben am Arm zu nehmen und auf einen Berg hinaufzuschleppen. So allein gelassen, stellte er sich an's Fenster, schaute hinaus, spitzte die Ohren, und wenn er Jemand vorüber gehen sah, rief er mit halb weinerlicher, halb vorwurfsvoller Stimme: „thut euerm armen Pfarrer doch die Liebe, ein Pferd, ein Maulthier oder einen Esel für ihn zu suchen. Ist's möglich, daß Niemand mir beistehen will! Oh, was sind doch das für Leute! Wartet doch wenigstens, bis ich mit euch gehen kann, wartet, bis unser fünfzehn oder zwanzig beisammen sind, um mich mitzunehmen, damit ich doch nicht ganz verlassen bin. Wollt ihr mich diesen Hunden preisgeben? Wißt ihr nicht, daß es meistentheils Lutheraner sind, die ein gutes Werk zu thun glauben, wenn sie einen Priester umbringen? Wollt ihr mich hier lassen, daß ich zum Märtyrer werde? O, was sind das für Leute!"

Aber wem sagte er all das? Leuten, die gebeugt unter der Last ihrer armseligen Habe vorüber gingen, nur an das dachten, was sie zu Hause zurück lassen mußten, ihre mageren Kühe vor sich hertrieben, denen ihre Kinder, gleichfalls schwer beladen, und die Frauen mit den Kleinen auf dem Rücken, auf dem Fuße folgten. Einige zogen vorüber, ohne zu antworten oder auch nur hinaufzuschauen; mancher andere antwortete: „ei Herr, machts so gut Ihr könnt; Ihr seid glücklich, daß Ihr nicht für eine Familie zu sorgen braucht; helft Euch, denkt nach, wie Ihr's halten wollt."

„O, ich armer!" rief Don Abbondio: „O, was für Leute! was für Herzen! sie haben kein Quintchen Nächstenliebe mehr, jeder denkt nur an sich, an mich will Niemand denken." Nun suchte er Perpetua wieder auf.

„Ihr kommt mir gerade recht," sagte diese: „wo ist denn das Geld?"

„Was sollen wir damit anfangen?"

„Gebt's nur mir, ich will es mit sammt den silbernen Löffeln im Garten hinter'm Hause vergraben."

„Aber . . . ."

„Aber, aber, gebt's nur her, behaltet einige Batzen für alle Fälle, und dann laßt nur mich machen."

Don Abbondio gehorchte, ging an den Schreibtisch, nahm seinen kleinen Schatz heraus und stellte ihn Perpetuen zu, welche sagte: „ich will es im Garten neben dem Feigenbaume vergraben;" und ging fort. Bald darauf erschien sie wieder, mit einem Korbe, in dem sich Mundvorrath befand und mit einem leeren Tragkorbe; sie legte eilig einige Leibwäsche für sich und ihren

Herrn hinein, und sagte: „das Brevier wenigstens könnt Ihr selbst tragen.“

„Aber wohin gehen wir?“

„Wo gehen die andern Leute hin? Vor allem wollen wir auf die Landstraße gehen, und da werden wir schon hören und sehen was zu machen sei.“

In diesem Augenblicke trat Agnes in's Zimmer mit einem kleinen Tragkorbe auf dem Rücken, und mit einer Miene, die sagen zu wollen schien, man habe einen wichtigen Vorschlag zu machen.

Agnes, die, allein wie sie war und mit noch einem Vorrathe von dem Golde des Ungenannten, sich gleichfalls entschlossen hatte, Gäste dieses Schlags zu Hause nicht abzuwarten, war einige Zeit im Zweifel gewesen, wohin sie sich wenden solle. Gerade der Rest dieser Scudi, die ihr in den Hungermonaten so gute Dienste geleistet hatten, war die Hauptursache ihrer Angst und Unschlüssigkeit, weil sie gehört hatte, daß in den schon besetzten Ortschaften Leute, welche Geld gehabt hätten, viel übler daran gewesen seien, da sie den Gewaltthätigkeiten der Fremden und den Nachstellungen der Einheimischen zugleich ausgesetzt gewesen. Es war allerdings wahr, daß sie Niemandem auch nur im Vertrauen von dem ihr vom Himmel herabgeregneten Reichthume, wie man zu sagen pflegt, eine Mittheilung gemacht habe, mit Ausnahme des Don Abbondio, zu welchem sie jedesmal ging, wenn sie sich einen Scudi wechseln lassen wollte und ihm dann immer etwas zurückließ, um es Jemanden zu geben, der ärmer wäre als sie. Aber das versteckte Geld macht den Besitzer, besonders wann er nicht gewohnt ist, mit vielem Geld zu wirthschaften,

immer argwöhnisch gegen andere Leute. Nun, da sie damit umging, die Habseligkeiten, die sie nicht mit sich nehmen konnte, da und dort zu verstecken und auch an ihre Scudi dachte, die sie im Schnürleibchen eingenäht hatte, da erinnerte sie sich, daß der Ungenannte bei der Uebergabe des Geldes ihr für alle Fälle seine Dienste habe anbieten lassen, sie erinnerte sich an das, was sie von seinem Schlosse hatte erzählen hören, das an einem so sichern Orte liege und wohin, wider den Willen des Eigenthümers, Niemand kommen könne, als nur die Vögel; und sie entschloß sich, dort oben eine Zufluchtsstätte zu suchen. Da sie darüber nachsann, wie sie sich ihm zu erkennen geben könnte, fiel ihr sogleich Don Abbondio ein, der, nach der wohlbekannten Unterredung mit dem Erzbischofe, immer gar freundlich gegen sie gewesen, was er um so mehr von Herzen war, als er es sein konnte, ohne sich bei Jemanden deßhalb zu compromittiren, und als bei der Abwesenheit der beiden jungen Leute, auch die Möglichkeit ferne lag, daß ein Ansuchen an ihn gestellt werden konnte, welches jenes Wohlwollen auf eine harte Probe gestellt hätte. Sie meinte, der arme Mann werde bei diesem Wirrwar noch verlegener und erschrockener sein als sie, und der Vorschlag werde ihm daher sehr gelegen kommen; sie ging nun in's Pfarrhaus. Sie traf Don Abbondio und Perpetua bei einander und machte beiden den Antrag.

„Was sagt Ihr dazu, Perpetua?" fragte Don Abbondio.

„Ich sage, es sei eine Eingebung vom Himmel;

man darf keine Zeit verlieren und muß sogleich den Weg unter die Füße nehmen."

„Und dann . . . ."

„Und dann und dann, wenn wir dort sein werden, dann können wir uns Glück wünschen. Man weiß ja, daß dieser Herr nichts anderes wünscht, als seinem Nebenmenschen Dienste zu erweisen, und es wird ihn gewiß freuen, wenn er uns aufnehmen kann. Dort, nahe an der Grenze und so hoch oben, werden wir bestimmt keinen Soldaten zu sehen bekommen. Und dann und dann werden wir auch etwas zu essen bekommen; denn wenn in den Bergen droben diese wenige Gottesgabe aufgezehrt ist," bei diesen Worten legte sie den Speisevorrath auf die Wäsche im Tragkorbe, „dann könnte es uns übel ergehen."

„Hat er sich denn auch wirklich bekehrt?"

„Wie kann man daran zweifeln, nach allem was man weiß, nach allem was Ihr selbst gesehen habt?"

„Wenn wir aber selbst in den Käfig gingen?"

„Was Käfig? Mit allen Euern Wenn, verzeihet mir, käme man nie an's Ende. Schön, Agnes! Ihr habt da einen guten Einfall gehabt." Sie stellte nun den Tragkorb auf den Tisch, steckte die Arme in die Tragriemen und nahm ihn auf den Rücken.

„Könnte man nicht," sagte Don Abbondio, „einen Mann finden, der mit uns ginge, um seinen Pfarrer zu geleiten? Wenn wir auf einen Straßenräuber stießen, und leider gibts deren manche in der Gegend, welche Hilfe könntet denn ihr Zwei mir leisten?"

„Schon wieder ein Wenn, um Zeit zu verlieren!" rief Perpetua aus. „Jetzt herumlaufen, um einen Mann

zu suchen, da jedermann für sich zu sorgen hat! Muth! Nehmt Euer Brevier und Euern Hut, dann laßt uns gehen.“

Don Abbondio ging und kam im Augenblick zurück mit dem Brevier unterm Arm, mit dem Hut auf dem Kopf und mit seinem Pilgerstab in der Hand; sie traten durch ein Pförtchen heraus, das auf den Kirchplatz führte. Perpetua schloß wieder zu, mehr, um eine Formalität nicht zu verabsäumen, als weil sie auf jenes Vorhängeschloß und auf jene Thüren ein besonderes Vertrauen gehabt hätte, und steckte den Schlüssel in die Tasche. Don Abbondio warf im Vorübergehen einen Blick auf die Kirche und murmelte zwischen den Zähnen: „Dem Volke kömmt es zu, sie zu bewachen, denn ihm dient sie. Wenn sie ein Herz für ihre Kirche haben, dann werden sie darauf denken, wenn sie aber kein Herz für sie haben, desto schlimmer für sie.“

Sie gingen schweigend durch die Felder, jedes dachte an seine Angelegenheiten und sah sich um, besonders aber Don Abbondio, ob nicht eine verdächtige Gestalt, etwas Außerordentliches zum Vorschein komme. Man begegnete Niemanden. Die Leute waren entweder in ihren Häusern, um sie zu bewachen, ihre Bündel zu schnüren, ihre Sachen zu verbergen oder auf den Wegen, die gerade nach den Höhen führten.

Nachdem Don Abbondio wiederholt geseufzt und einige Ausrufungen ausgestoßen hatte, fing er an, fortwährend zu brummen. Er schalt auf den Herzog von Nevers, es wäre besser gewesen, er wäre in Frankreich geblieben und hätte sich wohl sein lassen, als den Für-

sten zu spielen und aller Welt zum Trotz Herzog von Mantua sein zu wollen; er schalt auf den Kaiser, er hätte wegen den andern Leuten gescheidter sein, das Wasser bergab laufen lassen und nicht um einer Kleinigkeit willen Händel anfangen sollen; er wäre ja schließlich doch immer Kaiser gewesen, mochte nun Heinz oder Kunz Herzog von Mailand sein. Vorzüglich hatte er's aber mit dem Statthalter zu thun, an dem es zu allererst gewesen wäre, Allem aufzubieten, um diese Geiseln vom Lande fern zu halten, und er sei's gewesen, der sie herbeigezogen, alles um seiner Liebhaberei willen, Krieg zu führen. „Die Herren," sagte er, „sollten hier sein, um zu sehen und zu versuchen, wie's schmeckt. Sie haben eine schwere Verantwortung. Indessen aber muß der Unschuldige darunter leiden."

„Laßt doch diese Leute in Ruhe, Hochwürdiger Herr, denn die können uns jetzt doch nicht helfen," sagte Perpetua. „Das sind wieder, verzeiht mir, Euere gewöhnlichen Plaudereien, mit denen nichts ausgerichtet ist. Aber was mich kränkt, das ist . . . ."

„Was ist's denn?"

Perpetua, welche an dieser Stelle des Wegs mit Muße an die in der Eile versteckten Habseligkeiten dachte, fing an, sich zu erinnern, daß sie dieses vergessen, jenes schlecht verborgen, eine Spur nicht verwischt habe, welche die Räuber auf die Entdeckung führen könnte, daß sie . . . .

„Schön," sagte Don Abbondio, der jetzt seines Lebens in so weit sicher war, daß er sich wieder um sein Eigenthum bekümmern konnte, „da haben wir's, wo habt Ihr denn Euern Kopf gehabt?"

„Wie!" rief Perpetua aus, sich auf beide Füße stellend und die Fäuste in die Seiten stemmend, so gut es der Tragkorb neben ihr gestattete. „Wie! Ihr kommt mir jetzt mit solchen Vorwürfen, da Ihr es doch wart, der Schuld ist, daß ich ihn verlor, den Kopf, anstatt daß Ihr mir geholfen und Muth eingesprochen hättet! Ich habe vielleicht mehr an Eure Sachen gedacht, als an meine eigenen; ich habe Niemand gehabt, der mir an die Hand gegangen wäre, habe Martha und Magdalena machen müssen; wenn's nicht gut ausfällt, so weiß ich nicht was ich sagen soll; ich habe noch mehr als meine Pflicht gethan."

Agnes unterbrach diesen Streit, indem sie auch auf ihr Mißgeschick zu sprechen kam; sie jammerte nicht so sehr über ihr Ungemach und ihren Schaden, als darüber, daß sie ihre Hoffnung schwinden sah, ihre Lucia bald wieder zu umarmen, denn, wenn ihr euch erinnert, so war es gerade jener Herbst, auf welchen sie Rechnung gemacht hatten; es war aber nicht zu erwarten, daß Donna Praxedia unter solchen Umständen in dieser Gegend die Landlust werde genießen wollen; eher würde sie weggereist sein, wenn sie da gewesen wäre, wie es andere Herrschaften auch machten.

Der Anblick der Umgegend machte ihre Gedanken noch lebhafter und ihre Trauer noch schmerzlicher. Am Ende der Fußpfade lenkten sie in die Hauptstraße ein, die nämliche, auf welcher die arme Frau ihre Tochter für so kurze Zeit nach Hause geführt hatte, nachdem sie im Hause des Schneiders mit ihr zusammen gewesen war. Schon konnte man das Dorf sehen.

„Wir müssen doch jene braven Leute begrüßen," sagte Agnes.

„Und auch ein wenig ausruhen, denn ich habe an diesem Tragkorbe bereits genug; auch möchte ich einen Bissen zu Leibe nehmen," antwortete Perpetua.

„Unter der Bedingung, daß wir keine Zeit verlieren, denn wir sind nicht zu unserm Vergnügen auf dem Wege," schloß Don Abbondio.

Sie wurden mit offenen Armen empfangen und mit großem Vergnügen gesehen; sie erinnerten an eine gute Handlung. Thuet Gutes so vielen Leuten, als ihr nur könnt, sagt hier unser Autor, und es wird euch um so öfter geschehen, daß ihr Gesichtern begegnet, die euch Freude machen.

Als Agnes die gute Frau umarmte, brach sie in lautes Weinen aus, was ihr große Erleichterung verschaffte; auch antwortete sie unter Schluchzen auf die Fragen nach Lucia, die jene und ihr Mann an sie stellten.

„Es steht besser mit uns," sagte Don Abbondio, „sie ist in Mailand außer aller Gefahr und fern von diesen Teufeleien."

„Ihr seid auf der Flucht, nicht wahr! Der Herr Pfarrer und die ganze Gesellschaft," sagte der Schneider.

„Ja wohl," antworteten einstimmig der Herr und die Dienerin.

„Ich bedaure Euch."

„Wir sind auf dem Weg nach der Veste * * *," sagte Don Abbondio.

„Das ist ein guter Gedanke; man ist da so sicher wie in der Kirche."

„Hat man denn hier keine Furcht?“ fuhr Don Abbondio fort.

„Das will ich Euch sagen, Herr Pfarrer: eigentlich hieher in's Quartier, wie man sprechen muß, um richtig zu sprechen, sollten sie nicht kommen; wir liegen zu weit von ihrem Wege ab, dem Himmel sei Dank; höchstens kommt vielleicht eine Streifparthei, was Gott verhüten wolle; aber in jedem Falle ist es noch Zeit; man muß vorher noch andere Nachrichten aus den armen Ortschaften abwarten, wo sie durchpassiren.“

Man beschloß, ein bischen hier zu bleiben, um Athem zu schöpfen, und da es eben Zeit war zum Mittagessen, so sagte der Schneider: „Ihr müßt doch meinem Tische die Ehre erweisen; ohne Umstände, ein freundliches Gesicht gilt für ein Gericht.“

Perpetua sagte, sie habe etwas bei sich, um das Fasten zu brechen. Nach einigen Complimenten von beiden Seiten wurde man einig, die Speisevorräthe zusammenzulegen und in Gesellschaft zu speisen.

Die Kinder hatten sich um Agnes, ihre alte Freundin, herumgesetzt.

Der Schneider befahl einem der kleinen Mädchen (demselben, welches der Wittwe Marie zu essen gebracht hatte; wer weiß, ob ihr euch dessen noch erinnert!) Frühkastanien, welche in einem Winkel lagen, zu enthülsen und zu rösten.

„Und du,“ sagte er zu einem Knaben, „gehe in den Garten hinaus und schüttle ein Paar Hände voll Pfirsiche herab und bringe sie herein, aber alle, hörst du?“ „Und du,“ sagte er dann zu einem andern, „steige auf den Feigenbaum und brich einige der reifsten

ab. Ihr versteht ja dies Handwerk nur allzu gut." Er selbst ging in den Keller, um ein Fäßchen anzuzapfen; seine Frau holte ein Tischtuch, um den Tisch zu decken. Perpetua langte ihre Mundvorräthe heraus; für Don Abbondio wurde an den Ehrenplatz eine Serviette und ein Porcellanteller gestellt mit einem Bestecke, das Perpetua in dem Tragkorbe hatte. Man setzte sich zu Tisch und speiste, wenn nicht gerade mit großer, doch mit weit mehr Fröhlichkeit, als irgend Einer der Tischgenossen es an jenem Tage erwartet hatte.

„Was sagt Ihr, Herr Pfarrer, von einem derartigen Durcheinander?" sagte der Schneider; „mich däucht, ich lese die Geschichte der Mauren in Frankreich."

„Was soll ich sagen? daß mir auch das noch passiren mußte!"

„Doch habt Ihr eine gute Zufluchtsstätte ausgesucht," bemerkte der Schneider: „Wer Teufels wollte mit Gewalt da hinauf kommen? Und Ihr werdet Gesellschaft finden; denn man hat gesagt, daß viele Leute sich dahin geflüchtet haben und daß noch immer andere dort ankommen."

„Ich hoffe," sagte Don Abbondio, „daß wir gut aufgenommen werden. Ich kenne den guten Herrn, als ich früher einmal die Ehre gehabt habe, mit ihm zusammen zu sein, da war er gar so artig!"

„Und mir," sagte Agnes, „hat er durch Se. Hochwürden und Gnaden sagen lassen, wenn ich etwas brauche, dürfe ich nur zu ihm kommen."

„Das war eine große schöne Bekehrung," versetzte Don Abbondio; „und ist's auch dabei geblieben? ist's wirklich dabei geblieben?"

Der Schneider fing an, ein Langes und ein Breites über den heiligen Lebenswandel des Ungenannten zu erzählen, und wie er, der früher die Geisel der Umgegend gewesen, nun ein Muster und ein Wohlthäter für dieselbe geworden sei.

„Aber die Leute, die er um sich hatte? . . . die ganze Dienerschaft? . . .“ fragte Don Abbondio weiter, der schon mehr als einmal darüber hatte sprechen hören, aber immer noch nicht ganz ruhig war.

„Die Meisten haben sich aus dem Staube gemacht,“ erwiederte der Schneider, „und die geblieben sind, haben ihr System geändert, aber wie! In Summa, die Veste ist eine Thebais geworden; Ihr wißt schon, was das heißt.“

Hierauf fing er mit Agnes ein Gespräch an über den Besuch des Cardinals. „Ein großer Mann!“ sagte er, „fürwahr ein großer Mann der Cardinal! Nur Schade, er ist so eilig hier durchgezogen, daß ich ihm nicht einmal eine Ehre anthun konnte. Wie würde es mich freuen, wieder einmal so ganz nach Herzenslust mit ihm reden zu können.“

Als sie vom Tische aufgestanden waren, machte er sie auf ein Bild aufmerksam, das den Cardinal vorstellte; er hatte es an eine Thür angeklebt aus Verehrung für den hohen Herrn und auch, um jedem, der hereinkäme, sagen zu können, es sei nicht ähnlich; denn er habe ihn in diesem nämlichen Zimmer ganz in der Nähe und mit Muße sehen können.

„Hat man ihn auf diesem Bilde da malen wollen?“ sagte Agnes. „In der Kleidung gleicht es ihm, aber...“

„Nicht wahr, es ist nicht ähnlich?“ sagte der

Schneider: „ich sage es auch; wir irren uns nicht, nicht wahr? aber wenigstens steht sein Name drunter; es ist ein Andenken."

Don Abbondio drang nun auf's Fortgehen; der Schneider machte sich anheischig, ein Fuhrwerk ausfindig zu machen, das sie bis an den Fuß des steilen Burgwegs fahren sollte; er ging sogleich fort und kam bald mit der Meldung zurück, daß es sogleich kommen werde. Er wendete sich hierauf an Don Abbondio mit den Worten: „Herr Pfarrer, wenn Ihr da droben etwas zu lesen wünschet, so kann ich, als armer Mann zwar, Euch dienen; denn auch ich unterhalte mich ein wenig mit Lesen. Es sind zwar keine Dinge für Euersgleichen, nur Bücher für unstudirte Leute; aber doch . . ."

„Tausend Dank," antwortete Don Abbondio: „unter den gegenwärtigen Umständen, da man nicht mehr weiß, wo Einem der Kopf steht, kann man kaum lesen, was vorgeschrieben ist."

Derweil sie Danksagungen machen und ablehnen, Abschiedsbegrüßungen und Glückwünsche, Einladungen und Versprechungen einer abermaligen Einkehr bei der Heimreise austauschen, ist das Fuhrwerk vor dem Hause angekommen. Man stellt die Tragkörbe hinein, steigt hinauf und tritt die zweite Hälfte des Wegs mit ein wenig mehr Bequemlichkeit und Gemüthsruhe an.

Der Schneider hatte Don Abbondio in Beziehung auf den Ungenannten die Wahrheit gesagt. Von dem Tage an, da wir ihn verlassen haben, war er fortgefahren, das zu thun, was er sich damals vorgenommen hatte; er machte Schäden gut, stiftete Frieden, unterstützte die Armen, kurz, er that Gutes, so oft sich die

Gelegenheit dazu bot. Den gleichen Muth, den er früher beim Angriff und bei der Vertheidigung bewiesen hatte, zeigte er jetzt darin, daß er weder das eine noch das andere that. Er ging immer allein und waffenlos, bereit, alles hinzunehmen, was ihm nach so vielen begangenen Gewaltthätigkeiten begegnen könnte, und überzeugt, daß es eine neue begehen hieße, wenn er bei der Vertheidigung dessen, der sich so vieler und so großer Unthaten schuldig gemacht habe, Gewalt gebrauchen würde; überzeugt, daß alles Böse, das ihm angethan würde, in Beziehung auf Gott ein Unrecht, aber in Beziehung auf ihn eine gerechte Wiedervergeltung sei, und daß er, weniger, als jeder andere, berechtiget sei, als Rächer des Unrechts aufzutreten. Bei alle dem war er nicht weniger unbeschädigt geblieben, als damals, da neben dem seinigen so viele Arme um seiner Sicherheit willen bewaffnet gewesen waren. Die Erinnerung an seine vorige Wildheit, die so viele Rachegelüste gegen ihn zurückgelassen haben mochte, und seine gegenwärtige Sanftmuth, die jene Rachegelüste so ausführbar erscheinen ließen, wirkten zusammen, eine Bewunderung für ihn zu erwecken und wach zu erhalten, die ihm hauptsächlich als Schutzwehr diente. Er war der Mann, den Niemand zu demüthigen vermocht und der sich selbst gedemüthigt hatte. Der geheime Haß, der damals durch seinen Uebermuth und die Furcht Anderer angefacht worden war, verschwand nunmehr vor der neuen Demuth; die Gekränkten hatten gegen alle Erwartung und ohne Gefahr eine Genugthuung erhalten, die sie von der glücklichsten Rache sich nicht hatten versprechen können, die Genugthuung, zu sehen, wie ein solcher

Mann sein begangenes Unrecht bereue, und ihres Unwillens, so zu sagen, theilhaftig werde. Viele, die Jahre lang den bittersten, tiefsten Grimm in sich getragen hatten, daß sie keine Möglichkeit sahen, jemals über ihn Herr werden zu können, um sich wegen einer großen Bedrückung zu rächen, fühlten, wenn sie ihn allein, unbewaffnet und in der Stellung eines Mannes begegneten, der keinen Widerstand leisten will, keinen andern Antrieb in sich, als den, ihm Ehrenbezeugungen zu erweisen. In jener freiwilligen Erniedrigung hatte seine Gegenwart und seine Haltung, ohne daß er es wußte, einen bewältigenderen Anstrich von Erhabenheit und Adel, weil man deutlicher als früher wahrnehmen konnte, wie wenig er sich um jegliche Gefahr kümmere. Der wildeste, glühendste Haß fühlte sich durch die öffentliche Verehrung gegen den reumüthigen, wohlthätigen Mann wie gebunden und in Schranken gehalten. Diese Verehrung war so groß, daß er oft nicht wußte, wie er sich der Huldigungen erwehren solle, die ihm dargebracht wurden, und daß es seiner ganzen Aufmerksamkeit bedurfte, das innere Gefühl der Zerknirschung in Gesicht und Haltung nicht allzu sehr durchblicken zu lassen und sich nicht allzu sehr zu erniedrigen, um nicht allzu sehr erhöht zu werden. In der Kirche hatte er sich den letzten Platz ausgesucht; und es war nicht zu besorgen, daß Jemand ihm denselben streitig machen würde; es hätte geschienen, man wolle sich einen Ehrenplatz anmaßen. Ihn zu beleidigen, oder auch nur mit wenig Rücksicht zu behandeln, das würde man nicht bloß als Uebermuth, als Niederträchtigkeit, sondern auch als Kirchenraub angesehen haben, und selbst jenen, denen dieses

Gefühl der Leute als Zügel dienen konnte, theilten es mehr oder weniger gleichfalls.

Diese und andere Gründe hielten auch die Rache der öffentlichen Macht von ihm ferne und verschaffte ihm auch von dieser Seite die Sicherheit, um welche er so wenig besorgt war. Der Rang und die Verwandtschaft, die zu jeder Zeit ihm zu einigem Schutze gedient hatten, vermochten jetzt um so mehr zu seinen Gunsten, da jenem schon berühmten und berüchtigten Namen auch das Lob eines musterhaften Lebenswandels, der Ruhm der Bekehrung zuwuchs. Die Gerichtspersonen und die Großen hatten sich öffentlich wie das Volk darüber gefreut; und es wäre auffallend gewesen, gegen einen Mann zu wüthen, welcher der Gegenstand so vieler Glückwünsche gewesen war. Außerdem aber konnte eine Gewalt, die in einem immerwährenden, oft unglückichen Kriege mit lebhaften, stets sich erneuernden Empörungen verwickelt war, sich glücklich genug schätzen, von der unbezähmbarsten und lästigsten sich befreit zu sehen, um nicht neue sich auf den Hals zu ziehen, um so mehr, als jene Bekehrung eine Genugthuung leistete, die sie zu erlangen, geschweige denn zu verlangen, gar nicht gewohnt war. Einen Heiligen zu martern, schien kein passendes Mittel, um die Schmach zu verwischen, daß man einen Ruchlosen zu Paaren zu treiben nicht vermocht hatte, und das Beispiel, das man durch seine Bestrafung gegeben hätte, würde keine andere Wirkung hervorgebracht haben, als Andere seines gleichen abwendig zu machen, ihrer Gewaltthaten sich zu enthalten. Wahrscheinlich hatte auch der Antheil, den der Cardinal Federigo an seiner Bekehrung gehabt hatte, und dessen,

jenem des Ungenannten zugesellter, Name diesem zum geheiligten Schilde gedient. Und in jenem Zustande der Dinge und der Begriffe, bei jenen sonderbaren Beziehungen zwischen der geistlichen Gewalt und dem weltlichen Regiment, die einander so oft in den Haaren lagen, jedoch ohne die Absicht, sich zu zernichten; die ihren Feindseligkeiten sogar immer Beweise der Anerkennung und Betheuerungen der Ehrfurcht beimischten, und die zum Zwecke der Erreichung eines gemeinschaftlichen Zieles oft auch offen Hand in Hand mit einander gingen, ohne jemals Friede zu schließen, konnte es in gewisser Weise scheinen, daß die Versöhnung der erstern auch die Vergessenheit, wo nicht die Lossprechung des zweiten in sich schließe, wenn nur jene auf eine von beiden gewollte Wirkung hinarbeitete.

So wurde jener Mann, auf den, wenn er gefallen wäre, Groß und Klein losgestürmt sein würde, um ihn mit Füßen zu treten, nunmehr, nachdem er sich freiwillig zu Boden gelegt hatte, von Allen verschont und von Vielen gefeiert.

Es ist wahr, daß es auch Viele gab, denen jene Aufsehen erregende Aenderung eher alles andere als Vergnügen machte; so viele besoldete Vollstrecker der Verbrechen, so viele Genossen der Verbrechen, die eine so große Macht verloren, auf welche sie Rechnung zu machen gewohnt waren, die plötzlich die Fäden der eben erst angezettelten Anschläge in dem Augenblicke abgerissen sehen mußten, da sie die Nachricht von deren glücklicher Durchführung erwarteten. Aber wir haben schon gesehen, welche verschiedene Gefühle jene Bekehrung in den Raufbolden erweckte, die er damals um sich hatte, und

die sie aus seinem eigenen Mund verkündigen hörten: Erstaunen, Schmerz, Niedergeschlagenheit, Grimm, ein bischen von alle dem; nur keinen Haß und keine Verachtung. Dasselbe war bei den andern der Fall, die er an verschiedenen Orten postirt hatte, dasselbe bei seinen hochgestellten Mitschuldigen, da sie die schreckliche Kunde vernahmen, und bei allen aus den nämlichen Gründen. Viel Haß fiel vielmehr, wie ich an einer anderwärts angezogenen Stelle des Ripamonti finde, auf den Cardinal. Sie betrachteten diesen als einen, der sich in ihre Angelegenheiten gemischt hatte, um sie zu verpfuschen; der Ungenannte hatte seine Seele retten wollen; Niemand hatte das Recht, sich darüber zu beklagen.

Nach und nach waren sodann die meisten Bravi des Hauses, die sich nicht in die neue Zucht schicken konnten und keine Wahrscheinlichkeit vor sich sahen, daß es je anders werden könne, davon gegangen. Der eine mag einen andern Herrn gesucht und vielleicht unter den vorigen Freunden desjenigen, den er verließ, auch gefunden haben; ein anderer ließ sich vielleicht in eine spanische oder mantuanische Rotte, oder bei irgend einer andern kriegführenden Macht anwerben; ein dritter wird sich vielleicht auf die Landstraße gemacht und den Krieg im Kleinen auf eigene Rechnung geführt haben; noch ein anderer hat sich vielleicht damit begnügt, sich frei herum zu treiben und mit Bettel und Betrug zu nähren. So mögen es auch jene andern gemacht haben, die in den verschiedenen Ländern unter seinen Befehlen standen. Von denjenigen, die an die neue Lebensweise sich hatten gewöhnen können und die sie gerne angenommen hatten, kehrten die meisten, aus

dem Thale gebürtig, zu ihren Feldern und den in der Jugend erlernten, dann aber aufgegebenen Gewerben zurück; die Fremden blieben als Diener auf der Veste; die einen wie die andern gingen, gleich ihrem Herrn, unbewaffnet und unangefochten umher, ohne Unrecht zu thun oder zu leiden, und es war auch von ihnen wie von jenem gleichsam der Fluch hinweggenommen. Aber als beim Einbruche der deutschen Banden einige Flüchtlinge aus den überfallenen oder bedrohten Dörfern im Schlosse oben ankamen und um ein Unterkommen baten, so nahm der Ungenannte, glücklich, daß seine Mauern, die man so lange als ein fürchterliches Drachennest nur von ferne angesehen hatte, von den Schwachen als eine Zufluchtsstätte aufgesucht würden, jene Zersprengten mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit vielmehr, als der Dienstfertigkeit auf, und ließ das Gerücht verbreiten, daß sein Haus jedem offen stehe, der sich dahin flüchten würde; dabei dachte er sogleich darauf, nicht nur dieses, sondern auch das Thal in Vertheidigungsstand zü setzen, wenn die Lanzknechte und Streifreiter sich beigehen lassen wollten, dahin zu kommen und da ihr Wesen zu treiben; er berief die Diener zusammen, die ihm noch geblieben waren, wenige zwar, aber tüchtige, wie die Verse des Torti; er hielt eine Anrede an sie über die gute Gelegenheit, die Gott ihnen und ihm darbiete, einmal für den Dienst der Nebenmenschen einzustehen, die sie so sehr unterdrückt und geängstigt hätten, und mit dem ihm so natürlichen Befehlshabertone, der die Zuversicht ausdrückte, daß er Gehorsam finden werde, verkündigte er ihnen im Allgemeinen, was sie zu thun hätten, und vor Allem schrieb er ihnen vor, wie sie sich

verhalten sollten, damit die Leute, welche ihre Zuflucht in die Veste nähmen, in ihnen nur Freunde und Beschützer sehen möchten. Er ließ dann die Feuer-, Schlag- und Stichwaffen aus einer Dachkammer, wo sie seit lange aufbewahrt gewesen waren, herbeitragen und an sie austheilen. Er ließ seinen Bauern und Pächtern im Thale sagen, daß, wer da immer den guten Willen habe, bewaffnet auf die Veste kommen sollte; denen, die keine Waffen hatten, gab er welche. Er wählte einige zu Officieren, die andere unter ihren Befehlen haben sollten; er stellte Posten auf am Eingang und andern Punkten des Thales, auf dem steilen Burgweg, an den Thoren der Veste; setzte die Stunden und die Art und Weise der Ablösung der Posten fest, wie in einem Feldlager, und wie er es in der Veste, in den Tagen seines verzweifelten Lebens thun zu lassen gewohnt war.

In dem Winkel jenes Dachzimmers ganz abgesondert standen die Waffen, die er selbst getragen hatte; jene berüchtigte Büchse, Musketen, Schwerter, Degen, Pistolen, große lange Messer, Dolche auf dem Boden umherliegend oder an die Wand gelehnt. Keiner der Diener rührte sie an; aber sie fragten den Herrn alle, welche man ihm bringen sollte. „Gar keine,“ antwortete er: und sei es nun ein Gelübde oder ein sonstiger Vorsatz gewesen, er blieb stets unbewaffnet an der Spitze jener Art von Besatzung.

Zur selben Zeit hatte er andere Dienstleute, Männer und Weiber in Bewegung gesetzt, im Schlosse Wohnungen herzurichten für so viele Personen, als nur möglich; Betten aufzustellen, Strohsäcke und Matrazen

in die Zimmer und Säle bringen zu lassen, welche zum Schlafen bestimmt waren. Auch hatte er Befehl gegeben, daß hinreichende Vorräthe angeschafft würden, um die Gäste zu beköstigen, die der Himmel ihm zusenden würde, und die in der That von Tag zu Tag sich zahlreicher einfanden. Er selbst blieb nie ruhig; bald war er in, bald außer der Veste, bald oben, bald unten am Burgweg, bald durchstrich er das Thal, um die Posten zu bestimmen, zu verstärken, zu visitiren, um zu sehen und sich sehen zu lassen, um mit Worten, mit Blicken, durch seine Gegenwart alles in Ordnung zu bringen und in Ordnung zu erhalten. Zu Hause, auf der Straße empfing er die Ankömmlinge, und alle, ob sie ihn nun schon gesehen hatten, oder zum ersten Male sahen, betrachteten ihn außer sich vor Verwunderung, und vergaßen auf einen Augenblick den Jammer und den Schrecken, der sie da heraufgetrieben hatte, und wenn er von ihnen schied und seines Weges ging, so kehrten sie sich um und sahen ihm lange nach.

Dreißigstes Kapitel.

Obgleich der größte Zulauf nicht von der Seite erfolgte, von welcher unsere drei Flüchtlinge dem Thale sich näherten, sondern von der entgegengesetzten Thalmündung, so trafen sie doch allmälig Reise- und Unglücksgefährten, die von den Fuß- und Seitenwegen her in die Straße eingebogen hatten und noch immer

einbogen. In ähnlichen Umständen scheint es, als ob alle, die sich begegnen, schon von lange her sich kennten. Jedesmal, wenn das Fuhrwerk einen Fußgänger eingeholt hatte, tauschte man Fragen und Antworten aus. Der eine hatte sich, wie unsre Leute, aus dem Staube gemacht, ohne die Ankunft der Soldaten abzuwarten; ein anderer hatte noch die Trommeln und Trompeten gehört; ein dritter hatte sie gesehen, und beschrieb sie, wie Erschrockene zu beschreiben pflegen.

„Wir sind noch glücklich," sagten die Frauen: „Gott sei Dank. Wenn auch unsere Habseligkeiten verloren sind, so sind wir doch mit heiler Haut davon gekommen."

Allein Don Abbondio fand nicht, daß man Grund habe, sich zu freuen; ja der große Zulauf und der noch größere, der, wie er hörte, von der andern Seite her eintraf, fing an, seine Besorgniß zu erregen. „O was ist das für eine Geschichte," brummte er zu den Frauen hin, als Niemand mehr in der Nähe war: „o was ist das für eine Geschichte! Begreift Ihr's denn nicht? wenn so viele Leute an einem Orte sich sammeln, so ist es, als ob man die Soldaten mit Gewalt hinziehen wollte! Alle verstecken, alle schleppen fort; in den Häusern bleibt gar nichts mehr; da werden sie glauben, die Schätze seien da oben. Sie kommen ganz sicherlich. „O ich Armer! Wohin bin ich gerathen?"

„O! sie haben andere Dinge zu thun, als da herauf zu kommen," sagte Perpetua: „sie müssen auch ihren Wegen nachgehen. Und dann habe ich immer sagen hören, daß es besser ist, wenn in Gefahren ihrer Viele beisammen sind."

„Ihrer viele? ihrer viele?“ versetzte Don Abbondio: „einfältiges Ding! wißt Ihr nicht, daß ein einziger Lanzknecht es mit hundert solcher Leute aufnimmt? Und wenn sie gar Tollheiten machen wollten, das wäre ein schönes Vergnügen das! sich mitten in einer Schlacht zu befinden. O, ich Armer! es wäre doch besser gewesen, auf die Berge zu flüchten. Warum rennen denn alle an einen Ort hin! .... Lästige Leute das,“ murmelte er leise: „und immer geht's fort und fort, eins hinter dem andern, wie vernunftlose Schafe.“

„Auf diese Weise,“ sagte Agnes, „könnten die Leute auch das nämliche von uns sagen.“

„Schweigt doch stille,“ versetzte Don Abbondio: „das Geschwätz hilft doch nichts. Was geschehen ist, ist geschehen; wir sind einmal drinn, nun müssen wir's haben. Es wird kommen, wie die Vorsehung will; Gott gebe, daß es gnädig ablaufe.“

Aber es kam noch schlimmer, denn beim Eintritt in's Thal sah er einen starken Posten von Bewaffneten, theils unter der Thüre eines Hauses, theils in den untern Stuben, es sah aus wie eine Kaserne. Er schaute verstohlen hinüber: es waren nicht mehr jene Gesichter, die er bei seinem ersten schmerzhaften Gang zu sehen bekommen hatte, und wenn es dieselben waren, so waren sie ganz verändert; aber bei alledem ist es nicht zu beschreiben, wie verdrießlich ihm der Anblick war. — O, ich Armer! — dachte er: — seht da, sie machen wirklich Tollheiten. Aber es konnte nicht anders sein, ich hätte es von einem Manne dieses Schlags zum Voraus wissen sollen. Aber was will er denn thun? Will er Krieg führen? Will er den König spielen? O ich Armer!

Unter Umständen, da man sich in die Erde verkriechen möchte, sucht er sich auf alle Art bemerkbar zu machen, Lärm zu schlagen; es ist gerade, als wenn er sie einladen wollte! —

„Seht Ihr jetzt, hochwürdiger Herr," sagte Perpetua: „was das für brave Leute sind, die uns gewiß zu vertheidigen wissen werden. Nun sollen die Soldaten nur kommen, die da sind nicht, wie unsere Hasenfüße, die zu nichts gut sind, als zum Davonlaufen."

„Schweigt doch still," sagte Don Abbondio mit leiser aber grimmiger Stimme: „schweigt doch, Ihr wißt gar nicht, was Ihr redet. Bittet den Himmel, daß die Soldaten fortmarschiren und nicht erfahren mögen, was man hier treibt, und daß man dieses Schloß wie eine Festung ausrüstet. Wißt Ihr nicht, daß es das Handwerk der Soldaten ist, Festungen einzunehmen? Sie verlangen nichts anderes; für sie ist das Sturmlaufen wie ein Gang zur Hochzeit; weil alles ihnen gehört, was sie vorfinden, und die Leute lassen sie über die Klinge springen. O ich Armer! doch genug, ich will mich umsehen, ob man sich nicht durch diese Schluchten retten kann. Denn bei einer Schlacht sollen sie mich nicht erwischen: o! in eine Schlacht lass' ich mich nicht ein."

„Ihr fürchtet Euch also noch, wenn man Euch beisteht und Euch vertheidigt . . . ." fing Perpetua wieder an; aber Don Abbondio unterbrach sie barsch, jedoch immer leise; „so schweiget doch, und hütet Euch wohl, dies Gespräch nicht weiter zu erzählen. Erinnert Euch, daß man hier immer eine heitere Miene machen und alles billigen muß, was man sieht."

Bei der bösen Nacht trafen sie einen zweiten Posten von Bewaffneten, vor denen Don Abbondio höflich den Hut abnahm, indem er bei sich sagte: — o weh, o weh! ich bin in ein förmliches Feldlager hineingerathen! — Hier machte das Fuhrwerk Halt; sie stiegen ab. Don Abbondio bezahlte eilends, entließ den Fuhrmann und stieg mit seinen beiden Gefährtinnen den Berg hinan, ohne ein Wort zu sprechen. Der Anblick dieser Oertlichkeit erweckte in seinem Geiste die Erinnerung an die Angst, die er das erste Mal hier ausgestanden hatte und steigerte seine jetzige. Agnes, die diese Gegend noch nie gesehen, und sich ein phantastisches Bild davon entworfen hatte, das jedesmal vor ihre Seele trat, wenn sie an Lucia's schreckliche Reise dachte, kam jetzt, da sie sie vor sich sah, wie sie wirklich war, gleichsam zu dem erneuten und lebhafteren Gefühle jener schmerzlichen Erinnerungen. „O, Herr Pfarrer!" rief sie aus: „wenn ich daran denke, daß meine arme Lucia diese Straße gezogen ist! . . . ."

„Wollt Ihr schweigen? Unverständiges Weib!" schrie ihr Don Abbondio in's Ohr: „sind das Reden, die man hier führen kann? Wißt Ihr denn nicht, daß wir hier in seinem Hause sind? Es ist ein Glück, daß Euch jetzt Niemand hört; wenn Ihr aber in dieser Weise fortschwatzt . . . ."

„O!" sagte Agnes: „nun, da er ein Heiliger ist . . . .!"

„So schweigt doch," versetzte Don Abbondio: „glaubt Ihr, den Heiligen könne man ohne Rücksicht alles sagen, was einem in den Kopf kömmt? Denket vielmehr an das Gute, das er Euch erwiesen hat."

„O! was das betrifft, so habe ich schon daran gedacht. Glaubt Ihr denn, ich habe nicht auch ein wenig Lebensart?“

„Lebensart ist, keine Dinge zu sagen, die mißfallen können, besonders gegen einen Mann, der nicht gewohnt ist, sich derlei sagen zu lassen. Merkt es euch, ihr beiden, daß hier nicht der Ort ist, Klatschereien zu machen und alles zu sagen, was einem einfällt. Es ist das Haus eines großen Herrn, das wißt ihr nun, ihr seht auch, daß rings umher Dienerschaft ist; dann kommen die verschiedenartigsten Leute hieher; darum seid vernünftig, wenn ihr könnt; man muß die Worte auf die Wagschale legen, vor Allem aber wenig reden und nur was die Noth erfordert; denn durch Schweigen kann man sich niemals verfehlen.“

„Ihr, Herr Pfarrer, macht es noch schlimmer mit allen Euern ....“ entgegnete Perpetua.

„Aber so seid doch stille!“ schrie Don Abbondio halblaut; zugleich zog er den Hut ab und machte einen tiefen Bückling: denn da er in die Höhe schaute, sah er den Ungenannten, der den Berg herab auf sie zu kam. Auch dieser hatte den Don Abbondio gesehen und erkannt, und beschleunigte seine Schritte, um ihm entgegen zu gehen.

„Herr Pfarrer,“ sagte er, als er ihm nahe war, „ich hätte gewünscht, Euch mein Haus bei einer fröhlichern Veranlassung anzubieten; aber in jeder Weise freut es mich, Euch in Etwas nützlich sein zu können.“

„Im Vertrauen auf Eure große Güte, gnädiger Herr,“ antwortete Don Abbondio, „habe ich es gewagt, Euch unter diesen traurigen Umständen beschwerlich

zu fallen: und, wie Ihr sehet, gnädiger Herr, habe ich mir auch die Freiheit genommen, Gesellschaft mitzubringen. Diese hier ist meine Haushälterin . . . ."

„Willkommen," sagte der Ungenannte.

„Und jene," fuhr Don Abbondio fort, „ist eine Frau, der Ihr, gnädiger Herr, schon Gutes erwiesen habt. Die Mutter jener . . . jener . . ."

„Lucia's," sagte Agnes.

„Lucia's!" rief der Ungenannte aus, indem er sich mit gesenktem Haupte gegen Agnes wendete. „Gutes, ich! Ewiger Gott! Ihr, Ihr erweiset mir Gutes, da Ihr hieher . . . zu mir . . . in dieses Haus kommt. Seid mir willkommen, Ihr bringt den Segen herein."

„O, gerechter Gott!" sagte Agnes, „ich falle Euch beschwerlich. Auch," fuhr sie fort, indem sie sich seinem Ohre näherte, „habe ich mich bei Euch noch zu bedanken . . . ."

Der Ungenannte unterbrach sie und erkundigte sich liebevoll nach Lucia; und nachdem er erfahren hatte, wie es ihr gehe, so wendete er sich, um seine neuen Gäste in die Veste zu geleiten, was er, trotz ihres höflichen Widerstrebens, auch that. Agnes warf dem Pfarrer einen Blick zu, der sagen wollte: nun so seht doch zu, ob es nöthig sei, daß Ihr Euch zwischen uns beiden zum Mittler aufwerft. „Sind sie schon in Eurer Pfarrei angekommen?" fragte ihn der Ungenannte.

„Nein, gnädiger Herr, ich habe die Teufel nicht abwarten wollen. Der Himmel weiß, ob ich lebendig ihren Händen hätte entkommen können, um Euer Gnaden hier beschwerlich zu fallen."

„Nun, so fasset Muth," versetzte der Ungenannte:

„jetzt seid Ihr sicher. Da herauf werden sie nicht kommen; und wenn sie es probiren wollten, so sind wir bereit, sie zu empfangen."

„Hoffen wir, daß sie nicht kommen," sagte Don Abbondio. „Aber ich höre," fügte er hinzu, indem er mit dem Finger auf die Berge hinwies, die auf der entgegengesetzten Seite das Thal einschloßen, „ich höre, daß auch auf jener Seite ein anderer Haufe Kriegsvolk umher schweife; wenn nur . . . . wenn nur . . . ."

„Es ist wahr," antwortete der Ungenannte: „aber zweifelt nicht, daß wir auch ihnen zu Diensten stehen."

— Zwischen zwei Feuern, — sagte Don Abbondio bei sich: — wahrhaftig zwischen zwei Feuern. Wohin habe ich mich schleppen lassen! Und von zwei Vetteln. Der scheint ordentlich hineinwaten zu wollen! O was für Leute gibt es doch in der Welt. —

Nachdem sie in die Veste eingetreten waren, ließ der Herr Agnes und Perpetua in eine Stube der, den Frauen angewiesenen, Wohnung führen, welche im hintern, auf einem vorspringenden vereinzelten Felsen, über einem Abgrund stehenden Theile des Gebäudes, drei Seiten des zweiten Hofes einnahm. Die Männer wohnten in den beiden Seitenflügeln des ersten Hofes rechts und links, und in jenem, der nach der Ebene zu sah. Das Mittelgebäude, welches die beiden Höfe absonderte, und einen breiten, dem Haupteingange gegenüberliegenden Gang hatte, durch welchen man von einem Hofe in den andern gehen konnte, enthielt die Vorräthe, und diente theilweise als Niederlage für die Habseligkeiten, welche die Flüchtlinge hier oben in Sicherheit bringen wollten. Von den für die Männer bestimmten Räumen

waren einige Zimmer für die Geistlichen bestimmt, die etwa kommen sollten. Der Ungenannte begleitete den Don Abbondio persönlich dahin, und dieser war der erste, welcher dort einzog.

Drei= oder vierundzwanzig Tage hielten sich unsere Flüchtlinge inmitten einer fortwährenden Bewegung und in zahlreicher Gesellschaft, die in den ersten Tagen stets zugenommen hatte, auf der Veste auf, ohne daß jedoch etwas Merkwürdiges sich zugetragen hätte. Es verging vielleicht kein Tag, ohne daß man zu den Waffen gegriffen hätte. Da hatte man Lanzknechte, dort Streifreiter gesehen. Bei jeder solchen Meldung sendete der Ungenannte Kundschafter aus, und wenn's nöthig schien, nahm er selbst Leute mit sich, die er hiezu immer in Bereitschaft hielt und rückte mit ihnen aus dem Thale nach jener Seite hin, von wannen die angebliche Gefahr drohte. Und es nahm sich seltsam aus, eine Schaar tüchtiger, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneter Bursche wie Soldaten in Reih und Glied aufgestellt zu sehen, die von einem Manne ohne Waffen angeführt wurden. Meistens waren es blos Fouragierer und zerstreute Plünderer, welche sogleich Reißaus nahmen. Als man aber einmal etliche solcher Kerle verjagte, um ihnen das Wiederkommen zu entleiden, wurde dem Ungenannten gemeldet, daß ein benachbartes Dörfchen überfallen worden sei und ausgeplündert werde. Es waren Lanzknechte von verschiedenen Fähnlein, die, zurückgeblieben um zu plündern, sich vereiniget hatten und unversehens über die Ortschaften herfielen, in deren Nähe das Heer vorüberzog; sie plünderten die Einwohner und drangsalirten

sie auf jegliche Weise. Der Ungenannte hielt eine kurze Anrede an seine Leute und führte sie in jenes Dörfchen.

Sie kamen ganz unerwartet. Als das Gesindel, das nur auf Beute auszugehen vermeint war, eine geschlossene und kampfbereite Schaar sich über den Hals kommen sah, ließ es vom Plündern ab und entfloh in der Richtung, von wannen es gekommen war, ohne daß einer auf den andern wartete. Der Ungenannte verfolgte sie eine Strecke weit; dann ließ er Halt machen, blieb einige Zeit, ob er etwas Neues sähe und kehrte endlich um. Und als er in das gerettete Dörfchen einzog, ist nicht zu sagen, mit welchem Beifallsrufe und welchen Segnungen die Befreier und ihr Anführer aufgenommen wurden.

In der Veste entstand unter dieser durch Zufall zusammengewürfelten Menge von Personen, die an Stand, Sitten, Geschlecht und Alter so verschieden waren, niemals eine Unordnung von Belang. Der Ungenannte hatte an verschiedenen Orten Wachen aufgestellt, die alle darauf bedacht waren, jede Ungehörigkeit mit jenem Diensteifer zu verhindern, den ein jeder in Allem anwendete, worüber er ihm Rechenschaft abzulegen hatte.

Auch hatte er die Geistlichen und die angesehenen Leute, welche sich unter den Flüchtlingen befanden, ersucht, herum zu gehen und gleichfalls Aufsicht zu führen. Und so oft er konnte, machte er selbst die Runde und zeigte sich überall; aber auch in seiner Abwesenheit diente der Gedanke, in wessen Haus man sich befinde, jedem zum Zügel, der dessen etwa bedurfte. Uebrigens waren es fast lauter Flüchtlinge, die darum im Allgemeinen der Ruhe zugeneigt waren: der Gedanke an Hab und Gut,

bei einigen auch an Verwandte und Freunde, die in der Gefahr verblieben waren, die Nachrichten, die von außen einliefen und die Gemüther betrübten, erhielten und steigerten jene Stimmung immer mehr.

Es gab aber darunter auch heitere Köpfe, Menschen von festerer Beschaffenheit und frischerem Muthe, die jene Tage in Fröhlichkeit hinzubringen suchten. Sie hatten ihre Häuser verlassen, weil sie nicht stark genug waren sie zu vertheidigen; aber sie hatten darum keine Lust, über etwas zu weinen und zu seufzen, was nun einmal nicht zu ändern war; noch in der Einbildung die Verheerung sich vorzustellen und zu betrachten, die sie noch früh genug mit ihren leiblichen Augen würden ansehen müssen. Befreundete Familien waren mit einander gegangen oder hatten sich da oben zusammen gefunden; neue Freundschaften wurden geschlossen; die ganze Flüchtlingsschaar hatte sich je nach Laune und nach Gewohnheiten in Gruppen getheilt. Wer Geld hatte und bescheiden war, der ging, um zu Mittag zu speisen, in's Thal hinab, wo unter den damaligen Umständen in der Eile einige Wirthschaften errichtet worden waren: in einigen derselben wechselten die Bissen mit Seufzern ab, und es war nicht erlaubt, von etwas anderem als von Unglück zu reden; in andern erwähnte man des Unglücks nur, um zu sagen, man brauche nicht daran zu denken. Wer den Aufwand nicht machen konnte oder nicht machen wollte, an den theilte man im Schlosse Brod, Suppe und Wein aus; außer einigen Tischen, die jeden Tag für jene gedeckt wurden, welche der Herr ausdrücklich eingeladen hatte, und unter dieser Zahl waren auch unsere Leute.

Agnes und Perpetua hatten sich, um ihr Brod nicht umsonst zu essen, zu den Diensten verwenden lassen wollen, die eine so großartige Gastfreundschaft erforderte; und sie brachten damit wirklich einen großen Theil des Tages, den Rest aber unter Geplauder mit gewissen Freundinnen, die sie sich gemacht hatten, oder mit Don Abbondio zu. Dieser hatte nichts zu thun, aber doch langweilte er sich nicht; die Furcht leistete ihm Gesellschaft. Die Furcht vor einem Sturm auf die Veste, glaube ich, war ihm so ziemlich vergangen, oder wenn auch noch ein Restchen davon übrig blieb, so war es die, welche ihn am wenigsten belästigte; denn jedesmal, wenn er daran dachte, mußte er einsehen wie wenig sie begründet sei. Aber das Bild des Landes ringsumher, von allen Seiten von Soldatenvolk überschwemmt, die Waffen und die Bewaffneten, die er immer um sich sah, ein Castell, dieses Castell, der Gedanke an so viele Dinge, die unter solchen Umständen jeden Augenblick entstehen konnten, alles das hielt ihn in einem unbestimmten, allgemeinen, beständigen Schrecken befangen; des Kummers ganz zu geschweigen, den ihm der Gedanke an sein armes Pfarrhaus verursachte. In der ganzen Zeit, die er in diesem Asyle zubrachte, entfernte er sich nie weiter davon, als etwa einen Büchsenschuß; den steilen Burgweg aber betrat er mit keinem Fuße. Sein einziger Spaziergang ging nach der Ebene vor dem Schlosse hin, und von da bald nach der einen, bald nach der andern Seite desselben, um in die Abhänge und Schluchten hinab zu gucken und auszukundschaften, ob nicht etwa ein gangbarer Paß, eine Art von Fußweg da sei, mittelst dessen man im Falle eines Angriffes sich ein Versteck

suchen könnte. Vor allen seinen Fluchtgenossen machte er tiefe Bücklinge oder grüßte sie aufs höflichste; aber er ging mit sehr wenigen um: wie wir schon gesagt haben, unterhielt er sich mit den beiden Frauen; zu ihnen ging er, wenn er sich Luft machen wollte; selbst auf die Gefahr hin, daß ihm Perpetua zuweilen in die Rede falle und auch Agnes ihn beschäme. Bei Tisch, wo er nicht lange sitzen blieb und sehr wenig sprach, hörte er dann die Nachrichten über den schrecklichen Durchzug, welche jeden Tag entweder von Dorf zu Dorf und von Mund zu Mund einliefen, oder von irgend einem herauf gebracht wurden, der im Anfange hatte zu Hause bleiben wollen, schließlich aber doch entfloh, ohne etwas, auch nur das Allernöthigste, retten zu können: und jeden Tag hörte man eine neue Unglücksgeschichte. Einige Neuigkeitskrämer von Profession sammelten emsig alle Gerüchte, sichteten alle Berichte und theilten dann den andern das Wesentliche davon mit. Man stritt sich darüber, welche Regimenter es am tollsten trieben, ob die Cavallerie oder die Infanterie schlimmer sei; man wiederholte, so gut man konnte, gewisse Namen von Anführern; von einigen erzählte man die frühern Thaten, man zählte die Nachtquartiere und Märsche auf: an dem und dem Tag hatte das und das Regiment über die und die Dörfer sich verbreitet, morgen würde es über die und die andern herfallen, wo unterdessen das und das andere wie der Teufel oder noch ärger gehaust habe. Vor Allem suchte man Erkundigungen einzuziehen, und man führte Buch über die Regimenter, die nach und nach über die Brücke von Lecco marschirten, weil man diese als abmarschirt und außerhalb Landes befindlich

betrachten konnte. Es zogen hinüber Wallensteins Reiter, Merode's Fußvolk, die Anhaltische Reiterei, die Infanterie Brandenburgs, dann Montecuccoli's und Ferrari's Reiter; es zogen hinüber Altringer, Fürstenberg, Colloredo, die Croaten, Torquato, Conti und andere mehr; als es dem Himmel gefiel, zog auch Galosso hinüber, der der letzte war. Das fliegende Corps der Venetianer war abmarschirt, und das ganze Land zur Linken und zur Rechten war frei. Schon hatten die Flüchtlinge aus den zuerst überzogenen und geräumten Ortschaften die Veste verlassen, und jeden Tag zogen andere ab: wie man nach einem herbstlichen Gewitter von den belaubten Aesten eines großen Baumes die Vögel wegfliegen sieht, die dort Schutz gesucht hatten. Ich glaube, daß die drei Unserigen die letzten waren, welche fortgingen, und zwar auf Don Abbondio's Verlangen, welcher fürchtete, er möchte, wenn er sogleich nach Hause ginge, in der Umgegend auf zurückgebliebene Lanzknechte stoßen, die sich von der Nachhut des Heeres weggeschlichen haben konnten. Perpetua hatte gut sagen, je länger man zögere, desto mehr Gelegenheit gebe man den einheimischen Spitzbuben in's Haus einzudringen, um den etwaigen Ueberrest wegzutragen; wann es sich darum handelte, seine Haut zu wahren, war es immer Don Abbondio, der die Oberhand behielt; soferne er nicht wegen Nähe der Gefahr den Kopf ganz verloren hatte.

Nachdem der Tag für die Abreise festgesetzt worden war, ließ der Ungenannte bei der bösen Nacht eine Kutsche in Bereitschaft halten, in welche er eine Ausstattung an Weißzeug für Agnes hatte packen lassen. Er nahm sie auf die Seite und drang ihr ein Päckchen

Scudi auf, um die Verwüstung gut zu machen, die sie zu Hause etwa vorfinden würde; obgleich sie, mit der Hand auf die Brust schlagend, fortwährend rief: sie habe da noch von den vorigen übrig.

„Wenn Ihr Eure gute arme Lucia wieder sehen werdet . . . .“ sagte er ihr schließlich: „ich weiß schon, daß sie für mich betet, weil ich ihr so viel Böses zugefügt habe: sagt ihr also, daß ich ihr danke und zu Gott vertraue, daß ihr Gebet auch ihr zum Segen ausschlagen werde.“

Er wollte hierauf die drei Gäste bis zur Kutsche begleiten. Die unterthänige, herzinnige Danksagung Don Abbondio's und die Complimente Perpetua's kann sich der Leser vorstellen. Sie reisten ab und kehrten, der Verabredung gemäß, aber ohne auch nur sich niederzusetzen, im Hause des Schneiders ein, wo sie hundert Dinge über den Durchmarsch erzählen hörten: die alte Geschichte von Raub, Mißhandlungen, Verwüstungen, Schweinereien; aber hieher waren sie zum guten Glücke nicht gekommen.

„Ach Herr Pfarrer!“ sagte der Schneider, indem er ihm zum Aufsteigen den Arm reichte: „Man könnte über eine derartige Verheerung Bücher drucken lassen.“

Nach einer kleinen Strecke Weges bekamen unsere Reisenden mit eigenen Augen ein Müsterchen von dem zu sehen, was sie schon so oft hatten beschreiben hören: abgelesene Weinberge, die aber nicht wie nach der Weinlese, sondern wie nach einem mit Sturm und Hagel sich entladenden Gewitter aussahen: Rebstöcke am Boden liegend, entlaubt und zerrissen, die Pfähle ausgerissen, der Boden zerstampft und mit Spänen, Blättern und

Rebschoßen bestreut; die Bäume zerspalten und mit abgeschnittenen Kronen; die Umzäunungen voller Lücken; die Gatter weggeschleppt. In den Dörfern eingestoßene Thüren, zerschlagene Fenster, Trümmer aller Art, Lumpen haufenweise oder auf der Straße umhergestreut; eine drückende Luft, stinkender Qualm, der aus den Häusern herausdrang; von den Landleuten warf der eine Unrath heraus, ein zweiter suchte Thür und Fenster wieder zusammenzuflicken; andere standen auf Haufen und jammerten mit einander, und beim Vorüberfahren der Kutsche streckten sie rechts und links die Hände zum Kutschenschlag herein, um Almosen zu begehren.

Mit diesen Bildern, die bald vor ihren Augen standen, bald ihrer Einbildung sich darstellten, und in der Erwartung, die gleiche Verwüstung in ihren Häusern anzutreffen, kamen sie an, und fanden wirklich, was sie erwartet hatten.

Agnes ließ die Bündel in einer Ecke des Höfchens abstellen, welche der sauberste Ort des Hauses geblieben war; dann machte sie sich daran, es auszufegen, die wenigen Sachen, die sie ihr gelassen hatten, zusammen zu lesen und wieder zu reinigen; sie ließ einen Tischler und einen Zimmermann rufen, um die gröbsten Schäden auszubessern, und während sie dann das ihr verehrte Weißzeug Stück für Stück musterte und die neuen Goldstücke zählte, sagte sie bei sich: — ich bin gut weggekommen, Gott und der heiligen Jungfrau und dem guten Herren sei's gedankt; ich kann wahrhaftig sagen, daß ich bei allem Unglück noch gut weggekommen bin. —

Don Abbondio und Perpetua treten in's Haus,

ohne den Schlüssel zu gebrauchen; bei jedem Schritt, den sie im Gange vorwärts thun, fühlen sie einen Modergeruch, einen giftigen, pestartigen Gestank zunehmen, der sie zurückschlägt; mit der Hand vor der Nase gehen sie zur Küchenthür; sie gehen auf den Zehen hinein und gucken erst vorsichtig, wo sie hintreten sollen, um so gut wie möglich den Schweinereien auszuweichen, die den Fußboden bedecken; dann schauen sie umher. Nichts war mehr ganz; aber da und dort, in jedem Winkel, sah man Ueberreste und Bruchstücke von dem, was es gewesen: Flaum und Federn von Perpetua's Hühnern, Weißzeugfetzen, Blätter aus den Kalendern Don Abbondio's, Scherben von Töpfen und Tellern, alles auf einander oder zerstreut. Nur auf dem Herde konnte man die Anzeichen einer umfassenden Plünderung zusammengedrängt wahrnehmen, wie vielerlei Gedanken, die ein artiger Mann in einem gedehnten Redesatze anzudeuten versucht. Es war da, sage ich, ein Ueberrest von halb verkohlten Hölzern und Hölzchen, die noch erkennen ließen, daß sie einst eine Stuhllehne, ein Tischfuß, eine Kastenthür, ein Bettbrett, eine Daube von dem Fäßchen gewesen, das den Wein enthalten, womit Don Abbondio seinen Magen zu stärken pflegte. Das Uebrige war Asche und Kohlen, und mit eben diesen Kohlen hatten die Verderber Fratzen auf die Wand gekritzelt, die sie durch gewisse Käppchen, Tonsuren und Täfelchen als Priester gekennzeichnet und sich dabei alle Mühe gegeben hatten, sie recht abscheulich und lächerlich darzustellen; ein Vorhaben, das solchen Künstlern nicht leicht mißlingen konnte.

„O die Sauhunde!“ rief Perpetua aus. „Ach die

Schurken!" schrie Don Abbondio, und beide flüchteten sich durch einen andern Ausgang, der in den Garten führte. Sie schöpften wieder frische Luft und gingen schnurgerade auf den Feigenbaum los; aber schon bevor sie hin kamen, sahen sie, daß die Erde aufgegraben sei und beide stießen zu gleicher Zeit einen Schrei aus; angekommen, trafen sie wirklich, anstatt des Schatzes, das offene Loch. Nun gab's Ach und Weh: Don Abbondio fing an, mit Perpetua zu zanken, daß sie das Geld nicht besser versteckt habe; ihr könnt denken, daß diese dazu nicht stille geschwiegen. Nachdem beide mit ausgestrecktem Arme, den Zeigefinger auf das Loch gerichtet, eine Weile gegen einander geschrieen hatten, gingen sie brummend in's Haus zurück; ihr könnt euch vorstellen, daß sie überall ungefähr den gleichen Zustand vorfanden. Sie mußten sich, ich weiß nicht wie lange, bemühen, das Haus wieder zu säubern und zu reinigen; auch mußten sie, wer weiß wie lange, wie im Feldlager wohnen und sich behelfen so gut oder so schlecht sie konnten, bis sie sich mit dem von Agnes entlehnten Gelde wieder nach und nach eingerichtet hatten. In der Folge wurde dies Unglück noch eine Saat anderer Verdrießlichkeiten; denn durch Bitten, Fragen, Nachforschen und Spioniren gelang es Perpetua zu erfahren, daß gewisse Hausgeräthschaften ihres Herrn, die man als von den Soldaten geraubt oder zerstört angenommen hatte, ganz unversehrt in den Häusern gewisser Dorfleute sich befanden; und da lag sie nun dem Herrn immerwährend in den Ohren, er solle sich hören lassen und sein Eigenthum zurückfordern.

Eine unangenehmere Saite konnte man bei Don Abbondio nicht anschlagen, dieweil sein Eigenthum in den Händen von Schelmen, das heißt von solchen Leuten sich befand, mit denen er durchaus im Frieden zu leben verlangte.

„Wenn ich aber nun nichts von diesen Sachen hören will?" sagte er. „Wie oft muß ich's wiederholen: Hin ist hin, verloren ist verloren. Soll ich mich noch dazu kreuzigen lassen, weil mir das Haus ausgestohlen worden ist?"

„Ihr ließet Euch wahrhaftig die Augen aus dem Kopfe nehmen," sagte Perpetua. „Andern zu stehlen, das ist Sünde; bei Euch aber ist es Sünde, nicht zu stehlen."

„Aber so seht doch, was das für ein ungeschicktes Geschwätz ist!" versetzte Don Abbondio; „wollt Ihr jetzt still schweigen?"

Perpetua schwieg still, aber nicht auf einmal, und von Allem nahm sie Veranlassung, wieder von vorne anzufangen, so daß der arme Mann sich zuletzt gezwungen sah, seine Klagen an sich zu halten, wenn er wahrnahm, daß etwas fehle, was er gerade gebraucht hätte; denn es war ihm mehr als einmal begegnet, daß er hören mußte: „Geht nur und holt's bei dem und dem; der hat's, und er würde es nicht so lange behalten haben, wenn er's nicht mit einem so guten Herrn zu thun hätte."

Eine andere und lebhaftere Unruhe verursachte ihm die Wahrnehmung, daß tagtäglich vereinzelte Soldaten durchpassirten, wie er nur zu richtig vermuthet hatte; daher schwebte er in beständiger Angst, irgend einen

oder wohl gar eine ganze Compagnie vor seiner Hausthür aufmarschiren zu sehen, die er vor allen Dingen schleunig hatte wieder herstellen lassen und seitdem sorgfältig verschlossen hielt; aber, dem Himmel sei's gedankt, dies geschah nicht. Noch hatte aber dieser Schrecken nicht aufgehört, als ein neuer dazu kam.

Hier wollen wir aber den armen Mann verlassen; es handelt sich von etwas ganz anderem, als von seiner Privatbesorgniß, als von den Drangsalen einiger Dörfer oder von einem vorübergehenden Ungemach.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Pest, von der die Gesundheitsbehörde besorgt hatte, sie könnte mit den deutschen Banden in's mailändische Gebiet eindringen, war wirklich eingedrungen, wie männiglich bekannt; gleichfalls männiglich bekannt ist, daß sie da nicht stehen blieb, sondern einen großen Theil Italiens überfiel und entvölkerte. Dem Faden unserer Geschichte folgend, gehen wir zur Erzählung der Hauptereignisse jenes schrecklichen Unglücks über, beschränken uns jedoch auf das Mailändische oder vielmehr auf die Stadt Mailand; denn beinahe ausschließlich von der Stadt handeln die Geschichtsquellen jener Zeit, wie dies aus guten und schlechten Gründen beinahe immer und überall der Fall ist. Und bei dieser Erzählung ist es, die Wahrheit zu gestehen, unser Zweck, nicht bloß den Zustand zu schildern, in welchen unsere Helden und Heldinnen sich versetzt finden werden,

sondern zugleich, so gut wir es vermögen, einen Abschnitt aus der vaterländischen Geschichte abzuhandeln, der mehr berühmt als gekannt ist.

Unter den vielen gleichzeitigen Berichten ist keiner, der an sich genügte, eine deutliche geordnete Vorstellung davon zu geben; wie aber auch keiner darunter ist, der nicht mit dazu beitrüge, sich eine solche zu bilden. In jedem dieser Berichte, ohne den des Ripamonti *) auszunehmen, der an Reichhaltigkeit und Auswahl der Thatsachen, und in der Art, sie zu beobachten, alle übertrifft, in jedem sage ich, sind wesentliche Thatsachen ausgelassen, die in andern verzeichnet sind; in jedem sind thatsächliche Irrthümer, die man mit Hilfe irgend eines andern, oder jener wenigen veröffentlichten oder nicht veröffentlichten Akten der Regierung erkennen und berichtigen kann; oft kann man aus dem einen die Ursachen ersehen, deren Wirkungen man in einem andern ohne die Ursachen aufgeführt findet. In allen herrscht eine auffallende Verwirrung in Ansehung der Zeiten und der Dinge; es ist ein immerwährendes Gehen und Kommen, wie auf's Gerathewohl, ohne allgemeinen Plan, ohne Plan in den Einzelnheiten; ein Charakter, der übrigens in den Büchern jener Zeit, besonders in den in der Volkssprache geschriebenen Schriften, wenigstens in Italien, ganz allgemein und hervorstechend ist; ob auch im übrigen Europa, das werden die Gelehrten wissen, wir vermuthen es. Kein späterer Schriftsteller

*) Josephi Ripamontii, canonici scalensis, chronistae Mediolani de peste quae fuit anno 1630, libri V. Mediolani 1640 Apud Malatestas.

hat es sich zur Aufgabe gemacht, jene Berichte zu prüfen und mit einander zu vergleichen, um eine zusammenhängende Reihe von Ereignissen, eine Geschichte jener Pest daraus zu schaffen, so daß die Vorstellung, die man sich gemeiniglich davon macht, nothwendiger Weise eine sehr ungewisse und verworrene sein muß; eine unbestimmte Vorstellung großer Uebel und großer Irrthümer (und wahrlich, es gab von jenem und von diesem mehr, als man sich einbilden kann), eine mehr aus Meinungen als aus Thatsachen gebildete Vorstellung, die auf einigen zerstreuten, nicht selten der wesentlichsten Umstände entkleideten Thatsachen beruht, ohne Unterscheidung der Zeit, das heißt ohne Verständniß von Ursache und Wirkung, Verlauf und Fortschritt. Indem wir wenigstens mit vielem Fleiße alle gedruckten Berichte, mehr als eine ungedruckte, viele — in Betracht der wenigen, die noch vorhanden sind — sogenannte amtliche Urkunden prüften und verglichen, haben wir gesucht, etwas daraus zu machen, nicht zwar, was allen Anforderungen entspräche, aber doch etwas, was noch nicht gemacht worden ist. Wir beabsichtigen weder alle öffentlichen Maßregeln, noch auch alle einigermaßen denkwürdigen Ereignisse aufzuführen. Noch viel weniger beabsichtigen wir, für diejenigen, welche sich eine gründlichere Kenntniß der Sache verschaffen wollen, die Durchlesung der amtlichen Berichte überflüssig zu machen. Wir fühlen nur zu gut, welche lebendige, eigenthümliche und sozusagen unmittheilbare Kraft in Werken solcher Art immer enthalten ist, sie mögen wie immer aufgefaßt und ausgeführt sein. Wir haben blos versucht, die allgemeineren und wichtigeren Thatsachen aus-

einander zu setzen und zu constatiren, sie in die wirkliche Ordnung ihrer Reihenfolge zu bringen, so weit dies ihr Verhältniß und ihre Natur gestattet, ihre wechselseitige Wirksamkeit zu beobachten, und so für jetzt und bis irgend ein anderer es besser macht, eine gedrängte, wahrheitsgetreue und fortlaufende Schilderung jener Unglücksperiode zu entwerfen.

Auf dem ganzen Landstriche, der von dem Heere durchzogen wurde, war mancher Leichnam in den Häusern, mancher auf der Landstraße zurückgeblieben. Bald darauf erkrankten und starben bald in diesem, bald in jenem Dorfe Personen, Familien an heftig auftretenden seltsamen Krankheiten unter Symptomen, die dem größten Theile der Lebenden unbekannt waren. Nur einige gab es, denen sie nicht neu vorkamen: jene wenige, die sich noch der Pest erinnern konnten, die, dreiundfünfzig Jahre früher, gleichfalls einen großen Theil Italiens und besonders das Mailänder Gebiet verheert hatte, wo sie die Pest des heil. Karls genannt wurde und noch genannt wird. So stark ist die christliche Liebe! Unter den so mannigfaltigen, so feierlichen Erinnerungen eines allgemeinen Unglücks kann sie vorzugsweise das Andenken eines Mannes hervorheben, weil sie diesem Manne Gefühle und Handlungen eingeflößt hat, die noch denkwürdiger sind, als die Uebel; sie kann ihn den Gemüthern einprägen, als ein Wahrzeichen all jenes Wehes, weil sie ihn angetrieben hat, inmitten desselben als Führer, Helfer, Muster, freiwilliges Opfer aufzutreten; sie kann eine allgemeine Landplage zu einem Sinnbild machen für diesen einen Mann, und sie, wie eine Er-

oberung oder eine Entdeckung nach seinem Namen benennen.

Der Medizinalrath Ludovico Settala, der nicht nur jene Pest gesehen hatte, sondern auch einer der thätigsten und muthigsten Aerzte gewesen, der, wenn gleich damals noch sehr jung, die glücklichsten Kuren gemacht hatte, und nun, das Schlimmste besorgend, sehr auf seiner Hut war und genaue Erkundigungen einzog, berichtete am 20. October dem Gesundheitsrathe, daß anf der Markung von Chiuso (der äußersten im Bezirke von Lecco, welche an's Bergamaskische grenzt) unzweifelhaft die Pest ausgebrochen sei. Dessen ungeachtet wurden keinerlei Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie aus den oben angeführten Berichte des Tadino *) zu entnehmen ist.

Und siehe, gleich darauf kamen ähnliche Anzeigen von Lecco und Bellano. Der Gesundheitsrath faßte jetzt einen Beschluß, welcher jedoch nur dahin ging, einen Commissär abzusenden, der unterwegs zu Como einen Arzt mit sich nehmen und die verdächtigen Orte untersuchen sollte. Beide ließen sich, „ob aus Unwissenheit oder andern Gründen", von einem alten unwissenden Bartscheerer aus Bellano weis machen, die befragliche Krankheit sei nicht die Pest **); aber in einigen Orten die gewöhnliche Wirkung der Herbstausdünstungen der Sümpfe, und in andern eine Wirkung des Mangels und der während des Durchmarsches der Deutschen ausgestandenen Beschwerden. Eine solche Versicherung wurde

*) S. 24.

**) Tadino S. 24.

dem Gesundheitsrathe hinterbracht, der sich dabei auch beruhigt zu haben scheint.

Da aber von verschiedenen Seiten fortwährend neue Meldungen von Todesfällen einliefen, so wurden zwei Abgeordnete abgesendet, um zuzusehen und vorzusehen: der obgenannte Tadino und ein Beisitzer des Gesundheitsrathes. Als diese an Ort und Stelle anlangten, hatte sich das Uebel schon so weit verbreitet, daß die Beweise sich von selbst fanden, ohne daß man sie aufzusuchen brauchte. Sie durchzogen das Gebiet von Lecco, die Valsassina, die Ufer des Comersee's, die Monte di Brianza und la Gera d' Adda benannten Districte, und überall trafen sie Dörfer, die am Eingang durch Gatter abgesperrt, andere, die beinahe verlassen, und deren Bewohner geflohen und auf dem Felde gelagert waren oder sich zerstreut hatten. „Ueberall waren verwilderte Geschöpfe zu sehen," sagt Tadino, „welche, der eine Münzenkraut, der andere Rautenkraut oder Rosmarin, noch andere Essigflaschen in den Händen trugen." Sie erkundigten sich um die Zahl der Gestorbenen: sie war entsetzlich; sie besuchten Kranke und besichtigten Leichname, und überall fanden sie die häßlichen, fürchterlichen Zeichen der Pest. Sogleich zeigten sie den traurigen Erfund dem Gesundheitsrathe schriftlich an, welcher, beim Empfang der Nachricht unterm 30. October, „sich anschickte," sagt derselbe Tadino, „Gesundheitspässe vorzuschreiben, um jene Personen, die aus Gegenden kämen, wo die Seuche ausgebrochen sei, aus der Stadt auszuschließen;" und während man die Verordnung entwarf, gab er vorläufig den Zollbeamten summarische Weisungen.

Inzwischen trafen die Abgeordneten über Kopf und Hals die Vorkehrungen, welche ihnen die Besten schienen, und kehrten mit der schmerzlichen Ueberzeugung nach Hause zurück, daß sie nicht genügend sein würden, abzuhelfen, und einem schon so weit vorgeschrittenen und verbreiteten Uebel Einhalt zu thun.

Nachdem sie am 14. November zurückgekommen waren und dem Gesundheitsrath mündlichen, und wiederholt schriftlichen Bericht erstattet hatten, erhielten sie von diesem den Auftrag, sich dem Statthalter vorzustellen und ihm den Stand der Dinge auseinanderzusetzen. Sie gingen hin und brachten den Bescheid zurück: Se. Excellenz habe über diese Unglücksbotschaft sein großes Bedauern ausgesprochen, und eine lebhafte Theilnahme zu erkennen gegeben; doch sei die Sorge um den Krieg dringender: sed belli graviores esse curas. So erzählt Ripamonti, welcher die Akten des Gesundheitsraths ausgebeutet, und mit Tadino sich besprochen hatte, der mit jener Mission beauftragt gewesen; es war das zweite Mal, wenn der Leser sich erinnert, aus dem nämlichen Grunde und mit demselben Erfolge. Zwei oder drei Tage nachher, den 18. November erließ der Statthalter eine Bekanntmachung, wodurch er wegen der Geburt des Prinzen Karl, des erstgebornen Sohnes König Philipps IV. öffentliche Feste anordnete, ohne die Gefahr der bei solchen Gelegenheiten stattfindenden Menschenanhäufung zu fürchten oder sich darum zu kümmern: alles wie in gewöhnlichen Zeiten, als ob man über nichts mit ihm gesprochen hätte.

Dieser Mann war, wie schon gesagt worden ist, der berühmte Ambrosio Spinola, welcher abgesendet

worden war, um den Krieg wieder in den rechten Gang zu bringen, die Fehler des Don Gonzalo gut zu machen und nebenbei auch zu regieren; und wir können hier nebenbei auch erinnern, daß er nach wenigen Wochen in eben diesem Kriege starb, der ihm so sehr am Herzen lag; und er starb nicht an Wunden auf dem Schlachtfelde, sondern am gebrochenen Herzen im Bette, aus Kummer über die Vorwürfe, über das Unrecht und über die Kränkungen, womit er von jenen überhäuft worden war, denen er diente. Die Geschichte hat sein Schicksal betrauert und fremden Undank getadelt; sie hat seine kriegerischen und politischen Unternehmungen mit vielem Fleiße beschrieben, seine Vorsicht, Thätigkeit und Standhaftigkeit belobt; sie hätte auch untersuchen können, was er aus allen diesen Eigenschaften gemacht habe, als die Pest eine seiner Fürsorge, oder besser seiner Willkühr anvertraute Bevölkerung bedrohte und überfiel.

Aber was, ohne dem Tadel Abbruch zu thun, das Staunen über jenes sein Benehmen vermindert, was ein anderes noch stärkeres Staunen erregt, das ist das Benehmen der Bevölkerung selbst, ich will sagen, jener, die von der Seuche noch unberührt, doch alle Ursache hatte, sie zu fürchten. Beim Einlangen jener Berichte aus den Dörfern, die von der Seuche so schrecklich angesteckt waren, aus Dörfern, die um die Stadt herum beinahe einen Halbkreis bilden, der an einige Stellen nur achtzehn oder zwanzig Meilen entfernt ist; wer hätte da nicht glauben sollen, es werde eine allgemeine Aufregung, ein Verlangen nach wohl- oder übelverstandenen Vorsichtsmaßregeln, oder wenigstens eine unfruchtbare

Unruhe entstehen? Und dennoch, wenn je die Berichte aus jener Zeit übereinstimmend sind, so sind sie es darin, daß dem durchaus nicht so war. Der Mangel des vorigen Jahrs, die Bedrückungen der Soldatesca, die Niedergeschlagenheit der Gemüther schienen mehr als hinreichend, die große Sterblichkeit zu erklären; wer auf den öffentlichen Plätzen, in den Kaufläden, in den Häusern ein Wort von der Gefahr fallen ließ, wer der Pest Erwähnung that, der wurde mit ungläubigem Spotte, mit zorniger Verachtung angehört. Derselbe Mißcredit oder besser, dieselbe Blindheit und Verranntheit herrschte im Senate, im Rath der Decurionen, in jeder Staatsbehörde vor.

Ich finde, daß der Cardinal Federigo, kaum als er die ersten Pestfälle in Erfahrung gebracht hatte, sogleich einen Hirtenbrief an seine Geistlichkeit erließ, worin er ihnen vorschrieb, ihre Pfarrangehörigen wiederholt über die Wichtigkeit und die strenge Verpflichtung zu belehren, jeden ähnlichen Fall zur Anzeige zu bringen, und die angesteckten oder verdächtigen Geräthschaften in Verwahrung zu geben; *) und auch dieser Hirtenbrief kann unter seine lobenswerthen Eigenthümlichkeiten gezählt werden.

Der Gesundheitsrath bat, flehte um Mitwirkung, erhielt aber wenig oder nichts, und im Rathe selbst entsprach der Eifer keineswegs der Dringlichkeit. Wie Tadino mehrmals versichert, und aus dem ganzen Contexte seines Berichtes noch deutlicher erhellt, waren es

*) Vita di Federigo Borromeo, compilata da Francesco Rivola. Milano 1666 pag. 582.

die beiden Aerzte, die, überzeugt von der Größe und der Nähe der Gefahr, jene Behörde drängten, welche dann die andern drängen mußte.

Wir haben schon bei der ersten Ankündigung der Pest gesehen, wie es mit den Anordnungen, selbst mit den Erkundigungen so schläfrig herging: hier folgt eine andere Thatsache über diese unerhörte Langsamkeit, wenn diese nicht etwa durch Hindernisse herbeigeführt worden sein sollte, die von den obern Behörden in den Weg gelegt wurden. Die Verordnung über die Gesundheitspässe, die unterm 30. October beschlossen wurde, wurde erst am 23sten des folgenden Monats aufgesetzt und erst am 29sten bekannt gemacht. Die Pest war schon in Mailand eingedrungen.

Tadino und Ripamonti wollten den Namen desjenigen, der sie zuerst einschleppte, und andere Umstände der Person und des Falls aufzeichnen; und wirklich, bei der Beobachtung der Anfänge einer großen Sterblichkeit, bei welcher man die Opfer, weit entfernt sie dem Namen nach unterscheiden zu können, kaum nach der Zahl der Tausende angeben kann, entsteht eine gewisse Neugierde, jene ersten und wenigen Namen zu kennen, die aufgezeichnet und aufbehalten werden konnten; diese Art von Auszeichnung, der Vortritt bei der Vertilgung scheinen ihnen und den sonst gleichgiltigsten Umständen etwas Verhängnißvolles und Denkwürdiges zu verleihen.

Beide Geschichtschreiber sagen, daß es ein italienischer Soldat in spanischen Diensten gewesen; im übrigen stimmen sie nicht miteinander überein, nicht einmal im Namen. Nach Tadino war es ein gewisser Pietro Antonio Lovato aus dem Gebiete von Lecco; nach Ripamonti

ein Pier Paolo Locati, gebürtig von Chiavenna. Sie weichen auch im Tage seines Eintritts in Mailand voneinander ab: ersterer läßt ihn am 22. October, letzterer am 22sten des folgenden Monats dahin kommen; und man kann sich an keinen von beiden halten. Beide Zeitangaben stehen mit andern viel besser constatirten im Widerspruch. Und doch mußte Ripamonti, der auf Befehl des Generalraths der Decurionen schrieb, viele Mittel zu seiner Verfügung haben, die nöthigen Ermittelungen anzustellen; und Tadino konnte in Anbetracht seines Amtes, besser als jeder andere, über eine derartige Thatsache unterrichtet sein. Im Uebrigen ergibt sich aus dem Zusammenhalte anderer Daten, die uns, wie wir gesagt haben, genauer scheinen, daß es vor der Bekanntmachung der Verordnung über die Gesundheitspässe geschah; und wenn es der Mühe lohnte, könnte man auch beweisen oder fast beweisen, daß es in den ersten Tagen jenes Monats gewesen sein mußte; aber gewiß wird uns der Leser dies nicht zumuthen.

Dem sei nun, wie ihm wolle, dieser unglückliche Soldat, der Unglücksträger kam mit einem großen Bündel von Kleidern, die er deutschen Soldaten abgekauft oder geraubt hatte, in die Stadt; er kehrte im Hause seiner Anverwandten in der Vorstadt bei dem östlichen Thore, in der Nähe des Kapuzinerklosters ein; gleich nach seiner Ankunft erkrankte er; er wurde in's Spital gebracht; wo eine in der Achselhöhle zum Vorschein kommende Beule ihn dem Arzte als pestverdächtig erscheinen ließ; am vierten Tage starb er.

Der Gesundheitsrath ließ seine Familie im Hause absondern und absperren, seine Kleider und das Bett,

in welchem er im Spitale gelegen hatte, wurden verbrannt. Zwei Diener, welche ihn zu pflegen gehabt, und ein guter Mönch, der ihm geistlichen Beistand geleistet hatte, erkrankten in wenigen Tagen gleichfalls, alle drei an der Pest. Die Bedenken, die man an jenem Orte von Anfang an über das Wesen des Uebels gehabt hatte, und die in Folge dessen angewendeten Vorsichtsmaßregeln verhinderten, daß sich die Seuche hier weiter verbreitete.

Allein der Soldat hatte draußen einen Samen hinterlassen, der nicht säumte, sogleich aufzugehen. Der erste, bei dem er keimte, war der Herr des Hauses, wo jener gewohnt hatte, ein gewisser Carlo Colonna, Lautenspieler. Hierauf wurden alle Miethsleute jenes Hauses auf Befehl des Gesundheitsraths in's Lazareth gebracht, wo die Meisten erkrankten; einige an offenbarer Pest nach kurzer Zeit starben.

Das was durch jene Leute, ihre Kleider, ihren Hausrath, die durch Verwandte, Miethsleute und Dienstboten den Nachforschungen, und der vom Gesundheitsrath angeordneten Verbrennung entzogen wurde, in der Stadt ausgestreut war, und ferner das, was durch die Unvollständigkeit der Befehle, durch die Saumseligkeit in der Handhabung, und durch die Gewandtheit in der Umgehung noch hereinkam, zog den übrigen Theil des Jahres, und in den ersten Monaten des folgenden versteckt und langsam schleichend umher. Von Zeit zu Zeit wurde bald in diesem, bald in jenem Viertel einer angesteckt, irgend einer starb daran; und die Seltenheit der Fälle selbst beseitigte den Verdacht der Wahrheit, bestärkte das Publicum immer mehr in der dummen,

mörderischen Zuversicht, daß die Pest nicht da sei und keinen Augenblick da gewesen. Auch viele Aerzte, die den Wiederhall der Volksstimme machten (war sie in diesem Falle auch Gottesstimme?), verlachten die düsteren Weissagungen, die drohenden Mahnungen Weniger und hatten gleich Namen von gewöhnlichen Krankheiten in Bereitschaft, um jeden Pestfall zu betiteln, zu dessen Behandlung sie gerufen wurden, er mochte mit was immer für einem Symptome, unter was immer für einem Zeichen aufgetreten sein.

Wenn die Berichte über solche Vorfälle auch an den Gesundheitsrath gelangten, so gelangten sie meistentheils spät und unzuverlässig an ihn. Der Schrecken vor der Absperrung und dem Lazareth machte erfinderisch: man zeigte die Kranken nicht an, man bestach die Todtengräber und ihre Aufseher; von den Unterbeamten des Gesundheitsraths selbst, welche abgesendet wurden, um die Leichname zu besichtigen, verschaffte man sich durch Geld falsche Zeugnisse.

Da aber der Gesundheitsrath bei jeder Entdeckung, die es ihm zu machen gelang, die Sachen zu verbrennen befahl, die Häuser absperrte, die Familien in's Lazareth schickte, so kann man sich leicht vorstellen, wie groß der Zorn und das Murren des Publicums, des Adels, der Kaufleute und des Volkes gegen denselben gewesen sein mußte, überzeugt, wie sie alle waren, daß es grund- und nutzlose Quälereien seien. Der ärgste Haß fiel auf zwei Aerzte: den obgenannten Tadino und den Senator Settala, den Sohn des Stabsarztes, dermaßen, daß sie am Ende nicht mehr über die Straße gehen konnten, ohne mit Schimpfworten angegriffen zu werden, wenn es

nicht gar Steine waren. Und gewiß war die Lage, in welcher diese beiden Männer manchen Monat hindurch sich befanden, ganz einzig und verdient erwähnt zu werden, wie sie eine schauderhafte Geisel herankommen sehen mußten, wie sie sich alle erdenkliche Mühe gaben, sie abzuwenden, wie sie da auf Hindernisse stießen, wo sie Beistand, guten Willen erwarteten, und wie sie miteinander die Zielscheibe aller Schmähungen sein, ja den Namen als Feinde des Vaterlandes sich gefallen lassen mußten: pro patriae hostibus, sagt Ripamonti.

Von jenem Haß entfiel auch ein Theil auf die andern Aerzte, die, wie jene, von der Wirklichkeit der Pest überzeugt, Vorsichtsmaßregeln anriethen, und Allen ihre Ueberzeugung von der schmerzlichen Gewißheit einzuflößen suchten. Die Bescheidensten beschuldigten sie der Leichtgläubigkeit und des Eigensinnes: für alle andere war es eitel Betrug, ein ausgesonnener Anschlag, um den öffentlichen Schrecken auszubeuten.

Der Stabsarzt Ludovico Settala, damals nicht weniger als achtzig Jahre alt, vormaliger Professor der Arzneikunde an der Universität in Pavia, dann der Moralphilosophie in Mailand, Verfasser vieler damals sehr geschätzten Schriften, berühmt durch die Berufung auf die Lehrstühle anderer Universitäten, Ingolstadt, Pisa, Bologna, Padua und durch die Ablehnung aller dieser Berufungen, war einer der angesehensten Männer seiner Zeit. Zum Ruhme der Wissenschaft gesellte sich jener eines makellosen Lebenswandels, zur Bewunderung das Wohlwollen wegen seiner christlichen Liebe in der ärztlichen Behandlung und Unterstützung der Armen. Etwas gibt es, was in uns das Gefühl der durch jene Verdienste

erworbenen Achtung trübt und stört, was dasselbe aber damals allgemeiner und stärker machen mußte; der arme Mann theilte die allgemeinen jämmerlichen Vorurtheile seiner Zeitgenossen; er war weiter voran als sie, ohne sich jedoch vom Haufen zu entfernen; und das ist es, was Unglück herbeizieht und oftmals des auf andere Weise erworbenen Ansehens verlustig macht. So groß indessen das Ansehen auch war, dessen er genoß, es reichte dennoch nicht zu, in Beziehung auf die Pest die Meinung derjenigen zu besiegen, die in ihrer Gesammtheit von den Dichtern profanum vulgus und von den Komödianten das verehrungswürdige Publikum genannt werden; ja es vermochte nicht, ihn vor der Erbitterung und den Mißhandlungen jenes Theiles dieses Publikums zu schützen, welcher von Meinungen leichter zu Kundgebungen und Thaten übergeht.

Als er eines Tages in einer Sänfte sich zu seinen Kranken tragen ließ, fing das Volk an sich um ihn zusammen zu schaaren und zu rufen, er sei das Haupt derjenigen, die mit Gewalt haben wollten, daß die Pest da sei; er setze die Stadt mit seinem finstern Gesicht und seinem garstigen Barte in Angst und Schrecken: Alles blos um den Aerzten Arbeit zu verschaffen. Die Menge und die Wuth nahmen immer zu; als die Sänftenträger die Gefahr wahrnahmen, flüchteten sie sich mit ihm in das Haus eines Freundes, das zufällig in der Nähe war. Dieses widerfuhr ihm, weil er klar gesehen, weil er gesagt hatte, wie es war und weil er viele Tausende von Personen von der Pest hatte retten wollen; als er aber durch sein beweinenswerthes Gutachten dazu beitrug, daß eine arme, hilflose Unglückselige gefoltert,

mit glühenden Zangen gezwickt und als Hexe verbrannt wurde, weil ihr Herr an schrecklichem Magenweh litt und ein anderer früherer Herr sich sterblich in sie verliebt hatte*), damals wird er wohl bei dem Publikum das neue Lob eines weisen und, was ganz unerträglich ist, den Titel eines wohlverdienten Mannes erhalten haben.

Aber gegen Ende des Monats März wurden, zuerst in der Vorstadt bei dem östlichen Thore, dann in jedem Viertel der Stadt die Erkrankungen, die Todesfälle unter seltsamen Zufällen als Zuckungen, Herzklopfen, Schlafsucht, Raserei mit jenen traurigen Anzeichen von schwarzblauer Hautfarbe und Beulen immer häufiger. Der Tod erfolgte meistens schnell, gewaltsam, nicht selten blitzschnell ohne vorausgegangenes Zeichen von Krankheit. Die Aerzte, welche die Ansicht, daß es die Pest sei, bestritten hatten, wollten nun nicht zugeben, was sie früher verlacht hatten, und da sie der neuen Krankheit, welche zu allgemein und zu öffentlich geworden war, als daß man darüber hätte hinweggehen können, doch einen Namen beilegen mußten, so erfanden sie den eines bösartigen Fiebers, eines pestartigen Fiebers: ein erbärmliches Auskunftsmittel, eine Wortfuchserei, die dennoch großen Schaden anrichtete; denn indem sie sich den Schein gab, die Wahrheit zu erkennen, ließ sie den Glauben an das nicht aufkommen, woran am meisten gelegen war, daß nämlich das Uebel vermittelst der Berührung sich fortpflanze. Die Behörden, die endlich

*) Storia di Milano del Conte Pietro Verri. Milano 1825, tom IV, pag. 135.

doch aus ihrem tiefen Schlafe erwachten, fingen nun an den Anzeigen, den Vorschlägen des Gesundheitsrathes ein wenig mehr Gehör zu geben und dessen Verordnungen, angeordnete Absperrungen und vorgeschriebene Vorsichtsmaßregeln zur Ausführung zu bringen. Derselbe forderte auch beständig Geld, um die täglichen, steigenden Kosten für das Lazareth, für so viele andere Dienste zu bestreiten; und er forderte es von den Decurionen, bis entschieden sein würde (was aber nie anders als faktisch geschah), ob solche Kosten der Stadt oder dem Königl. Aerarium zur Last fielen. Den Decurionen setzte auf Befehl des Statthalters, der von Neuem abgegangen war, um das arme Casale zu belagern, der Großkanzler zu; es setzte ihnen der Senat zu, daß sie darauf denken sollten, die Stadt zu verproviantiren, bevor der Verkehr mit andern Ländern ihnen abgesperrt werde, wenn unglücklicher Weise die Seuche weiter um sich griffe; daß sie die Mittel herbeischaffen sollten, einen großen Theil der Bevölkerung zu ernähren, dem es an Beschäftigung fehlte. Die Decurionen suchten durch Anlehen und Auflagen sich Geld zu verschaffen, und gaben davon ein Bischen dem Gesundheitsrath, ein Bischen den Armen; sie kauften etwas Getreide: so steuerten sie theilweise dem Bedürfnisse. Und doch war die Noth nicht auf's höchste gestiegen.

Im Lazarethe, wo die Bevölkerung, obgleich täglich gezehntet, täglich zunahm, war ein anderes schwieriges Unternehmen das, den Dienst und die Subordination zu sichern, die vorgeschriebene Absonderung durchzuführen, kurz die vom Gesundheitsrath angeordnete Verwaltung zu erhalten oder, um richtiger zu sprechen, einzuführen:

denn vom ersten Augenblicke an war dort wegen der Zügellosigkeit vieler Eingeschlossenen, sowie wegen der Nachlässigkeit und Nachsicht der Diener alles in größter Verwirrung gewesen. Der Rath und die Decurionen, die sich nicht zu helfen noch zu rathen wußten, fielen auf den Gedanken, sich an die Kapuziner zu wenden, und baten den Pater Commissär der Provinz, welcher die Stelle des eben erst verstorbenen Provinziales vertrat, er möchte ihnen Männer geben, die im Stande wären jenes trostlose Reich zu regieren. Der Commissär schlug ihnen als Leiter einen Pater Felice Casati vor, der einen, wie die Folge lehrte, wohlverdienten Ruf der Nächstenliebe, der Thätigkeit und einer mit Milde gepaarten Seelenstärke genoß, und als Gefährten gleichsam seinen Minister, einen Pater Michele Pozzobonelli, einen noch jungen, aber der Gesinnung und dem Aussehen nach ernsten und strengen Mann. Sie wurden mit Freude angenommen und betraten am 30. März das Lazareth. Der Präsident des Gesundheitsrathes führte sie herum, wie um Besitz davon zu ergreifen; und nachdem die Diener und die Angestellten jeden Grades zusammenberufen worden waren, erklärte er vor ihnen den Pater Felix zum Präsidenten dieses Ortes mit unumschränkter Vollmacht. Von Zeit zu Zeit, wie diese unglückselige Bevölkerung anwuchs, kamen noch andere Kapuziner und machten die Aufseher, Beichtväter, Verwalter, Krankenwärter, Köche, Garderobediener und Wäscher, kurz alles was nöthig war. Pater Felix, stets unermüdlich, stets besorgt, ging bei Tag und bei Nacht in den Gängen, in den Stuben, im ganzen Innern des geräumigen Gebäudes umher, zuweilen eine Lanze tragend, zuweilen

nur mit dem härenen Gewande bewaffnet; er belebte und ordnete alles; er stillte Unruhen, stellte Beschwerden ab, drohte, strafte, verwies, tröstete, trocknete und vergoß Thränen. Er bekam gleich im Anfange die Pest, genaß und widmete sich wieder mit neuem Eifer seiner frühern Beschäftigung; seine Mitbrüder starben größtentheils und alle mit Freudigkeit.

Gewiß, eine solche Diktatur war eine seltsame Aushilfe, so seltsam wie das Uebel, wie die Zeiten; und wenn man sonst nichts davon wüßte, so würde als Beweis, ja als Probe der großen Rohheit und Zerrüttung der Gesellschaft die Wahrnehmung genügen, daß diejenigen, denen eine so wichtige Verwaltung zustand, nichts Besseres mehr zu thun wußten, als sie abzugeben und daß sie Niemanden fanden, an den sie sie abgeben konnten, als Ordensmänner, die, ihrer Stiftung gemäß, ihr so ferne standen. Aber zugleich ist die Wahrnehmung, wie wacker diese Männer eine solche Last trugen, ein nicht unrühmlicher Beweis der Kraft und Geschicklichkeit, welche die Nächstenliebe zu jeder Zeit, unter allen Umständen verleihen kann. Schön war es, daß sie es annahmen aus keinem andern Grunde, als weil Niemand vorhanden war, der es über sich genommen hätte; ohne einen andern Zweck, als um zu dienen; ohne eine andere Hoffnung in dieser Welt, als jene auf einen viel beneidenswertheren, als beneideten Tod; schön war es, daß man es ihnen anbot allein deßhalb, weil es schwer und gefährlich war, und man voraussetzte, daß sie die in einem solchen Augenblicke eben so seltene, als nothwendige Stärke und Kaltblütigkeit besitzen müßten. Und deßhalb verdient das Liebeswerk und das Herz dieser Mönche,

daß man ihrer mit Bewunderung, Liebe und jener Art von Dankbarkeit Erwähnung thue, die man, gleichsam einer für alle, für die großen Dienste schuldet, die Menschen von Menschen erwiesen werden, noch mehr aber jenen schuldet, die sie nicht um der Belohnung willen erweisen. „Wenn jene Väter nicht dort gewesen wären," sagt Tadino, „so würde sicherlich die ganze Stadt vernichtet worden sein; denn es ist eine wunderbare Sache, daß diese Väter in einem so kurzen Zeitraume so viel für das öffentliche Wohl haben thun können und daß sie, obgleich sie von der Stadt keine oder wenig Hilfe erhielten, durch ihren Eifer und ihre Klugheit so viele tausend Arme im Lazarethe haben erhalten können." Der Personen, die während der sieben Monate, da Pater Felix die Verwaltung führte, in's Lazareth aufgenommen wurden, waren es nach Ripamonti beiläufig fünfzigtausend; dieser sagt mit Recht, er hätte von einem solchen Manne gleicherweise sprechen müssen, wenn er, anstatt das Elend der Stadt zu beschreiben, dasjenige hätte erzählen sollen, was ihr zur Ehre gereichen könne.

Auch im Publikum schwand und verlor sich jene Halsstarrigkeit in Abläugnung der Pest nach und nach, wie sich die Krankheit ausbreitete, und sie breitete sich durch Berührung und Umgang aus; und um so mehr, als sie, nachdem sie eine Zeit lang blos unter armen Leuten gehaust hatte, nun auch bekanntere Personen zu ergreifen begann. Da unter diesen der Oberstabsarzt Settala damals der bekannteste war, so verdient er auch hier einer ausdrücklichen Erwähnung. Hat man vielleicht jetzt eingestanden, daß der arme Greis recht hatte? Wer weiß es? Er, seine Frau, zwei Kinder und sieben Dienst-

boten erkrankten an der Pest. Er und ein Kind kamen davon, die übrigen starben. „Diese in der Stadt in vornehmen Häusern vorgekommenen Fälle," sagt Tadino, „brachten den Adel und das Volk zum Nachdenken. Die ungläubigen Aerzte und der unwissende und freche Pöbel fingen an sich in die Lippen zu beißen, zu verstummen und große Augen zu machen."

Aber der Ausgang, die Zuflucht, die Rache, so zu sagen, der überführten Hartnäckigkeit sind zuweilen der Art, daß man wünschen könnte, sie wäre dem gesunden Menschenverstande und dem Augenscheine zum Trotze, bis ans Ende fest und unüberwunden geblieben, und dies war gerade hier der Fall. Diejenigen, welche so entschlossen und so lange bestritten hatten, daß ein Ansteckungsstoff ihnen nahe, unter ihnen sei, der durch natürliche Mittel sich fortpflanzen und eine Verheerung anstellen könne, und nun die Fortpflanzung nicht läugnen konnten, noch auch sie jenen Mitteln zuschreiben wollten (dies hieße einen großen Irrthum und eine große Schuld bekennen), waren um so mehr geneigt, irgend eine andere Ursache aufzufinden und es sich gefallen zu lassen, was immer für eine man auf's Tapet bringen wollte. Zum Unglück standen in den damals nicht blos hier, sondern in jedem Theile Europa's allgemein verbreiteten Anschauungen und Ueberlieferungen solche zu Gebot: giftmischerische Künste, Teufelswerk, Zauberei und Leute, welche sich verschworen hatten, vermittelst ansteckender Gifte die Pest zu verbreiten. Schon waren bei vielen andern Pesten solche oder ähnliche Dinge vorausgesetzt und geglaubt worden, insonderheit in Mailand bei jener, die ein halbes Jahrhundert zuvor da grassirt

hatte. Dazu kommt, daß im verflossenen Jahre eine vom König Philipp IV. unterzeichnete Depesche an den Statthalter eingelangt war, um ihn zu benachrichtigen, daß von Madrid vier Franzosen entkommen seien, die man im Verdachte habe, daß sie giftige, pestilenzialische Salben verbreiten; er möge auf seiner Hut sein, wenn sie etwa nach Mailand kommen sollten. Der Statthalter hatte diese Depesche dem Senate und dem Gesundheitsrathe mitgetheilt; aber es scheint, daß man damals nicht auf die Sache geachtet habe. Nachdem jedoch die Pest wirklich ausgebrochen und erkannt worden war, konnte den Leuten jene Nachricht wieder in den Sinn kommen und dem unbestimmten Verdachte einer gottlosen Bosheit zur Bestätigung dienen; sie konnte auch die Veranlassung zu dessen Entstehung werden.

Zwei Thatsachen aber, die eine eine Folge blinder, unwissender Furcht, die andere einer gewissen Geschäftigkeit waren es, die jenen unbestimmten Argwohn eines möglichen Anschlags in einen wirklichen Verdacht, bei vielen in die Gewißheit eines wirklich ausgeführten Anschlags und eines wirklichen Verbrechens verwandelten. Einige Personen, die am Abend des 17. Mai gesehen zu haben meinten, daß Leute im Dome eine Bretterwand beschmiert hätten, die dazu diente, die für die beiden Geschlechter bestimmten Räume abzusondern, ließen in der Nacht noch die Wand und eine Anzahl daran befestigter Bänke aus der Kirche heraustragen; obgleich der Präsident des Gesundheitsrathes, der mit vier Mitgliedern gekommen war, um eine Untersuchung vorzunehmen, die Wand, die Bänke und die Weihwassergefäße genau besichtiget, und nichts gefunden hatte, was den einfältigen

Argwohn eines Vergiftungsversuches hätte bestätigen können, so ließ er dennoch, den Einbildungen der Leute zu Gefallen „und mehr aus übertriebener Vorsicht, als weil es nöthig gewesen wäre," die Bretterwand abwaschen. Man sagte und glaubte allgemein, daß im Dome alle Bänke, die Wände, ja sogar die Glockenseile gesalbt worden seien. Und man sagte es nicht blos damals; alle Schriften der Zeitgenossen, welche von dieser Thatsache sprechen (auch einige, die viele Jahre nachher geschrieben wurden), sprechen davon mit gleicher Zuversicht, und den wahren Hergang der Sache würde man errathen müssen, wenn er nicht in einem Schreiben des Gesundheitsrathes an den Statthalter aufgezeichnet wäre, das im Archiv des heiligen Fidelis aufbewahrt wird; diesem Schreiben haben wir unsere Angabe und auch die Worte entnommen, die wir mit gesperrter Schrift haben drucken lassen.

Am folgenden Morgen machte ein neues, noch seltsameres, bezeichnenderes Schauspiel die Augen und die Gemüther der Bürger betroffen. In jedem Theile der Stadt sah man die Hausthüren und Mauern auf lange Strecken mit einem weißlich-gelblichen Schmutze besudelt, der wie mit Schwämmen aufgetragen war. War es nun eine thörichte Lust, einen lautern, allgemeinern Schrecken zu verbreiten, oder die strafbare Absicht, die öffentliche Verwirrung zu steigern oder war es sonst wer weiß was; die Sache ist dermaßen bezeugt, daß es uns weniger vernünftig schiene, sie der Einbildung Vieler, als dem Unterfangen einiger Weniger zuzuschreiben; einem Unterfangen, dergleichen übrigens schon oft da gewesen ist und noch oft wiederkehren wird. Ripamonti, der

sich oft über diese sonderbaren Salbungen lustig macht, und noch öfter die Leichtgläubigkeit des Volkes beklagt, bestätigt, daß er jene Schmutzflecken gesehen habe, und beschreibt sie*). In dem oben angeführten Schreiben erzählen die Herren vom Gesundheitsrathe die Sache in den nämlichen Ausdrücken; sie sprechen von Besichtigung, von Versuchen, die man mit jener Materie, aber ohne allen Erfolg an Hunden angestellt habe; sie setzen bei, es sei ihre Meinung, daß ein sothaner Frevel mehr vom Muthwillen, als von einer verbrecherischen Absicht eingegeben worden sei; ein Gedanke, welcher anzeigt, daß sie bis dahin noch hinreichende Besonnenheit besaßen, um nicht etwas zu sehen, was gar nicht existirte. Die andern gleichzeitigen Berichte, die die Sache erzählen, deuten gleichfalls an, es sei gleich im Anfange die Meinung Vieler gewesen, daß es ein Scherz, eine wunderliche Grille gewesen; kein einziger spricht von Jemand, der das geläugnet hätte; und sie hätten gewiß davon gesprochen, wenn es solche gegeben hätte, wenn auch nur, um sie überspannte Köpfe zu heißen. Ich glaubte es sei nicht ungeeignet, diese theils wenig bekannten, theils ganz unbekannten Einzelnheiten eines berühmten Irrwahnes anzuführen und zusammenzustellen; denn bei Irrthümern, besonders bei Irrthümern Vieler scheint mir das Wichtigste und Nützlichste, was zu beachten ist, gerade der Weg, den sie gemacht, und

---

*) Et nos quoque ivimus videre. Maculae erant sparsim inaequaliterque manantes, veluti si quis haustam spongia saniem adspersisset, impressissetve parieti; et januae passim, ostiaque aedium eadem adspergine contaminata cernebantur, pag. 75.

der Anschein und die Art zu sein, wie sie in die Gemüther haben Eingang finden und sie beherrschen können.

Die schon aufgeregte Stadt kam darüber ganz außer sich; die Hauseigenthümer versengten die beschmierten Stellen mit brennendem Stroh; die Vorübergehenden bleiben stehen, schauten zu, schauderten, tobten. Die Fremden, die schon eben deßhalb verdächtig waren, und die man damals leicht an der Kleidung erkannte, wurden vom Volke auf den Straßen verhaftet und an die Polizei abgeliefert. Man stellte Untersuchungen, Verhöre mit den Verhafteten, mit den Zeugen an, man fand Niemand für schuldig: die Geister waren für Zweifel, Prüfung, Verständniß noch empfänglich. Der Gesundheitsrath erließ einen öffentlichen Aufruf, durch den er demjenigen, der den Urheber oder die Urheber der That zur Anzeige brächte, Belohnung und Straflosigkeit zusicherte. „Da es uns in keiner Weise zulässig erscheint," sagen jene Herren in dem erwähnten Brief, der das Datum vom 21. Mai trägt, aber augenscheinlich am 19., dem in der gedruckten Verordnung bezeichneten Tage, geschrieben wurde, „daß dieses Verbrechen ungestraft bleibe, besonders in einer so gefährlichen und verdächtigen Zeit, so haben wir zum Troste und zur Beruhigung dieses Volkes und um ein Anzeichen über den Thäter herauszubringen, diese Bekanntmachung erlassen u. s. w. In der Bekanntmachung selbst ist kein, auch nur halbwegs deutlicher Wink von jener vernünftigen und beruhigenden Vermuthung aufzufinden, die sie dem Statthalter mittheilten, ein Stillschweigen, das zu gleicher Zeit beim Volke ein wüthendes Vorur-

theil und bei ihnen eine Nachgiebigkeit voraussetzte, die um so tadelnswürdiger ist, je verderblicher sie werden konnte.

Während der Gesundheitsrath suchte, hatten viele im Publikum, wie es gewöhnlich geht, schon gefunden. Von denjenigen, welche an eine vergiftete Salbung glaubten, wollte der eine, es sei eine Rache des Gonzalo Fernandez de Cordova wegen der bei seiner Abreise ihm zugefügten Unbilden, der andere, es sei eine Erfindung des Cardinals Richelieu, um Mailand zu entvölkern und sich dessen ohne Mühe zu bemächtigen; andere, man weiß nicht aus welchen Gründen, behaupteten, daß der Graf Collalto, Wallenstein, dieser, jener mailändische Edelmann der Urheber sei. Es fehlte, wie wir gesagt haben, auch nicht an Leuten, die in jener Beschmierung nichts als einen schlechten Witz erblickten und ihn den Schuljungen, den Herren, den Beamten, die sich bei der Belagerung von Casale langweilten, in die Schuhe schoben. Da man nicht sah, wie man befürchtet hatte, daß schnurstracks eine Ansteckung, eine allgemeine Vertilgung darauf folge, so war dies wahrscheinlich der Grund, daß der erste Schrecken damals sich nach und nach wieder verlor, und die Sache in Vergessenheit gerieth oder zu gerathen schien.

Uebrigens gab es eine gewisse Anzahl von Personen, die noch immer nicht überzeugt waren, daß die Pest da sei. Und dieweil, sowohl im Lazareth, wie in der Stadt, doch einige genasen, so sagte das Volk (die letzten Gründe einer vom Augenschein widerlegten Meinung sind immer sonderbar) und auch viele parteiischen

Aerzte, es sei nicht die wahre Pest, sonst würden ja alle gestorben sein *).

Um jeden Zweifel zu beseitigen, fand der Gesundheitsrath ein dem Bedürfniß angemessenes Mittel, eine Weise, zu den Augen zu sprechen, wie die Zeiten sie erheischen oder an die Hand geben konnten. An einem der beiden Pfingstfesttage pflegten die Bürger auf dem Kirchhof des hl. Gregorio, der vor dem östlichen Thore lag, sich einzufinden, um für die während der frühern Pest Verstorbenen zu beten, die da begraben lagen; und da man von der Andacht Veranlassung zur Unterhaltung und zur Augenlust nahm, so ging man, so gut man's vermochte, im schönsten Putze dahin. An jenem Tage war neben andern auch eine ganze Familie an der Pest gestorben. Zur Zeit des größten Zusammenlaufes, mitten durch die Kutschen, Reiter und Fußgänger hindurch wurden die Leichname jener Familie auf Befehl des Gesundheitsraths auf einer Karre, nackt, damit das Volk an ihnen die offenbaren Zeichen der Pest erkennen möchte, nach jenem Begräbnißplatze geführt. Ein Schrei des Entsetzens, des Schreckens erhob sich überall, wo die Karre durchfuhr, ein langes Gemurmel herrschte, als sie vorüber war und ein Gemurmel ging vor ihr her. Man glaubte etwas mehr an die Pest: sie verschaffte sich übrigens von sich aus jeden Tag mehr Glauben; und diese Versammlung selbst sollte nicht wenig dazu beitragen, ihn zu verbreiten.

Im Anfang also keine Pest, schlechterdings nicht, um keinen Preis; es war sogar verboten, das Wort

---

*) Tadino Seite 93.

auszusprechen. Dann pestartige Fieber; die Vorstellung drängt sich von der Seite her durch ein Beiwort ein. Dann, nicht die wahre Pest, das heißt wohl Pest, aber in einem gewissen Sinne: nicht eigentlich Pest, aber eine Sache, für die man keinen andern Namen zu finden weiß. Schließlich Pest, unzweifelhaft und unwidersprochen; aber schon hat sich eine andere Vorstellung daran geknüpft, die Vorstellung von Vergiftung, von Hexerei, welche die von dem nicht mehr abzuweisenden Worte ausgedrückte Vorstellung verfälscht und verwirrt.

Es ist, glaube ich, nicht nöthig, in der Geschichte der Begriffe und der Worte sehr bewandert zu sein, um zu sehen, ob viele einen ähnlichen Gang genommen haben. Dem Himmel sei's gedankt, daß es nicht viele von dieser Gattung und Wichtigkeit gibt, die um diesen Preis handgreiflich werden, und an welche man derlei Anhängsel anknüpfen kann. Man könnte jedoch in kleinen, wie in großen Dingen einen so langen und krummen Lauf vermeiden, wenn man die seit lange her bewährte Methode befolgte, zuerst zu beobachten, zu hören, zu vergleichen, zu denken, bevor man spricht.

Aber das Sprechen, diese so einzige Sache, ist dermaßen leichter als alle andern zusammen genommen, daß auch wir, ich sage, wir Menschen im Allgemeinen, ein wenig zu bemitleiden sind.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Da es immer schwieriger wurde, den schmerzlichen Anforderungen der Lage zu genügen, so war am 4. Mai im Rath der Decurionen beschlossen worden, sich um Hilfe an den Statthalter zu wenden. Und am 22sten wurden zwei Rathsmitglieder in's Lager abgesendet, welche ihm das Unglück und die Noth der Stadt vorstellen sollten: wie ungeheuer die Kosten, wie leer die Kassen, wie die Einkünfte für mehrere Jahre verpfändet seien und die laufenden Abgaben nicht bezahlt würden wegen des allgemeinen Elendes, das aus mancherlei Ursachen, insbesondere aber aus der Verheerung durch den Krieg entstanden; sie sollten ihm zu erwägen geben, daß vermöge der Gesetze, einer ununterbrochenen Gewohnheit, und einem Specialdecrete Karls V. gemäß, die durch die Pest verursachten Kosten dem königlichen Schatze zur Last fallen müßten; in jener vom Jahr 1576 habe der Statthalter, der Marchese d'Ayamonte, nicht nur die Einhebung aller Abgaben an die königl. Kammer suspendirt, sondern der Stadt aus derselben Kammer noch eine Beihilfe von vierzigtausend Scudi zufließen lassen; schließlich sollten sie Viererlei verlangen: die Abgaben sollten, wie es damals geschehen sei, unerhoben bleiben; die Kammer solle Geld geben; der Statthalter solle den König von dem Elend der Stadt und der Provinz in Kenntniß setzen; er solle das bereits von frühern Einquartirungen zu Grunde gerichtete Land mit neuen verschonen. Der Statthalter gab zur Antwort Beileidsbezeugungen und neue Ermahnungen; er

bedaure sehr, daß er nicht in der Stadt sein könne, um ihr all' seine Sorgfalt zu widmen, aber er hoffe, der Eifer der Herren werde alles ersetzen; es sei jetzt keine Zeit zum Sparen, man müsse sich auf alle Weise bemühen. Was das gestellte Ansuchen betreffe, so werde er fürsorgen en el mejor modo, que el tiempo y necessidades presentes permitieren. Und darunter ein Schnörkel, der Ambrogio Spinola heißen sollte, und so deutlich war, als seine Versprechungen. Der Großkanzler Ferrer schrieb ihm, daß seine Antwort von den Decurionen con gran disconsuelo gelesen worden sei; es wurde noch viel Anderes mit Anforderungen und Antworten hin- und hergeschrieben; ich finde aber nicht, daß es zu einem bestimmteren Beschlusse gekommen sei. Einige Zeit nachher, da die Pest am heftigsten wüthete, übertrug der Statthalter durch eine Bekanntmachung seine Gewalt auf den Großkanzler Ferrer, indem er, wie er schrieb, vom Kriege zu sehr in Anspruch genommen sei. Dieser Krieg, im Vorübergehen sei's gesagt, war zum Zwecke der Verdrängung des neuen Herzogs unternommen worden; nachdem er hierauf in der Lombardei, im Venetianischen, in Piemont, Toscana und einem Theile der Romagna vermittelst der Pest, ohne von den Soldaten zu reden, eine Million Menschen, um wenig zu sagen, verschlungen, nachdem er, wie man oben gesehen hat, die Orte, durch welche er blos durchzog (nun denke man sich jene, wo er geführt wurde), verwüstet hatte, und nachdem Mantua erobert und grausam geplündert worden war, endigte er damit, daß Alle den Herzog anerkannten. Man muß jedoch sagen, daß er gezwungen wurde, dem Herzog von Savoyen ein Stück von Montferrat, mit

einem Einkommen von fünfzehntausend Scudi, und Ferrante, dem Herzog von Guastalla, andere Ländereien mit einem Einkommen von sechstausend Scudi abzutreten, und daß noch ein anderer, besonderer und sehr geheim gehaltener Vertrag dabei war, vermittelst dessen der obgenannte Herzog von Savoyen Pinerolo an Frankreich abtrat; ein Vertrag, welcher bald darauf unter andern Vorwänden und gewaltigen Schelmereien vollzogen wurde.

Zugleich mit jener Entschließung hatten die Decurionen eine andere gefaßt: den Cardinal zu ersuchen, eine feierliche Procession zu veranstalten, wobei der Leichnam des hl. Karls in der Stadt mit umhergetragen werden sollte. Der gute Prälat weigerte sich aus vielen Gründen. Es mißfiel ihm jene Zuversicht auf ein willkürliches Mittel und er besorgte, daß, wenn der Erfolg nicht entspräche, wie er fürchtete, das Vertrauen sich in Aergerniß verwandeln *) möchte. Er besorgte ferner, daß, „wenn es solche Pestsalber gebe," die Procession eine für das Verbrechen nur allzugünstige Gelegenheit sei; „wenn es keine gebe," so müsse die Versammlung einer so großen Menschenmenge die Ansteckung immer weiter verbreiten: „was eine weit größere Gefahr wäre;" **) denn der eingeschlummerte Verdacht ge-

*) Memoria delle Cose notabili successe in Milano intorno al mal contagioso l'anno 1530 etc. raccolte da D. Pio la Croce. Milano 1730. Dies Schriftchen ist augenscheinlich aus dem Werke eines unbekannten Verfassers, der zur Zeit dieser Pest gelebt hat, extrahirt.

**) Si unguenta scelerata et unctores in urbe essent.... Si non essent . . . . certiusque adeo malum. Ripamont pag. 185.

gen die Salbungen war allgemeiner und wüthender wieder erwacht als früher.

Man hatte von Neuem gesehen oder zu sehen vermeint, daß Wände, Thore an öffentlichen Gebäuden, Hausthüren, Thürklopfer beschmiert seien. Die Nachricht von solchen Entdeckungen flog von Mund zu Mund; und wie es mehr als sonst geschieht, wann die Gemüther von Vorurtheilen befangen sind, es brachte nun das Hören die Wirkung des Sehens hervor. Die Leute, immer mehr von der Gegenwart des Uebels erbittert, von der Nähe der Gefahr aufgeregt, gaben sich jenem Glauben um so williger hin; denn der Zorn verlangt zu strafen, oder wie ein Mann von Geist *) bei dieser Gelegenheit scharfsinnig bemerkte: er will die Uebel lieber einer menschlichen Verkehrtheit zuschreiben, an welcher er Rache nehmen kann, als einer Ursache, bei der sich nichts anderes thun läßt, als sich dem Unvermeidlichen zu fügen. Ein ausgesuchtes, plötzlich wirkendes, durchdringendes Gift, das waren Worte, mehr als genügend, um die Heftigkeit und alle andern düstern erschreckenden Zufälle der Krankheit zu erklären. Man sagte, das Gift sei aus Kröten, Schlangen, Geifer und Eiter von Pestkranken, aus noch schlimmerem, aus all' dem bereitet, was eine verwilderte, verschrobene Einbildungskraft Abscheuliches und Gräßliches nur ersinnen kann. Dazu kamen noch die Hexenkünste, durch welche jede Wirkung möglich wurde, jeder Einwand seine Kraft verlor, jede Schwierigkeit sich löste. Wenn die Wir-

---

*) P. Verri osservationi sulla tortura: Scrittori italiani d'economia politica; parte moderna, tom. 17, pag. 203.

kungen nicht sogleich nach der ersten Salbung sichtbar wurden, so begriff man wohl, warum; es war ein mißlungener Versuch von Giftmischern, die noch Anfänger waren; jetzt war die Kunst vervollkommnet, und der Wille in dem höllischen Vorsatz noch mehr ergrimmt. Wer jetzt noch behauptet hätte, daß es ein Scherz gewesen, wer die Existenz eines tückischen Anschlags geleugnet hätte, der würde für blind, für verstockt, als ein Mensch gegolten haben, der einen Vortheil darin suche, die Aufmerksamkeit des Publikums von der Wahrheit abzulenken, wäre vielleicht gar in den Verdacht gekommen, ein Mitschuldiger, ein Salber zu sein: das Wort wurde bald allgemein, feierlich, furchtbar. Mit einer solchen Ueberzeugung, daß es Salber gebe, mußte man fast unfehlbar solche entdecken: Aller Augen wachten, jede Geberde konnte Argwohn erregen. Der Argwohn wurde leicht zur Gewißheit und die Gewißheit zur Wuth.

Ripamonti führt zum Beweise zwei Thatsachen an und bemerkt dabei, er habe sie ausgehoben, nicht als die gräßlichsten unter denen, die täglich vorgefallen seien, sondern weil er von beiden leider Augenzeuge gewesen.

In der Kirche des hl. Antonio, ich weiß nicht mehr an welchem Festtage, wollte ein mehr als achtzigjähriger Greis, nachdem er einige Zeit kniend gebetet hatte, sich niedersetzen, und staubte vorher mit seiner Mütze die Bank ab. „Der Alte salbt die Bänke," schrieen einstimmig einige Frauen, die zugesehen hatten. Die Leute, die in der Kirche waren (in der Kirche!), stürzten sich auf den Greis, ergriffen ihn an seinen Silberhaaren, versetzten ihm Faustschläge und Fußtritte; zogen

und stießen ihn hinaus; damit war es aber noch nicht gethan; er wurde halb todt in's Gefängniß, vor's Gericht, nach der Folter geschleppt. „Ich sah ihn, da sie ihn so fortschleppten," sagt Ripamonti, „und erfuhr nichts mehr von ihm; aber ich glaube, daß er nur noch wenige Augenblicke habe leben können."

Der zweite Fall, der sich am folgenden Tage zutrug, war ebenso befremdend, aber nicht so tragisch. Drei junge Franzosen, Reisegefährten, ein Gelehrter, ein Maler und ein Handwerker, welche gekommen waren, um Italien zu sehen, die Alterthümer zu studieren und da Gelegenheit zum Verdienste zu suchen, hatten sich ich weiß nicht welcher äußern Seite des Domes genähert und betrachteten sie aufmerksam. Ein Vorübergehender sieht sie und bleibt stehen; er winkt einem zweiten und noch andern, welche herbeikommen; es bildet sich ein Haufen, sie gaffen hin, um die Leute im Auge zu behalten, die man an ihrer Kleidung, an ihren Haaren und Reisetaschen als Fremde, oder was noch schlimmer ist, als Franzosen erkennt. Um sich zu überzeugen, daß es Marmor sei, befühlen sie die Wand mit den Händen. Das war genug. Sie wurden umringt, ergriffen, mißhandelt und unter gewaltigen Stößen in's Gefängniß getrieben. Zum Glück war das Amthaus nicht weit vom Domplatze, und zum größern Glück wurden sie als unschuldig erkannt und in Freiheit gesetzt.

Aber solche Dinge geschahen nicht bloß in der Stadt; die Raserei hatte sich fortgepflanzt wie die Pest. Der Wanderer, der von den Landleuten außerhalb der Landstraße betroffen wurde, oder der, wenn auch auf der

Landstraße, sich zögernd nach rechts und links umsah oder sich niederwarf, um auszuruhen; der Unbekannte, der etwas Auffallendes, Verdächtiges im Gesicht oder in der Tracht an sich hatte, sie waren Salber; auf die erste Anzeige, sie mochte kommen von wem sie wollte, auf das Geschrei eines Knaben hin, läutete man Sturm und lief zusammen. Die Unglücklichen wurden gesteiniget oder ergriffen und von dem wüthenden Volke in's Gefängniß geschleppt. So erzählt Ripamonti selbst. Und das Gefängniß war bis zu einem gewissen Zeitpunkte ein Rettungshafen.

Aber die Decurionen, von der abschlägigen Antwort des weisen Kirchenfürsten nicht entmuthigt, wiederholten ihr Ansuchen, das von dem öffentlichen Wunsche laut unterstützt wurde. Federigo widerstand noch einige Zeit und suchte ihnen abzurathen; so viel vermochte die Einsicht eines Mannes gegen die Gewalt der Umstände und gegen die Zudringlichkeit Vieler. Bei jenem Stand der Meinungen, bei der Vorstellung von der Gefahr, verwirrt, bestritten, und weit entfernt, wie sie damals war, von der handgreiflichen Gewißheit, die nun darin liegt, ist es nicht schwer einzusehen, wie seine guten Gründe auch in seinem Geiste von den schlechten Anderer überwogen werden konnten. Ob nun an seiner erfolgten Nachgiebigkeit ein wenig Schwäche des Willens Antheil hatte oder nicht, das sind Geheimnisse des menschlichen Herzens. Gewiß, wenn es je in einem Falle scheint, daß man den Irrthum einer mangelhaften Einsicht zur Last legen und das Gewissen deßhalb entschuldigen könne, so muß dies gelten, wenn es sich von den wenigen Männern handelt (und wohl ist Federigo

einer von dieser Zahl), in deren ganzem Leben ein entschlossener Gehorsam gegen das Gewissen zu Tage tritt, ohne Rücksicht auf zeitlichen Vortheil, was immer für einer Art. Bei der Wiederholung des Ansuchens gab er daher nach, gab seine Zustimmung, daß die Prozession statt finde, stimmte dem Wunsche, dem allgemeinen Andringen bei, daß der Schrein, in welchem die Reliquien des heiligen Karls verschlossen waren, auf dem Hauptaltar des Domes acht Tage lang ausgesetzt bleiben sollte.

Ich finde nicht, daß der Gesundheitsrath oder Andere Gegenvorstellungen gemacht oder Widerspruch erhoben hätten. Blos der obgenannte Rath traf einige Vorsichtsmaßregeln, die, ohne der Gefahr vorzubeugen, die Furcht davor zu erkennen gaben. Er schrieb strengere Maßregeln vor in Beziehung auf den Eintritt in die Stadt, und um deren Durchführung zu sichern, mußten die Thore geschlossen bleiben, so wie er auch, um die Angesteckten und Verdächtigen so viel wie möglich von der Versammlung auszuschließen, die Thüren der abgesperrten Häuser zunageln ließ, deren es, wenn man der einfachen Versicherung eines Schriftstellers, und zwar eines damaligen Schriftstellers unter solchen Umständen Glauben schenken darf, ungefähr fünfhundert waren. *)

Drei Tage brachte man mit Vorbereitungen zu; den eilften Juni, welches der festgesetzte Tag war, bei Tagesanbruch ging die Procession vom Dome aus.

*) Alleggiamento dello stato di Milano etc. di C. G. Cavatio della Somaglia. Milano 1653, pag. 482.

Voraus ging eine lange Reihe Volkes, meistens Frauen. Das Gesicht mit einem weiten Schleier verhüllt, viele barfuß und im Bußkleide. Dann kamen die Zünfte unter Vortragung ihrer Fahnen, die Bruderschaften, in Kleidern verschieden an Schnitt und Farbe; dann die Mönche, dann die Weltgeistlichkeit, jeder mit den Abzeichen seines Ranges und einer brennenden Kerze oder Fackel in der Hand. In der Mitte, im Strahlenglanze unzähliger Lichter, beim lauten Schalle von Gesängen, unter einem reichen Traghimmel schwebte der Sarg heran, getragen von vier Canonicis, die prachtvoll gekleidet waren und einander von Zeit zu Zeit ablösten. Durch den Krystallsarg konnte man den verehrten Leichnam erblicken, angethan mit einem prachtvollen Bischofsornate, die Mitra auf dem Schädel; in den verstümmelten zerstörten Formen konnte man noch manche Spur des frühern Aussehens erkennen, wie ihn die Bilder darstellten und wie Viele sich noch erinnerten, ihn während seiner Lebzeiten gesehen und geehrt zu haben. Hinter der sterblichen Hülle des verstorbenen Hirten (sagt Ripamonti, welchem wir vorzugsweise diese Schilderung entnehmen) und ihr zunächst gleichwie den Verdiensten, dem Blut und der Würde, so auch der Person nach, kam der Erzbischof Federigo. Dann folgte die übrige Geistlichkeit, hierauf die Beamten im Staatskleide, dann der Adel, einige wie zur feierlichen Bezeigung ihrer Verehrung, reich gekleidet, andere zum Zeichen der Buße in Trauerkleidern, oder barfuß und in Mäntel gehüllt, das Gesicht mit der Kapuze bedeckt; alle mit Fackeln. Hinter diesen schloß sich eine Schleppe gemischten Volkes an.

Die ganze Straße war festlich geschmückt; die Reichen hatten ihr kostbarstes Geräthe herausgestellt; die Häuser der Armen waren von wohlhabenden Nachbarn oder auf öffentliche Kosten verziert worden; hier sah man statt des Festschmuckes, dort über demselben grüne Zweige angebracht; auf allen Seiten hingen Gemälde, Inschriften, Denksprüche; auf den Fenstergesimsen standen Gefäße, Alterthümer, verschiedene Raritäten zur Schau ausgestellt; überall Lichter. Aus vielen Fenstern schauten abgesperrte Kranke der Procession zu und begleiteten sie mit ihrem Gebete. Die übrigen Straßen waren lautlos und verödet, nur daß einer da und dort vom Fenster aus auf das herübertönende Gesumms horchte; andere, und unter diesen sah man sogar Nonnen, waren auf die Dächer gestiegen, ob sie von dort nicht etwa den Sarg, den Zug oder sonst etwas aus der Ferne sehen könnten.

Die Procession schritt durch alle Viertel der Stadt; bei jedem Kreuzwege oder jedem der Plätze, wo die Hauptstraßen in die Vorstädte einmünden, die damals noch den alten Namen Carrobio hatten, der heutzutage nur noch einer geblieben ist, machte man Halt und stellte den Sarg neben dem Kreuze nieder, das der heilige Karl bei der frühern Pest an jeder dieser Stellen hatte errichten lassen, und von denen einige noch jetzt bestehen, so daß man erst einige Zeit nach Mittag wieder in den Dom zurückkam.

Und siehe da, am folgenden Tage, derweil gerade jene vermessene Zuversicht, ja bei Vielen eine schwärmerische Gewißheit vorherrschte, daß die Procession der Pest ein Ende gemacht haben müsse, nahmen die Tod-

fälle in jeder Volksclasse, in jedem Stadttheile in einem solchen Uebermaße, mit einem so plötzlichen Sprunge zu, daß es Niemand gab, der den Grund und die Veranlassung hierzu nicht in der Procession selbst gesehen hätte. Aber, o wie wunderbar und schmerzlich ist die Gewalt eines allgemeinen Vorurtheils! Nicht dem Zusammensein so vieler Leute während so langer Zeit, nicht der unendlichen Vermehrung der zufälligen Berührungen schrieben die Meisten diese Wirkung zu; man setzte sie auf Rechnung der Leichtigkeit, welche es den Salbern gestattet hätte, ihr gottloses Vorhaben im Großen zur Ausführung zu bringen. Man sagte, sie hätten, unter die Haufen gemischt, mit ihrer Salbe so viele wie nur möglich angesteckt. Da aber dies Mittel nicht zureichend, nicht geeignet schien, eine so umfassende, über alle Classen der Gesellschaft verbreitete Sterblichkeit zu erklären, so wie es auch, dem Anscheine nach, dem so aufmerksamen, so scharfsehenden Auge des Argwohns nicht möglich gewesen war, Salbungen oder Flecken irgend einer Art an Wänden oder sonst wo zu entdecken, so nahm man, zur Erklärung dieses Umstandes, zu der alten, in die allgemeine Wissenschaft Europa's aufgenommenen angeblichen Erfindung von vergifteten Zauberpulvern seine Zuflucht; man sagte, es sei solches Pulver längs den Straßen, insbesondere aber an den Orten, wo man Halt gemacht habe, ausgestreut worden, und habe sich an die Schleppen der Kleider, und um so eher an die Füße angehängt, da an jenem Tage viele Leute barfuß herumgegangen seien. „Jener Tag der Procession," sagt ein gleichzeitiger

Schriftsteller,*) „sah die Frömmigkeit mit der Gottlosigkeit, die Treulosigkeit mit der Aufrichtigkeit, den Verlust mit dem Erwerbe zusammen gehen.“ Anstatt dessen war es der arme menschliche Verstand, der mit den von ihm selbst geschaffenen Trugbildern zusammen ging.

Von jenem Tage an nahm die Wuth der Seuche täglich zu; in kurzer Zeit war beinahe kein Haus mehr, daß von ihr unberührt geblieben wäre. Bald stieg die Bevölkerung des Lazareths, nach dem Berichte des oben angeführten Somaglio, von zweitausend auf zwölftausend, später, nach der Aeußerung beinahe sämmtlicher Berichterstatter, auf sechszehntausend. Am vierten Juli, wie ich in einem andern Schreiben der Gesundheitsbeamten an den Statthalter lese, überstiegen die täglichen Todfälle die Zahl von fünfhundert. Noch später, als die Seuche ihren Höhepunkt erreicht hatte, stieg sie nach der allgemeinen Angabe auf zwölfhundert, fünfzehnhundert, und auf mehr als dreitausendfünfhundert, wenn wir dem Tadino glauben wollen. Dieser versichert auch, daß, laut der nach der Pest gemachten Erhebungen die Bevölkerung von Mailand auf wenig mehr als sechsundsechzigtausend Seelen herabgekommen war, während sie zuvor zweimalhundertfünfzigtausend überstieg. Nach Ripamonti bestand sie nur in zweimalhunderttausend. An Gestorbenen, sagt er, ergaben die Civilregister einhundertvierzigtausend, außer jenen, die man nicht aufzeichnen konnte.

---

*) Agostino Lampugnano: la pestilenza seguita in Milano l'anno 1630. Milano 1634, pag. 44.

Man denke sich nun, in welchen Aengsten die Decurionen sich befunden haben mögen, auf welchen die Last ruhte, für die öffentlichen Bedürfnisse zu sorgen und abzuwehren, was in einem so greulichen Unglücke noch abzuwehren war. Man mußte jeden Tag die öffentlichen Diener jeder Art ergänzen und vermehren: die Monatti, Apparitoren und Commissäre. Die erstern waren für den peinlichen und lästigen Dienst der Pest bestimmt: die Leichname aus den Häusern, von den Straßen, aus dem Lazareth fortzuschaffen, sie auf Karren in die Gruben zu bringen und zu beerdigen, die Kranken in's Lazareth zu tragen oder zu führen und zu pflegen: die angesteckten und verdächtigen Sachen zu verbrennen, zu reinigen. Der Name soll nach Ripamonti aus dem griechischen monos, nach Kaspar Bugotti von dem lateinischen monere herkommen; in einer Beschreibung der frühern Pest meint letzterer nicht ohne Grund, es könne auch ein deutsches Wort sein, weil jene Leute zum größten Theil in der Schweiz oder in Graubündten angeworben wurden. Und wirklich scheint uns nicht ungeräumt, es für eine Verstümmelung des Wortes „monatlich“ zu halten, denn bei der Ungewißheit, wie lange das Bedürfniß andauern könne, ist es höchst wahrscheinlich, daß die Verträge nur von Monat zu Monat abgeschlossen wurden. Das besondere Amt der Apparitoren bestand darin, daß sie vor den Leichenwagen her gehen mußten, um vermittelst einer Schelle die Leute auf der Straße zu ermahnen, sich zu entfernen. die Commissäre beaufsichtigten diese und jene unter den unmittelbaren Befehlen des Gesundheitsrathes. Man mußte das Lazareth mit Aerzten, Wundärzten, Arzneien,

Lebensmitteln und allen Erfordernissen eines Krankenhauses versehen; man mußte neue Räume für die täglich hinzukommenden Kranken aufsuchen und einrichten. Man ließ zu diesem Ende in der Eile Hütten von Holz und Stroh im Hofe des Lazareths aufschlagen; man errichtete ein Neues, ganz aus Hütten bestehend und von einer einfachen Bretterwand umgeben, das viertausend Menschen fassen konnte. Da auch dies nicht hinreichend war, so ward beschlossen, noch zwei Weitere aufzustellen; man legte auch Hand an; aber aus Mangel an dem erforderlichen Material blieben sie unvollendet. Die Mittel, die Personen, der Muth nahmen in dem Verhältnisse ab, als die Noth zunahm.

Und nicht blos blieb die Ausführung stets hinter den Vorsätzen und den Befehlen zurück: nicht blos wurde in vielen anerkannten Nothfällen, sogar mit Worten, nur spärliche Fürsorge getroffen; es kam zu einem solchen Uebermaaß von Unvermögen und Verzweiflung, daß man bei vielen und zwar den erbarmungswürdigsten und allerdringendsten durchaus gar nichts that. So starben zum Beispiel in gänzlicher Verlassenheit eine Menge Kinder, deren Mütter an der Pest gestorben waren; der Gesundheitsrath schlug vor, man solle für diese und für die bedürftigen Wöchnerinnen ein Asyl errichten, es solle doch etwas für sie gethan werden; aber er richtete nichts aus. „Nichts desto weniger," sagt Tadino: „mußte man mit den Decurionen der Stadt Mitleid haben, die von dem schon ohnedies, und nun gar in dem unglücklichen Herzogthum Mailand, zucht- und rücksichtslos waltenden Kriegsvolke betrübt, bedrängt, und gedrückt wurden, und von dem Statthalter keine Hilfe, keinerlei

Vorräthe erhalten konnten, angesehen, daß es Kriegszeiten seien, wo man die Soldaten gut behandeln müsse." *) So viel war an der Einnahme von Casale gelegen! So schön ist der Siegesruhm, unabhängig von dem Grund und von dem Zwecke, warum man sich todt schlägt!

So geschah es, daß, da eine geräumige, aber einzige in der Nähe des Lazareths gegrabene Grube gänzlich angefüllt war, und nicht nur in diesem, sondern in allen Theilen der Stadt die Leichname, deren Zahl sich täglich mehrte, unbegraben blieben, die Obrigkeit, nachdem sie vergebens nach Armen für diese traurige Arbeit sich umgesehen hatte, endlich erklären mußte, sie wisse nicht mehr, was sie anfangen solle. Und es ist nicht abzusehen, wie das geendet hätte, wenn nicht eine außerordentliche Hilfe gekommen wäre. Der Präsident des Gesundheitsrathes wendete sich in der Verzweiflung, mit Thränen in den Augen an die beiden wackern Mönche, die dem Lazareth vorstanden; und Pater Michael machte sich anheischig, binnen vier Tagen die Stadt von den Leichnamen zu säubern, binnen acht aber eine Anzahl von Gruben herzustellen, die nicht nur für das gegenwärtige, sondern auch für das zukünftige Bedürfniß, wenn es etwa noch schlimmer kommen sollte, zureichen würden. In Begleitung eines Mönches und mit Personen des Gesundheitsrathes, die ihm vom Präsidenten beigegeben worden waren, verließ er die Stadt um Bauern aufzusuchen. Theils durch das Ansehen der Obrigkeit, theils durch das seines Kleides und seiner

*) Seite 117.

Worte brachte er ungefähr zweihundert zusammen, durch die er drei sehr geräumige Gruben graben ließ; dann sendete er aus dem Lazareth Monatti, um die Todten abzuholen; so daß am bestimmten Tage sein Versprechen erfüllt war.

Einmal war das Lazareth ganz ohne Arzt; und durch das Anerbieten hoher Bezahlung und hoher Ehren, gelang es nach und nach mit Mühe, welche zu bekommen, aber weit weniger als nöthig waren. Oft geschah es auch, daß die Lebensmittel gänzlich ausgingen, so daß man fürchten mußte, Hunger zu sterben; und mehr als einmal, wenn man keinen Rath mehr wußte, sich das Nöthige zu verschaffen, kamen auf einmal reichliche Unterstützungen, unverhoffte Gaben der Privatmildthätigkeit: denn, inmitten der allgemeinen Betäubung, der aus der beständigen Furcht für sich selbst entstehenden Theilnahmlosigkeit für andere, gab es immer Seelen, die von Nächstenliebe glühten, gab es wieder andere, in denen beim Aufhören jeglicher irdischen Freude die Nächstenliebe rege wurde; so wie es, bei den häufigen Todesfällen und bei der Flucht vieler, denen Aufsicht und Fürsorge oblag, es wieder Leute gab, die immer gesunden Leibes und frischen Muthes auf ihren Posten aushielten: gleichfalls gab es solche, die aus Frömmigkeit muthvoll derlei Diensten sich unterzogen und getreulich dabei ausharrten, ohne daß sie durch ein Amt dazu berufen waren.

Wo aber eine allgemeinere, bereitwilligere, standhaftere Treue gegen die schweren Pflichten der Lage am meisten hervorleuchtete, das war bei den Geistlichen. In den Lazarethen, in der Stadt fehlte ihr Beistand nie:

wo man litt, da war er auch; immer sah man sie, wenn gleich selbst oft hinsiechend und sterbend, zwischen Sterbenden und Siechen; zur geistlichen Hilfe fügten sie die leibliche: sie leisteten alle Dienste, welche die Umstände erheischen mochten. Mehr als sechzig Pfarrer, blos in der Stadt, starben an der Ansteckung: von neun beiläufig acht.

Federigo gab allen, wie von ihm zu erwarten war, Antrieb und Beispiel. Nachdem um ihn her beinahe die ganze erzbischöfliche Dienerschaft gestorben war, und Verwandte, hohe Staatsbeamte, benachbarte Fürsten ihn dringend baten, aus der Gefahr zu fliehen und in eine benachbarte Stadt sich zurückzuziehen, so verwarf er einen solchen Rath, widerstand den Bitten in jenem Geiste, indem er an seine Pfarrer schrieb: „Seid bereit, eher dieses sterbliche Leben als euere Familie, euere Kinder zu verlassen: gehet mit Liebe der Pest entgegen, wie einer Belohnung, einem Leben, wenn ihr Christus eine Seele gewinnen könnt. *)

Er unterließ keine jener Vorsichtsmaßregeln, die ihn nicht an Erfüllung seiner Pflicht hinderte (hierüber gab er der Geistlichkeit Anweisungen und Verhaltungsregeln); dabei aber bekümmerte er sich nicht um die Gefahr und schien sie nicht zu bemerken, wenn er, um Gutes zu thun, durch sie hindurch gehen mußte. Ohne von den Geistlichen zu reden, unter denen er immer war, um ihren Eifer zu loben und zu leiten, um jeden von ihnen aufzumuntern, kaltblütig an seine Arbeit zu gehen und sie an Posten zu schicken, wo andere gestorben waren,

*) Ripamonti Seite 164.

wollte er auch, daß jedwedem, der seiner bedürfe, der Zutritt zu ihm offen stehe. Er besuchte die Lazarethe, um den Kranken Trost einzusprechen und die Wärter aufzumuntern; er durchlief die Stadt, brachte den armen Abgesperrten Unterstützung, blieb an den Thüren, unter den Fenstern stehen, um ihre Klagen anzuhören, und ihnen dagegen Worte des Trostes und der Ermuthigung zu sagen. Kurz, er trieb sich ohne Rast umher und lebte inmitten der Pest, zuletzt selbst sich wundernd, daß er unverletzt davon gekommen.

So sieht man bei öffentlichem Unglück und lange andauernder Störung der wie immer beschaffenen gewohnten Ordnung immer eine Zunahme, eine Läuterung der Tugend; aber leider fehlt zugleich niemals eine, und zwar gewöhnlich noch weit allgemeinere Vermehrung der Verderbniß. Und diese war wirklich außerordentlich. Die Schlechten, welche die Pest verschonte und nicht schreckte, fanden in der allgemeinen Verwirrung, in der Erschlaffung jeder obrigkeitlichen Gewalt eine neue Gelegenheit zur Thätigkeit, und zu gleicher Zeit eine neue Bürgschaft der Straflosigkeit. Ja, der Gebrauch der obrigkeitlichen Gewalt selbst gelangte nach und nach in die Hände der schlechtesten unter ihnen. Zum Geschäfte der Monatti und der Apparitori eigneten sich im Allgemeinen blos Menschen, über welche die Lockungen des Raubes und der Ausgelassenheit mehr vermochten, als der Schrecken vor der Pest, als jeder natürliche Abscheu. Ihnen waren die strengsten Regeln vorgeschrieben, die schwersten Strafen angedroht, Posten angewiesen, die Commissäre ihnen als Vorgesetzte bestellt; über diese wie jene waren, wie wir gesagt haben, Magistratsmit-

glieder und Edelleute gesetzt, mit der Vollmacht, für jedes Erforderniß guter Verwaltung auf der Stelle Fürsorge zu treffen. Eine solche Ordnung der Dinge wurde in Gang gebracht und that ihre Wirkung bis zu einem gewissen Zeitpunkte: da aber die Anzahl derjenigen, welche starben, auswanderten oder den Kopf verloren, jeden Tag zunahm, so kam es zuletzt dahin, daß Niemand mehr da war, um jene Leute im Zaume zu halten. Ueberall spielten sie, besonders die Monatti, die unumschränkten Herren. Sie traten als Gebieter, als Feinde in die Häuser, und ohne von den Räubereien zu reden und wie sie die Unglücklichen behandelten, die der Pest halber in solche Hände fielen, sie legten diese angesteckten verbrecherischen Hände an Gesunde, Kinder, Eltern, Gatten, Gattinnen und drohten sie in's Lazareth zu schleppen, wenn sie sich nicht mit Geld loskauften oder losgekauft wurden. Anderemal schlugen sie ihre Dienste zu Geld an, indem sie sich weigerten, die schon in Fäulniß übergegangenen Leichname wegzubringen, wenn man ihnen nicht so und so viel Scudi zahle. Man erzählte (und bei der Leichtgläubigkeit der einen, und bei der schändlichen Bosheit der andern ist es gleich unsicher es zu glauben oder nicht zu glauben), man erzählte und auch Tadino *) bestätiget es, daß Monatti und Apparitoren von den Karren absichtlich angesteckte Sachen herabfallen ließen, um die Pest fortzupflanzen und zu unterhalten, die für sie ein Einkommen, eine Herrschaft, ein Fest geworden war. Andere Elende, die sich für Monatti ausgaben, indem sie ein Glöcklein am

*) Seite 102.

Fuße trugen, wie es jenen als Unterscheidungs- und Warnungszeichen vorgeschrieben war, drangen in die Häuser ein und verübten Unfug aller Art. In einige, die offen und verödet waren, oder nur etwa noch von einem Siechen, von einem Sterbenden bewohnt wurden, konnten die Diebe gefahrlos hineingehen, um zu plündern, andere wurden von Häschern überfallen, welche das gleiche, ja noch schlimmeres thaten. In gleichem Maße, wie die Ruchlosigkeit nahm auch der Wahnwitz zu. Alle schon mehr oder minder herrschenden Irrthümer erlangten von der Bestürzung und der Aufregung der Gemüther eine außerordentliche Kraft, und brachten schnellere, größere Wirkungen hervor; aber alle dienten dazu, jene eigenthümliche Furcht vor den Salbungen zu verstärken und zu vergrößern, die in ihren leidenschaftlichen Ausbrüchen, wie wir gesehen haben, oft zu einer andern Verkehrtheit wurde. Die Vorstellung jener vermeintlichen Gefahr bedrängte und marterte die Gemüther viel mehr, als die wirkliche gegenwärtige Gefahr. „Derweil," sagte Ripamonti: „die zerstreuten Leichname, die Haufen von Leichen, die man überall vor Augen, unter den Füßen hatte, aus der ganzen Stadt ein großes Leichenhaus machten, lag in jenem gegenseitigen Grimme, in jener Zügellosigkeit und Ungeheuerlichkeit des Argwohns etwas viel Häßlicheres, Betrübenderes . . . . Nicht blos gegen den Nachbar, gegen den Freund, gegen den Gast war man auf der Hut, sondern auch jene Namen, jene Bande der Menschenliebe, Gatte und Gattin, Vater und Sohn, Bruder und Bruder flößten Schrecken ein; und, o es ist schauderhaft, es ist empörend, es auszusprechen! den häuslichen Tisch, das Ehe-

bett fürchtete man als einen Hinterhalt, als ein Versteck der Hexerei."

Der vermeintliche Umfang, die Seltsamkeit des argen Treibens verwirrten alle Köpfe, zerstörten alle Verhältnisse gegenseitigen Zutrauens. Anfangs glaubte man blos, die vermeintlichen Salber würden von Ehrgeiz und Habsucht getrieben; bald ging man weiter, man träumte, man glaubte, es walte bei diesem Salben eine gewisse teuflische Wollust, ein unwiderstehlicher Reiz vor, der den Willen beherrsche. Die Fieberträume der Pestkranken, die sich selbst dessen anklagten, was sie von andern gefürchtet hatten, schienen Selbstgeständnisse und bewirkten, daß man einen jeden des Aergsten für fähig hielt. Und noch mehr Eindruck als Worte, mußten die Zeichen machen, wenn es sich traf, daß Pestkranke in den Fieberphantasien die Geberden nachahmten, welche, wie sie sich vorgestellt hatten, die Salber machen müßten; ein Umstand, der die Sache sehr wahrscheinlich machte und dabei geeignet war, die allgemeine Ueberzeugung und die Bestätigung vieler Schriftsteller zu rechtfertigen. So trugen in der langen und traurigen Periode der Hexenprocesse die nicht immer erpreßten Geständnisse nicht wenig dazu bei, die darüber herrschende Meinung zu befördern und zu erhalten: denn, wann eine Meinung lange Zeit und in einem großen Theil der Welt zur Herrschaft gelangt ist, so gelingt es ihr am Ende, sich auf jegliche Weise auszudrücken, überall hervorzutreten und alle Grade der Ueberzeugung zu durchlaufen; und es ist schwer, daß alle oder sehr viele auf die Länge glauben, daß etwas Auffallendes gethan werde, ohne daß endlich einer komme, welcher glaubt, er thue es.

Unter den Geschichten, welche jener Wahnsinn von den Salbungen ans Tageslicht brachte, verdient eine besonders erwähnt zu werden wegen des Glaubens, den sie fand und wegen der Verbreitung, die sie erlangte. Man erzählte, aber nicht überall auf die nämliche Weise (denn dies würde für Mährchen ein zu seltsames Vorrecht sein), aber doch ungefähr so: der und der habe an an dem und dem Tag eine sechsspännige Kutsche auf dem Domplatze ankommen sehen; darin sei unter andern ein vornehmer Herr gesessen mit einem finstern, rothglühenden Gesicht, feurigen Augen, zu Berg stehenden Haaren und drohend aufgeworfener Unterlippe. Derweil jener aufmerksam darauf hinsah, habe die Kutsche angehalten und der Kutscher habe ihn eingeladen einzusteigen, und er habe nicht nein sagen können. Nach verschiedenen Umwegen seien sie am Thor eines gewissen Palastes abgestiegen, jener sei mit der Gesellschaft gleichfalls eingetreten und habe da liebliche und entsetzliche Dinge, Wüsteneien und Gärten, Höhlen und Säle angetroffen; im Palaste seien gespenstische Wesen zu Rathe gesessen. Schließlich habe man ihm große Geldkisten gezeigt und gesagt, er könne davon nehmen so viel er wolle, mit dem jedoch, daß er auch ein Gefäß mit Salbe annehmen und damit salbend in der Stadt umhergehen sollte. Als er sich dessen geweigert, habe er sich in einem Augenblicke wieder an der Stelle befunden, wo er in die Kutsche gestiegen sei. Diese Geschichte, die vom Volke allgemein geglaubt und, nach Ripamonti's Aeußerung, von gescheidten Leuten nicht genug verspottet wurde, cursirte durch ganz Italien und auswärts. In Deutschland kam sie im Druck heraus; der Churfürst von Mainz schrieb

an den Cardinal Federigo, um ihn zu fragen, was man von den wunderbaren Thatsachen glauben dürfe, die man sich von Mailand erzähle, und erhielt von ihm die Antwort, es seien Träume.

Von gleichem Werth, wo nicht in Allem von gleicher Natur waren auch die Träume der Gelehrten; wie auch deren Wirkungen gleich unglücklich waren. Die meisten von ihnen sahen die Verkündigung und zugleich den Grund der Unglücksfälle in einem im Jahr 1628 erschienenen Kometen und in einer Conjunction des Saturn mit Jupiter, „indem," schreibt Tadino, „die besagte Conjunction sich so deutlich über dieses Jahr 1630 neigte, daß Jedermann sie verstehen konnte. Mortales parat morbos, Miranda videntur." Diese Weissagung, wie man sagte, einem im Jahr 1623 in Turin unter dem Titel „Spiegel des vollkommenen Kalenders" herausgekommenen Buche entnommen, ging von Mund zu Mund. Ein anderer Komet, der im Juni des Pestjahres selbst erschienen war, galt als eine neue Warnung, ja sogar als ein offenbarer Beweis der Salbungen. Man fischte in Büchern, und leider fand man viele Beispiele von Pesten, die, wie man sagte, von Menschenhand hervorgebracht worden seien; man citirte den Livius, Tacitus, Dio, was sage ich? den Homer und Ovid, die vielen andern Alten, die ähnliche Thatsachen erzählt oder angedeutet haben; von neueren gab es weit mehrere. Man citirte hundert andere Schriftsteller, welche die Materie von den Giften, Zaubermitteln, Salben, Pulvern wissenschaftlich abgehandelt oder gelegentlich besprochen hatten: Cesalpinas, Cardanus, Grevinus, Salius, Pareus, Schenchius, Zachias und endlich jenen

unglückseligen Delrio, der, wenn der Ruf der Schriftsteller im Verhältnisse stünde zu dem Nutzen oder Schaden, den ihre Schriften gestiftet haben, einer der allerberühmtesten sein müßte; jener Delrio, dessen durchwachte Nächte mehr Menschen das Leben kosteten, als die Unternehmungen manchen Eroberers; jener Delrio, dessen „magische Untersuchungen, (die Quintessenz alles dessen, was die Menschen bis auf seine Zeiten über jene Materie geträumt hatten) zur bewährtesten, unwiderleglichsten Autorität geworden, durch mehr als ein Jahrhundert Richtschnur und mächtiger Antrieb zu gesetzlichen, schrecklichen und ununterbrochenen Metzeleien gewesen waren.

Von den Erfindungen des Pöbels eignete sich die gebildete Welt dasjenige an, was sie mit ihren Begriffen zusammenreimen konnte; von den Erfindungen der gebildeten Welt eignete sich der Pöbel das an, was er davon begreifen konnte und wie er es begreifen konnte; und von all dem bildete sich eine ungeheure, verworrene Masse von öffentlicher Narrheit.

Aber was noch mehr in Erstaunen setzt, das ist, zu sehen, daß die Aerzte, sage die Aerzte, die von Anfang her an die Pest geglaubt hatten, insbesondere aber Tadino, der sie prophezeiht hatte, der sie herankommen sah, der sie bei ihrem Fortgange so zu sagen im Auge behalten, der gesagt und gepredigt hatte, es sei wirklich die Pest, sie pflanze sich durch Berührung fort, und wenn man ihr keinen Einhalt thue, so werde das ganze Land davon angesteckt werden, daß, sage ich, auch Tadino aus diesen Wirkungen selbst einen sichern Beweis für die giftigen, zauberischen Salbungen schöpfte; er, der bei

jenem Carl Colonna, dem zweiten, der in Mailand an der Pest starb, das Irrereden als ein Symptom dieser Krankheit bezeichnet hatte; zu sehen, daß er zum Beweise der Salbungen und der teuflischen Verschwörung folgende Thatsache anführte: daß zwei Zeugen ausgesagt hätten, sie haben von einem ihrer kranken Freunde erzählen hören, wie einmal in der Nacht zwei Personen in seine Stube gekommen und ihm Heilung und Geld angeboten hätten, wenn er die Häuser der Umgegend hätte einsalben wollen; und wie sie nach seiner Weigerung fortgegangen, und an ihrer Statt ein Wolf unter dem Bett und zwei große Katzen auf dem Bette zurückgeblieben seien und bis zum Anbruch des Tages sich verweilt hätten*).

Wenn es nur einer gewesen wäre, der solches Zeug zusammenstoppelte, so müßte man sagen, es sei ein wunderlicher Kopf, oder vielmehr es wäre kein Grund vorhanden, von ihm zu sprechen; aber da es viele, ja beinahe alle waren, so ist es die Geschichte des menschlichen Geistes, und gibt Gelegenheit zu beobachten, wie ein geordneter und vernünftiger Ideengang von einem andern Ideengang gestört werden kann, der ihm in die Quere kommt. Zwei berühmte und verdienstvolle Schriftsteller haben versichert, daß der Cardinal Federigo die Thatsache der Salbungen bezweifelt habe**). Wir wünschten, jenem berühmten und liebenswürdigen Andenken ein noch vollkommeneres Lob spenden und den

---

*) Seite 123. 124.

**) Muratori: del governo della peste. Modena 1714. pag. 117. – P. Verri opuscolo citato pag. 261.

guten Kirchenfürsten auch hierin, wie in so vielen andern Dingen als über den meisten seiner Zeitgenossen stehend, darstellen zu können; allein wir sind statt dessen genöthiget, auf's Neue in ihm ein Beispiel von der Gewalt der öffentlichen Meinung auch über die edelsten Geister aufzustellen. Man hat gesehen, wenigstens aus dem was Ripamonti über ihn sagt, wie er von Anfang an wirklich im Zweifel stand: er blieb nachmals dabei, daß an jener Meinung Leichtgläubigkeit, Unwissenheit, Furcht und der Wunsch vielen Antheil habe, sich zu entschuldigen, daß man die Pest so spät erkannt, so spät darauf gedacht habe ihr Einhalt zu thun; daß Vieles daran übertrieben, aber doch Einiges wahr sei. In der Ambrosianischen Bibliothek bewahrt man ein von seiner Hand geschriebenes Werkchen über jene Pest; und diese Ansicht ist darin oft angedeutet, ja einmal sogar ausdrücklich ausgesprochen. „Es war die allgemeine Meinung," sagt er ungefähr, „daß man an verschiedenen Orten solche Salben bereite und daß es vielerlei Zaubermittel gebe, sie zu verfertigen, wovon uns einige wahr, die andern aber erfunden scheinen. Hier folgen seine Worte: Unguenta vero haec ajebant componi conficique multifariam, fraudisque vias fuisse complures; quarum sane fraudum et artium, aliis quidem assentimur, alios vero fictas fuisse commentisque arbitramur. *)

Es gab jedoch Leute, die hintennach und bis an ihr Lebensende glaubten, daß alles Einbildung gewesen; wir

*) De pestilentia quae Midolani anno 1630, magnam stragem edidit.

wissen es nicht von ihnen, denn Niemand war keck genug, eine Ansicht öffentlich auszusprechen, die derjenigen des Publikums so schnurgerade entgegen lief; wir wissen es von Schriftstellern, die sie belachen, tadeln und bestreiten, als ein Vorurtheil einiger Wenigen, als einen Irrthum, den man nicht zur öffentlichen Besprechung kommen lassen könne, sondern der eben nur bestehe; wir wissen es auch von Leuten, die es durch Ueberlieferung erfahren haben. „Ich habe in Mailand gescheidte Leute angetroffen," sagt Muratori, „die sichere Kunde von ihren Voreltern erlangt hatten und gar nicht überzeugt waren, daß die Thatsache der giftigen Einsalbungen wahr seien." Man sieht, die Wahrheit macht sich im Geheimen Luft und in der Familie vertraute man's einander an; der gesunde Menschenverstand war wohl da, aber er durfte aus Furcht vor der öffentlichen Meinung sich nicht blicken lassen.

Die obrigkeitlichen Personen, die von Tag zu Tag mehr gelichtet und immer verwirrter und bestürzter wurden, verwendeten so zu sagen das Bischen Fassung, das ihnen geblieben war, dazu, diesen Salbern nachzuspüren. Unter den Papieren aus der Zeit der Pest, die in dem obengenannten Archive aufbewahrt werden, befindet sich ein Brief, ohne irgend ein anderes bezügliches Document, in dem der Großkanzler in allem Ernste und im größten Diensteifer dem Statthalter anzeigt, er habe in Erfahrung gebracht, daß in einem Landhause der Gebrüder Girolamo und Giulio Monti, mailändischer Edelleute, Gift in solcher Menge bereitet werde, daß vierzig Männer en este exercicio beschäftiget werden; vier brescianische Ritter, welche mithälfen, sollten die Materialien para la fabbrica del veneno aus dem Vene-

tianischen kommen lassen. Er fügte bei, er habe in aller Stille die nöthigen Verabredungen getroffen, den Bürgermeister von Mailand und den Beisitzer des Gesundheitsrathes mit vierzig Mann Cavallerie dahin abzusenden; leider sei einer der Gebrüder, und zwar wahrscheinlich von dem Beisitzer, seinem Freunde selbst, bei Zeiten gewarnt worden, so daß er die Anzeichen des Verbrechens heimlich habe beseitigen können; auch habe der Beisitzer mit Ausflüchten den Abgang zu hintertreiben gesucht; dessen ungeachtet sei der Bürgermeister mit den Soldaten dahin gegangen, um reconocer la casa, y a ver hallarà algunos vestigios Untersuchung zu pflegen und alle Verdächtigen in Haft zu nehmen.

Die Sache muß kein Ergebniß geliefert haben, denn die Schriften aus jener Zeit, die von dem Verdachte sprechen, der auf dieselben Edelleute gefallen war, führen keine Thatsache an. Aber leider glaubte man, bei einer andern Gelegenheit deren gefunden zu haben.

Die Untersuchungen, welche die Folge davon waren, sind gewiß nicht die ersten dieser Art, und man kann sie auch in der Geschichze der Rechtswissenschaft nicht als eine Seltenheit betrachten. Denn, um von dem Alterthum zu schweigen und nur aus den Zeiten, die unserer Geschichte näher liegen, etwas anzudeuten, so wurden in Palermo 1526, in Genf 1530, dann 1545 und endlich noch 1574, in Casal Montferrat 1536, in Padua 1555, in Turin 1599 und neuestens in demselben Jahre 1630 bald einer, bald mehrere Unglückliche in Untersuchung gezogen und meistentheils zu den grausamsten Martern verurtheilt, weil sie angeblich schuldig erfunden worden seien, durch Pulver oder Salben, oder

Zauberei, oder alles dieses zusammen die Pest verbreitet zu haben. Allein wie der Handel mit den sogenannten Mailänder Einsalbungen der berühmteste war, so ist er vielleicht auch derjenige, der am leichtesten geprüft werden kann, oder wenigstens ist da mehr Spielraum zu Beobachtungen, weil die umständlichsten und zuverlässigsten Urkunden darüber vorhanden sind. Es hat sich zwar ein kaum erwähnter Schriftsteller damit beschäftigt, da er sich aber vorgenommen hat, nicht sowohl die eigentliche Geschichte darüber zu geben, als vielmehr nur eine Beihilfe von Beweisgründen für ein Unternehmen von größerer oder gewiß unmittelbarer Wichtigkeit daraus zu schöpfen, so hat es uns geschienen, die Geschichte könne Gegenstand einer neuen Arbeit sein. Aber das ist keine Sache, worüber man mit wenigen Worten hinweggehen könnte, und hier ist nicht der Ort, sie mit jener Weitläufigkeit zu behandeln, die sie verdient. Ueberdies dürfte der Leser, nachdem er bei jenen Unglücksscenen verweilt hat, kein Verlangen tragen, auch das noch zu hören, was wir weiter darüber zu erzählen hätten. Gleichwohl behalten wir uns die Geschichte und die Prüfung derselben für eine andere Schrift vor*) und kehren endlich zu unseren Bekannten zurück, um sie bis zum Schlusse nicht mehr zu verlassen.

---

*) Siehe den Anhang: Geschichte der Schandsäule.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eines Nachts, gegen Ende Augusts, gerade da die Pest ihren Höhepunkt erreicht hatte, kehrte Don Rodrigo in Mailand nach Hause zurück, in Begleitung des getreuen Grauen, eines von den Dreien oder Vieren, die von seiner ganzen Dienerschaft noch am Leben geblieben waren. Er kam aus einer Versammlung von Freunden, die gewohnt waren mit einander zu schwelgen, um sich die Schwermuth jener Tage zu vertreiben; jedesmal waren neue da und es fehlten einige von den alten. An jenem Tage war Don Rodrigo einer der heitersten gewesen und hatte neben anderen Possen die ganze Gesellschaft durch eine Art von Leichenpredigt auf den Grafen Attilio, der vor zwei Tagen von der Pest weggerafft worden war, zum Lachen gebracht.

Als er jedoch nach Hause ging, empfand er ein Unwohlsein, eine Niedergeschlagenheit, eine Mattigkeit in den Beinen, eine Beengung des Athems, einen innerlichen Brand, den er gerne allein dem Weine, dem Wachen, der Jahrszeit zur Last gelegt hätte. Auf dem ganzen Wege machte er den Mund nicht auf, und da sie zu Hause angekommen, war sein erstes Wort, dem Grauen zu befehlen, er solle Licht machen, damit er in sein Zimmer gehen könne. Als sie dort waren, bemerkte der Graue, daß das Gesicht seines Herrn verzerrt und erhitzt sei und die gläsernen Augen aus ihren Höhlen hervorständen; und er hielt sich von ihm entfernt, denn unter den damaligen Umständen hatte jeder Bauernkerl den Scharfblick des Arztes sich aneignen können.

„Mir ist wohl, siehst du,“ sagte Don Rodrigo, der in der Geberde des Grauen den Gedanken las, der ihm durch den Kopf ging. Mir ist ganz wohl, aber ich habe . . . ja ich habe vielleicht etwas zu viel getrunken. Es war süßer! . . . . Aber nach einem guten Schläfchen wird alles wieder gut sein. Ich bin sehr schläfrig . . . . Stelle doch das Licht weg, es blendet mich . . . . es ist mir lästig . . . .!“

„Das macht der süße,“ sagte der Graue, immer weit vom Schuß. „Aber geht jetzt nur zu Bette. Der Schlaf wird Euch wohl bekommen.“

„Du hast Recht: wenn ich schlafen kann . . . . Uebrigens ist mir ganz wohl. Stelle indeß doch die Klingel da her, wenn ich zufällig in der Nacht etwas brauchen sollte; und paß auf, siehst du, ob du nicht klingeln hörst. Ich werde aber nichts brauchen . . . . Nimm doch das verfluchte Licht weg,“ fuhr er dann fort, derweil der Graue den Befehl vollzog, sich dabei aber so fern hielt, als möglich war. „Teufel! wie wird mir doch so übel.“

Der Graue nahm das Licht, und nachdem er seinem Herrn gute Nacht gewünscht hatte, ging er fort, und jener schlüpfte rasch unter die Decke.

Aber die Decke kam ihm so schwer vor, wie ein Berg. Er warf sie weg und zog sich zusammen, um zu schlafen; denn wirklich war er entsetzlich schläferig. Aber kaum hatte er das Auge geschlossen, da erwachte er wieder zusammenfahrend, als wenn ihm Einer zum Scherz einen Stoß versetzt hätte; er fühlte, daß die Hitze zugenommen, daß die Aufregung zugenommen hatte. Da fiel ihm der August, der süße Wein, der Diätfehler

bei; diesem hätte er gar zu gerne alle Schuld beigemessen, aber diesem Gedanken schob sich immer von selbst jener unter, der damals allen beigesellt war, der, so zu sagen, durch alle Sinne eindrang, der sich in die Gespräche beim Zechgelage eingeschlichen hatte, weil es noch leichter war, darüber zu spotten, als ihn mit Stillschweigen zu übergehen, der Gedanke an die Pest.

Nachdem er sich lange hin und her gewälzt hatte, schlief er endlich ein, und fing an, das häßlichste, wirrste Zeug von der Welt zu träumen. Und aus einem Traum in den andern fallend, kam es ihm vor, er befinde sich in einer großen Kirche mitten in einer großen Volksmenge; daß er da sein mußte, ohne zu wissen, wie er hingekommen sei, wie er auf den Gedanken habe kommen können, absonderlich in dieser Zeit; darüber war er ganz wüthend. Er betrachtete die Umstehenden, es waren lauter gelbe, verstörte Gesichter mit gewissen entsetzten erloschenen Augen; Leute mit Kleidern, die in Fetzen herabhingen, und durch die Löcher konnte man Flecken und Beulen wahrnehmen; „Platz da, Lumpenpack!" meinte er zu rufen, indem er dabei nach der Thür sah, die weit weg war, und seinen Ruf mit einem drohenden Gesichte begleitete, ohne sich jedoch von der Stelle zu bewegen, sondern vielmehr sich zusammenschmiegte, um ja die garstigen Leiber nicht zu berühren, die ihm auf jeder Seite leider schon zu nahe gekommen waren. Aber keiner dieser Unsinnigen machte Miene, sich entfernen zu wollen, sie schienen seinen Ruf nicht gehört zu haben; ja, sie rückten ihm noch näher auf den Leib; vor Allem schien ihm, einer unter ihnen drücke ihn mit dem Ellbogen oder etwas anderem in

die linke Seite zwischen dem Herzen und der Achselhöhle, wo er ein schmerzliches, schwer lastendes Stechen empfand. Und wenn er sich wand und drehte, ob er sich von ihm frei machen könne, gleich kam ein ich weiß nicht was, das sich ihm auf der gleichen Stelle einbohrte. Wüthend wollte er nach dem Schwerdte greifen, und da däuchte ihn, es sei in dem Gedränge hinaufgeschoben worden und der Schwerdtknopf sei es, der ihn an jener Stelle drücke, aber da er die Hand hinbrachte, so traf er da das Schwerdt nicht und empfand statt dessen einen stärkern Stich. Er lärmte, war ganz ängstlich und wollte noch lauter schreien, als ihm schien, daß alle diese Gesichter sich nach einer Seite wendeten. Er schaute auch hin, sah eine Kanzel und aus der Brustwehr etwas halbrundes, glattes, blinkendes zum Vorschein kommen; es erhob sich dann und stellte sich ganz deutlich als kahlen Scheitel dar, dann kamen zwei Augen, ein Gesicht, ein langer weißer Bart, eine aufrechte Mönchsgestalt, die bis an den Gürtel über die Brustwehr herausragte, es war Pater Christophoro. Nachdem er mit seinen flammenden Augen die Zuhörer ringsumher angesehen hatte, däuchte es Don Rodrigo, er schaue ihm starr in's Gesicht, indem er dabei die Hand erhebe, gerade in jener Stellung, die er im Saale des Erdgeschoßes seines Schlosses angenommen hatte. Dann erhob auch er wie rasend seine Hand, machte eine gewaltige Anstrengung, wie wenn er sich hinaufschwingen wollte, um den in die Luft hinausgestreckten Arm zu erfassen; ein Ruf, der kaum hörbar in seiner Kehle brummte, brach in ein fürchterliches Geheul aus, und er erwachte. Er ließ den Arm sinken, den er wirklich

erhoben hatte; er that sich einigen Zwang an, um vollends zur Besinnung zu kommen und die Augen ganz aufzumachen, denn das Licht des weit vorgerückten Tages belästigte ihn, wie das Kerzenlicht vom vorigen Abend; er erkannte sein Bett, sein Zimmer; er begriff, daß alles ein Traum gewesen war: die Kirche, das Volk, der Mönch, alles war verschwunden, nur ein Etwas nicht, jener Schmerz an der linken Seite. Zugleich fühlte er im Herz ein heftiges, beängstigendes Klopfen, in den Ohren ein beständiges Sausen und Pfeifen, ein inwendiges Brennen, eine Schwere in allen Gliedern, noch schlimmer, als da er zu Bette gegangen war. Er zögerte einen Augenblick, ehe er die Stelle ansah, wo er den Schmerz hatte; endlich entblößte er sie, warf einen scheuen Blick hin und sah eine garstige Beule von schwarzgelber violetter Farbe.

Er sieht's, er ist verloren, ihn erfaßt der Schrecken des Todes und vielleicht mit noch größerem Entsetzen der Schrecken, in die Hände der Monatti zu fallen, von ihnen fortgetragen, in's Lazareth geworfen zu werden. Er sinnt nach, auf welche Weise er diesem schauderhaften Loos entgehen könne, er fühlt, wie seine Gedanken sich verwirren und verdunkeln; er fühlt den Augenblick herannahen, wo ihm nur noch so viel Besinnung bleiben werde, als hinreiche, sich der Verzweiflung hinzugeben. Er ergreift die Klingel und klingelt mit Heftigkeit; da erscheint plötzlich der Graue, ist aber auf seiner Hut. Er bleibt auf eine gewisse Entfernung vom Bette stehen, blickt seinen Herrn aufmerksam an und überzeugt sich von der Wirklichkeit dessen, was er den Abend zuvor nur gemuthmaßt hat.

„Grauer!“ sagte Don Rodrigo, indem er sich mit Mühe im Bette aufrichtete: „du bist mir immer getreu gewesen.“

„Ja, Herr.“

„Ich habe dir immer Gutes gethan.“

„Ihr waret so gütig.“

„Auf dich kann ich mich verlassen . . . .!“

„Beim Teufel, ja!“

„Es steht schlimm mit mir, Grauer!“

„Ich hab's schon wahrgenommen.“

„Wenn ich davon komme, so will ich noch mehr für dich thun, als ich bisher gethan.“

Der Graue antwortete nicht und stand in Erwartung, wo dieses Vorspiel hinaus wolle.

„Ich will mich auf Niemanden verlassen als auf dich,“ fuhr Don Rodrigo fort: „thue mir einen Gefallen, Grauer.“

„Ihr dürft nur befehlen,“ sagte dieser, indem er mit der gewohnten Formel auf die ungewöhnte Rede antwortete.

„Weißt du, wo der Chirurg Chiodo wohnt?“

„Ja wohl.“

„Er ist ein Ehrenmann, der, wenn man ihn gut zahlt, die Kranken verheimlicht. Rufe ihn zu mir, sage, ich gebe ihm vier, sechs Scudi für den Besuch, ja noch mehr, wenn er mehr verlangt; aber er solle sogleich kommen; und mache deine Sache gut, daß es Niemand merkt.“

„Gut,“ sagte der Graue, „ich gehe und werde sogleich wieder hier sein.“

„Höre, Grauer, gib mir zuvor ein wenig Wasser. Ich fühle einen Brand, der mich fast verzehrt.“

„Nein, Herr,“ antwortete der Graue: „nichts ohne den Rath des Arztes. Es ist eine wunderliche Krankheit, man darf keine Zeit verlieren. Seid nur ruhig, in drei Sprüngen bin ich mit Chiodo hier.“

Dies gesagt, verließ er das Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

Don Rodrigo, der wieder unter die Decke geschlüpft war, begleitete ihn in Gedanken zum Hause des Chiodo, zählte die Schritte, berechnete die Zeit. Alle Augenblicke betrachtete er seine Beule; wendete aber sogleich sein Gesicht wieder mit Schauder ab. Nach einiger Zeit horchte er auf, um zu hören, ob der Chirurg noch nicht komme; diese gespannte Aufmerksamkeit ließ ihn sein Leiden weniger empfinden und fesselte seine Gedanken. Plötzlich hört er ein fernes Geräusch, aber es scheint ihm aus den Zimmern, nicht von der Straße herzukommen; er horcht, er hört es lauter, wiederholter und zugleich ein Scharren mit den Füßen; ein entsetzlicher Verdacht fährt ihm durch die Seele. Er richtet sich zum Sitzen auf und verdoppelt seine Aufmerksamkeit; er hört ein dumpfes Getöse im nächsten Zimmer, wie von einem Gewicht, das behutsam abgestellt wird. Er fährt mit den Füßen aus dem Bette, als wollte er aufstehen, er schaut nach der Thür, er sieht sie aufgehen, sieht zwei abgetragene schmutzige rothe Röcke, zwei verfluchte Gesichter, mit einem Worte zwei Monatti sich zeigen und herantreten; er sieht das halbe Gesicht des Grauen, der, hinterm de halb geöffneten Thürflügel versteckt, auf der Lauer steht.

„O du ehrloser Verräther! . . . . fort Gesindel! Biondino, Karlotto! zu Hilfe! Sie bringen mich um!“ schreit Don Rodrigo; er fährt mit der Hand unter das Kopfkissen, um nach einer Pistole zu greifen; er faßt sie, zieht sie hervor, aber bei seinem ersten Ruf hatten sich die Monatti auf das Bett geworfen; der behendeste hat ihn gefaßt, bevor er etwas thun kann; reißt ihm die Pistole aus der Hand, schleudert sie weg, drückt ihn nieder und hält ihn, indem er in halb grimmigem, halb spottendem Tone ausruft: „So, Schurke! gegen die Monatti! gegen die Diener des Rathes! Gegen Leute, welche Werke der Barmherzigkeit üben!“

„Halte ihn fest, bis wir ihn wegtragen können,“ sagte sein Gefährte, indem er sich über ein Schubkästchen hermachte. In demselben Augenblicke trat der Graue herein und half ihm das Schloß aufbrechen.

„Gottloser!“ brüllte Don Rodrigo, indem er ihn unter dem ihn niederhaltenden Monatto hervor anstarrte und sich unter den starken Armen wie eine Schlange wand. „Laßt mich den Ehrlosen umbringen,“ sagte er darauf zu den Monatti, „dann möget ihr mit mir anfangen, was ihr wollt.“ Nun fing er wieder an, nach seinen beiden andern Dienern zu rufen, aber es war vergeblich, denn der abscheuliche Graue hatte sie mit angeblichen Befehlen des Herrn selbst weit weit weggesendet, bevor er zu den Monatti gegangen war, um ihnen diesen Feldzug und die Theilung der Beute vorzuschlagen.

„Sei ruhig, sei ruhig,“ sagte zu dem unglücklichen Rodrigo der Henker, der ihn an's Bett anfesselte. Hierauf wendet er das Gesicht gegen die Beiden, welche die Schränke plünderten und rief: „Macht es wie Ehrenmänner!“

„Du! du!“ brüllte Don Rodrigo gegen den Grauen, den er damit beschäftigt sah, Laden zu erbrechen, Geld und Habe heraus zu nehmen und Theile zu machen. „Du! nachher . . . .! O Teufel der Hölle! ich kann wieder gesund werden, ich kann genesen!“ Der Graue mukste nicht, und wendete sich nicht einmal gegen die Seite hin, von wannen die Rede kam.

„Haltet ihn fest,“ sagte der andere Monatto; „er ist außer sich.“

Und dem war wirklich so. Nach einem fürchterlichen Geheul, nach einer letzten und gewaltigeren Anstrengung, sich frei zu machen, fiel er kraftlos und betäubt zurück; doch schaute er wie verzaubert um sich, schauderte jeden Augenblick zusammen und jammerte.

Die Monatti ergriffen ihn, der eine an den Füßen, der andere an den Schultern, legten ihn auf eine Tragbahre, die sie im anstoßenden Zimmer zurückgelassen hatten, und einer ging zurück, um die Beute zu holen; dann hoben sie ihre elende Last und trugen sie fort.

Der Graue blieb noch, um in Eile zusammenzuraffen, was ihm dienen konnte; er schnürte alles zu einem Bündel und ging fort. Wohl hatte er sich gehütet, mit den Monatti in Berührung zu kommen, aber beim hastigen Durchsuchen hatte er, nahe am Bette, die Kleider des Gebieters angefaßt, und ohne an etwas Anderes zu denken, sie geschüttelt, um zu sehen, ob Geld darin sei. Des andern Tages mußte er aber daran denken, da ihn während des Zechens in einer Schenke ein heftiger Schauder ankam, seine Augen das Licht nicht mehr ertragen konnten, die Kräfte ihn verließen und er zusammenstürzte. Verlassen von seinen Kamera-

den fiel er in die Hände der Monatti, die, nachdem sie ihm abgenommen hatten, was er Gutes bei sich trug, ihn auf einen Karren warfen, wo er starb, ehe er im Lazareth ankam, wohin sein Herr gebracht worden war.

Indem wir diesen jetzo in jener Unglücksstätte zurücklassen, müssen wir nach einem Andern uns umsehen, dessen Geschichte niemals mit der seinigen in Verbindung gekommen wäre, wenn er es nicht mit Gewalt gewollt hätte; ja, man darf für gewiß annehmen, daß überhaupt weder der Eine, noch der Andere eine Geschichte gehabt hätte; ich meine den Renzo, den wir in der neuen Spinnerei unter dem Namen Antonio Rivolta verlassen haben.

Es mag, der Wahrheit unbeschadet, fünf bis sechs Monate her gewesen sein, seit die Feindseligkeiten zwischen der Republik und dem König von Spanien erklärt worden und demnach jede Furcht vor Nachforschungen und Auslieferung von dort hinweggefallen war; Bartolo hatte sich beeilt, ihn abzuholen und bei sich zu behalten, theils weil er ihm gut war, theils weil Renzo als ein talentvoller und in seinem Handwerke geschickter junger Mann in einer Fabrik dem Factotum von großem Nutzen sein konnte, ohne es je selbst werden zu können wegen dem unseligen Umstand, daß er nicht schreiben konnte. Da auch dieser Grund dabei in Rechnung genommen worden war, so haben wir ihn andeuten müssen. Ihr möchtet vielleicht lieber einen idealeren Bartolo; ich weiß nicht, was ich sagen soll: macht euch einen. Dieser war nun einmal so.

Renzo war nun immer bei ihm in Arbeit geblieben. Mehr als einmal, besonders nach dem Empfang eines und des andern jener vertrackten Briefe von Agnes,

war ihm der Einfall gekommen, Soldat zu werden und der Sache ein Ende zu machen; und die Gelegenheit dazu fehlte nicht, denn gerade in jenem Zeitraume hatte die Republik Leute gebraucht. Die Versuchung war für Renzo zuweilen um so stärker gewesen, als man davon gesprochen hatte, in's Mailändische einzufallen; es mußte ihm natürlicher Weise eine schöne Sache däuchen, als Sieger in Person nach der Heimath zurückzukehren, Lucia wieder zu sehen und sich mit ihr zu besprechen. Aber Bartolo hatte immer verstanden, ihn mit guter Art von diesem Vorhaben abzubringen.

„Wenn sie hinziehen müssen," sagte er zu ihm, so können sie auch ohne dich hingehen, und du kannst nachher ganz nach deiner Bequemlichkeit auch hingehen; wenn sie aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden, wird's dann nicht besser sein, du sei'st zu Hause geblieben? An verzweifelten Burschen, die den Zug mitmachen wollen, wird's nicht fehlen. Aber ehe sie den Fuß hineinsetzen . . . .! Was mich betrifft, so bin ich ein Ungläubiger: sie prahlen zwar, aber, aber . . . . der Mailänder Staat ist denn doch kein Bissen, den man mir nichts, dir nichts nur so verschlucken darf. Es handelt sich um Spanien, mein Sohn! Weißt du, was das heißen will, Spanien? St. Markus ist stark zu Hause, aber dazu gehört etwas mehr. Habe Geduld; ist dir's hier nicht wohl? . . . . Ich weiß, was du sagen willst; aber wenn es da oben beschlossen ist, daß die Sache gut ablaufe, so sei überzeugt, sie wird noch besser ausfallen, wenn man keine Dummheiten macht. Kommt Zeit, kommt Rath. Glaube mir, das ist kein Handwerk für dich. Willst du das Seidenspulen an

den Nagel hängen und dich auf's Todtschlagen legen? Was willst du denn mit dieser Rasse? Dazu gehören Leute, die eigens dazu geschaffen sind.

Ein andres Mal wollte Renzo heimlich, verkleidet und unter einem angenommenen Namen hingehen. Aber auch davon verstand Bartolo ihn abwendig zu machen aus Gründen, die leicht zu errathen waren.

Dann brach die Pest im Mailändischen aus, und wie wir bereits gesagt haben, gerade an der bergamaskischen Grenze; sie säumte nicht lange, sie zu überschreiten; und . . . . erschreckt nicht, denn ich will euch nicht auch noch die Geschichte dieser Pest erzählen; wer sie kennen zu lernen wünscht, sie ist vorhanden, auf obrigkeitlichen Befehl von einem gewissen Lorenzo Ghirardelli beschrieben; das Buch ist jedoch sehr selten und wenig bekannt, obwohl es vielleicht mehr Sachen enthält, als alle die berühmtesten Beschreibungen von Pesten zusammengenommen. Die Berühmtheit der Bücher hängt von so gar vielen Umständen ab! Was ich sagen wollte, ist, daß auch Renzo die Pest bekam; er curirte sich selbst, das heißt, er that nichts; er war dem Tode nahe, aber seine starke Leibesbeschaffenheit besiegte die Gewalt der Krankheit; in wenigen Tagen befand er sich außer Gefahr. Mit der Wiederkehr des Lebens erwachten die Erinnerungen, die Wünsche, die Hoffnungen, die Pläne des Lebens wieder lebhafter als je, das heißt, er dachte mehr als je an Lucia. Wie es wohl mit ihr stehen werde in dieser Zeit, da das Leben beinahe eine Ausnahme sei? Und ihr so nahe, sollte er denn gar nichts von ihr erfahren können. Und er sollte, Gott weiß wie lange, in Ungewißheit bleiben? Und wenn

diese dann auch beseitigt wäre, wenn er, nach dem Wegfall jeder Gefahr erführe, daß Lucia noch am Leben sei, da blieb immer noch der andere Anstand, die verwickelte Geschichte mit dem Gelübde. — Ich gehe hin, ja ich will gehen, um auf einmal über alles in's Klare zu kommen, — sagte er bei sich, und sagte es, noch ehe er im Stande war, sich aufrecht zu halten. — Wenn sie nur noch lebt! — Sie aufzufinden, das macht mir nicht bange, ich werde sie schon finden; ich will einmal aus ihrem Munde hören, was es denn mit diesem Gelübde für eine Bewandtniß habe, ich will ihr begreiflich machen, daß es nicht bestehen kann, ich nehme sie dann mit mir und die gute Agnes auch, wenn sie noch am Leben ist! Sie war mir ja immer so gut und ist es sicherlich noch. Aber wenn sie mich abfangen? O! sie haben jetzt an etwas anderes zu denken, die noch davon am Leben sind. Es streichen ja auch hier Leute ganz unangefochten umher, die manches auf der Schaufel haben. Sollte es denn bloß für die Schelmen sicheres Geleite geben? Und in Mailand, das sagen ja alle, soll es noch bunter durch einander gehen. Wenn ich eine so schöne Gelegenheit verstreichen lasse, — (die Pest! Seht doch, wie der vertrackte Trieb, alles auf uns zu beziehen und uns unterzuordnen, uns manchmal die Worte mißbrauchen läßt!) — dann kömmt keine ähnliche mehr! —

Wir wollen hoffen, mein lieber Renzo. Kaum konnte er wieder kriechen, so suchte er Bartolo auf, der bis jetzt die Pest nicht bekommen hatte und sich in Acht nahm. Er ging nicht in's Haus hinein, sondern rief ihn von der Straße aus an's Fenster.

„So, so! du bist davon gekommen. Gut für dich!“

„Ich bin noch nicht recht fest auf den Füßen, wie du siehst, aber was die Gefahr betrifft, so ist sie vorüber.“

„O, ich wollte, ich steckte in deiner Haut. Das heißt: mir geht's gut, sonst war damit Alles gesagt, aber jetzt will das wenig heißen. Wer sagen könnte: mir geht's jetzt besser: Das ist ein schönes Wort!“

Renzo wünschte dem Vetter alles Glück und theilte ihm seinen Entschluß mit.

„So gehe denn mit Gott,“ antwortete dieser. „Hüte dich vor der Gerechtigkeit, wie ich mich vor der Pest hüten werde. Gebe Gott, daß es uns beiden gut gehe und wir uns wieder sehen.“

„O ich komme sicherlich wieder; dürfte ich doch nicht allein zurückkehren! Doch genug; ich hoffe.“

„So kehre denn in Gesellschaft wieder; denn, so Gott will, wird es Arbeit für alle geben und wir wollen dann immer beisammen bleiben. Wenn du mich nur auch wieder findest und die verdammte Sucht ein Ende hat!“

„Wir werden uns wieder sehen; wir müssen uns wieder sehen.“

„Ich sage nochmals: Gott gebe es.“

Einige Tage lang machte Renzo Vorübungen, um seine Kraft zu erproben und zu stärken; und als er im Stande zu sein meinte, den Weg zurückzulegen, so schickte er sich zur Abreise an. Er schnallte sich unter die Kleider einen Gürtel um mit den fünfzig Scudi, die er nicht berührt, und von denen er nie, nicht einmal mit Bartolo, auch nur ein Wort gesprochen hatte;

er steckte einiges anderes Geld zu sich, das er bei seiner großen Sparsamkeit Tag für Tag auf die Seite gelegt hatte, nahm ein Bündel mit Kleidern unter den Arm, schob ein Zeugniß des Wohlverhaltens in die Tasche, das er sich unter dem Namen Antonio Rivolta von seinem zweiten Herrn hatte ausstellen lassen; ein großes Messer, was das wenigste war, was ein ehrlicher Mann in jener Zeit bei sich führen konnte, wurde in eine Hosentasche gesteckt, und so ausgerüstet machte er sich in den letzten Tagen des Augusts auf den Weg, drei Tage nachher, als Don Rodrigo in's Lazareth gebracht worden war. Er schlug die Richtung nach Lecco ein, weil er nicht so in's Blinde hinein nach Mailand gehen, sondern in sein Dörfchen eilen wollte, wo er Agnes noch am Leben zu treffen und von ihr einiges von den wichtigen Begebnissen zu erfahren hoffte, die zu wissen ihn so sehnlich verlangte.

Die Wenigen, die von der Pest genesen, waren inmitten der übrigen Bevölkerung wahrhaft wie eine bevorzugte Klasse. Viele Andere bekamen die Seuche und starben; und jene, die bis dahin von derselben noch unberührt geblieben waren, lebten in beständiger Furcht. Sie gingen bedachtsam und vorsichtig, mit gemessenen Schritten und argwöhnischen Gesichtern, eilend und dabei doch zögernd umher, denn alles konnte gegen sie eine Waffe sein, welche die tödtliche Wunde schlug. Die Genesenen hingegen, die ihrer Sache beinahe ganz sicher waren (denn die Pest zweimal zu bekommen, war mehr unerhört als selten), gingen unter den Pestkranken unerschrocken und entschlossen umher; so wie die Ritter aus einer Periode des Mittelalters in Eisen gehüllt,

wo Eisen nur Platz finden konnte, auf Pferden, die, so weit thunlich, auf ähnliche Weise gepanzert waren, herumschwärmten (daher jene ihre glorreiche Benennung als fahrende) und Abenteuern nachzogen, mitten unter einem armen fußgängerischen Gesindel von Bürgern und Bauern, die, um die Hiebe abzuwehren und unschädlich zu machen, nichts anderes als Lumpen auf dem Leibe trugen. Ein schönes, weises, nützliches Handwerk, ganz geeignet, in einer Abhandlung über Staatswirthschaft die erste Rolle zu spielen.

Mit einer solchen Sicherheit, die jedoch von der dem Leser bewußten Unruhe gemäßigt und von dem häufigen Schauspiel, der unaufhörlichen Vorstellung des öffentlichen Unglücks verdüstert wurde, ging Renzo seiner Heimath zu, unter einem schönen Himmel und durch ein schönes Land, begegnete aber nach einem langen Strich der traurigsten Verödung blos hie und da einem wandernden Schatten vielmehr, als einem lebenden Wesen oder Leichnamen, die ohne Leichengepräng, ohne Sang und Klang in die Grube getragen wurden. Um die Mittagszeit machte er in einem Wäldchen Halt, um sein Brod sammt dem kalten Fleisch zu verzehren, das er von Hause mit sich genommen hatte. Früchte hatte er längs der Straße hin überall zu seiner Verfügung, mehr als er bedurfte; Feigen, Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, so viel er wollte; er durfte nur in die Felder hineingehen, um sie abzupflücken oder unter den Bäumen aufzulesen; es lag so voll, als wenn es sie herabgehagelt hätte, denn das Jahr war außerordentlich gesegnet, besonders an Obst, und es bekümmerte sich Niemand darum; auch die Trauben verdeckten sozusagen die

Rebblätter, und sie wurden dem nächsten besten überlassen, der sie zuerst abpflücken wollte.

Gegen Abend entdeckte er sein Dorf. Wenngleich vorbereitet, war es ihm bei diesem Anblicke dennoch, als wenn man ihm das Herz zuschnürte; er wurde zu gleicher Zeit von einer Menge schmerzlicher Erinnerungen, schmerzlicher Ahnungen überfallen; er meinte das widrige Sturmläuten zu hören, das ihn begleitet, verfolgt hatte, als er diese Gegend verließ; und zugleich fühlte er sozusagen das Schweigen des Todes, das dort herrschte. Eine heftigere Unruhe empfand er, als er auf den Platz vor der Kirche einlenkte; und noch auf Schlimmeres machte er sich am Ziele seiner Wanderung gefaßt; denn wo er einzukehren sich vorgenommen hatte, das war in jenem Häuschen, das er gewöhnlich Lucia's Häuschen genannt hatte. Nun konnte es höchstens noch Agnesen's Häuschen sein, und die einzige Gnade, die er vom Himmel hoffte, war, diese lebend und gesund anzutreffen. Er nahm sich vor, in diesem um Einlaß und Aufnahme zu bitten, indem er sich wohl denken konnte, daß das seinige nur noch eine Wohnung für Ratten und Marder sein könne.

Da er sich nicht sehen lassen wollte, so schlug er einen Fußweg außerhalb des Dorfes ein, denselben, auf dem er in jener verhängnißvollen Nacht in guter Gesellschaft in's Pfarrhaus gegangen war, um den Pfarrer zu überraschen. Ungefähr auf halbem Wege lag einerseits Renzo's Haus, andererseits sein Weinberg, so daß er im Vorübergehen einen Augenblick hineingehen konnte, um zu sehen, wie es mit seinem Eigenthum stehe. Während des Weges schaute er forschend um sich, er

wünschte Jemanden zu sehen, und doch graute ihm vor der ersten Begegnung. Schon nach wenigen Schritten sah er einen Menschen im bloßen Hemde auf der Erde sitzen, mit dem Rücken gegen eine Jasminhecke gelehnt, in der Stellung eines Wahnsinnigen; an dieser und an der Gesichtsbildung meinte er jenen armen halb blödsinnigen Gervaso wieder zu erkennen, der dem verunglückten Zuge in's Pfarrhaus als zweiter Zeuge mit angewohnt hatte. Als er aber näher kam, mußte er sich überzeugen, daß es anstatt dessen der so aufgeweckte Tonio selbst sei, der ihn mitgebracht hatte. Die Pest, die ihm mit der Kraft des Körpers auch die des Geistes hinweggenommen, hatte in seinem Gesicht und in seinem ganzen Aeußern einen geringen und verborgenen Keim von Aehnlichkeit entwickelt, die er mit dem geistesschwachen Bruder gemein hatte.

„O Tonio!" sagte Renzo, indem er vor ihm stehen blieb, „bist du's?"

Tonio schlug die Augen gegen ihn auf, ohne den Kopf zu bewegen.

„Tonio, kennst du mich nicht mehr?"

„Wen es trifft, den trifft's," antwortete Tonio und sah ihn mit offenem Munde an.

„Du hast auch daran glauben müssen? Ach, armer Tonio, erkennst du mich denn nicht mehr?"

„Wen es trifft, den trifft's," versetzte jener mit einem gewissen blödsinnigen Lächeln. Renzo, der wohl sah, daß er nichts anderes aus ihm herausbringen würde, setzte seinen Weg noch trauriger fort. Und sieh, da kam eine schwarze Gestalt um eine Ecke herum zum Vorschein und ihm entgegen; er erkannte in ihr sogleich

Don Abbondio. Er schritt langsam einher und stützte sich auf seinen Stock, und wie er allmählig sich näherte, konnte Renzo an seinem bleichen, eingefallenen Gesichte und an jeder seiner Geberden wahrnehmen, daß auch er seinen Sturm durchgemacht habe. Auch Don Abbondio schaute jetzt auf; er meinte und meinte auch wieder nicht; er nahm etwas Fremdartiges in der Kleidung wahr; aber es war ja gerade die bergamaskische Tracht.

— Er ist's ohne Weiteres! — sagte er bei sich, und hob mit mißvergnügtem Staunen die Hände gen Himmel, so daß der Stock, den er in der rechten hielt, in der Luft schwebte. Da konnte man sehen, wie die abgemagerten Arme in den Aermeln baumelten, die sonst kaum Platz darin gefunden hatten. Renzo ging ihm rasch entgegen und grüßte ehrerbietig. Denn wiewohl sie auf die bewußte Art sich getrennt hatten, so war er doch immer sein Pfarrer.

„Bist du's, bist du's wirklich?" rief Don Abbondio aus.

„Ich bin's, wie Ihr sehet. Weiß man nichts von Lucia?"

„Was soll man von ihr wissen? Man weiß nichts von ihr. Sie ist in Mailand, wenn sie überhaupt noch in dieser Welt ist. Aber du . . . ."

„Und Agnes, lebt sie noch?"

„Mag sein, aber wer soll's denn wissen? sie ist nicht hier. Aber . . . ."

„Wo ist sie?"

„Sie ist in's Valsassina gegangen, um dort zu bleiben bei ihren Verwandten in Pasturo, weißt du?

denn man sagt, daß die Pest dort nicht so fürchterlich haust, wie hier. Aber du, sage ich . . . ."

„Das ist mir gar nicht lieb. Und der Pater Christophoro . . . .?"

„Er ist schon lange fort. Aber . . . ."

„Ich wußte es wohl; man hat es mir schreiben lassen, ich wollte wissen, ob er nicht zufällig in die Gegend gekommen sei."

„O gerechter Gott! man hat nicht mehr von ihm reden hören. Aber du . . . ."

„Auch das ist mir sehr unlieb."

„Aber du, sage ich, warum kömmst denn du hieher, um des Himmels willen? Weißt du denn nichts von der Kleinigkeit, von dem Steckbriefe . . . .?"

„Was liegt mir daran? Sie haben jetzt an andere Dinge zu denken. Ich habe einmal selbst kommen wollen, um nach meinen Sachen zu sehen. Und weiß man denn eigentlich nichts . . . .?"

„Was willst du sehen? Es ist ja Niemand mehr hier, es ist nichts mehr hier. Und jetzt, trotz des Steckbriefs hieher zu kommen, gerade in's Dorf, dem Wolfe in den Rachen, ist das auch Verstand? Folge dem Rathe eines alten Mannes, der vernünftiger ist, als du, und es gut mit dir meint. Schnüre dir die Schuhe fest an, und bevor dich hier Jemand sieht, gehe wieder hin, von wannen du gekommen bist; und wenn man dich gesehen hat, so mache, daß du um so bälder fortkommst. Meinst du, die Luft hier sei dir zuträglich? Weißt du nicht, daß sie hergekommen sind, um dich aufzusuchen, daß sie alles durchstöbert und das Untere zu Oberst gekehrt haben?"

„Ich weiß es nur zu gut; die Schurken!“

„Nun also . . . . !“

„Aber wenn ich Euch sage, daß ich nicht daran denke. Ist er noch hier? ist er hier?“

„Ich sage dir ja, daß Niemand hier ist; ich sage dir, du sollst nicht an die Dinge hier denken; ich sage dir, daß . . . .“

„Ich frage, ob er noch hier, der dort?“

„O heiliger Himmel! Rede doch vernünftiger. Ist es möglich, daß du nach so vielen Unglücksfällen noch immer der alte Hitzkopf bist?“

„Ist er hier, oder ist er nicht hier?“

„Er ist nicht hier, er ist fort, und die Pest, mein Sohn, die Pest! Wer schweift denn in dieser Zeit so herum?“

„Wenn es sonst auf dieser Welt nichts gäbe, als die Pest . . . . ich sage für mich: ich habe sie gehabt, ich bin frei.“

„Nun also! nun also! sind das keine Warnungen? wenn einer davon gekommen ist, so scheint mir, sollte er dem Himmel danken und . . . .“

„Ich danke ihm ja.“

„Und nicht nach andern Sachen sich umschauen. Mach's wie ich und . . . .“

„Ihr habt sie auch gehabt, Herr Pfarrer, wenn ich recht sehe.“

„Ob ich sie gehabt habe! treulos und schmählich ist sie über mich hergefallen; es ist ein Wunder, daß ich noch hier bin; es ist genug, wenn ich dir sage, daß sie mich so zugerichtet hat, wie du siehst. Jetzt hatte ich gerade ein bischen Ruhe nöthig, um wieder zu Kräften

zu kommen; es ging mir etwas besser .... Aber um's Himmels willen, was willst du denn hier machen? Gehe doch wieder ...."

„Immer sprecht Ihr vom Fortgehen, Herr Pfarrer. Wenn ich hätte dort bleiben wollen, wäre ich nicht hieher gekommen. Ihr sagt: was willst du hier? Eine schöne Frage das! Ich will eben auch wieder in der Heimath sein."

„In der Heimath ...."

„Sagt mir doch, Herr Pfarrer, sind viele Leute hier gestorben?"

„O! o!" rief Don Abbondio aus, und begann, von Perpetua angefangen, eine Reihe von Personen und ganzen Familien her zu zählen. Renzo war zwar auf so etwas gefaßt; als er aber so viele Namen von Personen, die er kannte, von Freunden, von Verwandten nennen hörte, stand er tief betrübt, gesenkten Hauptes da und rief einmal über das andere: „der Arme! die Arme! die Armen!"

„Sieh', lieber Renzo!" fuhr Don Abbondio fort, „und es ist noch nicht aus. Wenn die, welche noch übrig sind, nicht Vernunft annehmen und sich die Grillen aus dem Kopfe schlagen, so sind wir nicht weit vom jüngsten Tag."

„Seid nur ruhig, ich habe nicht im Sinne, hier zu bleiben."

„O, dem Himmel sei's gedankt, der dir diesen Gedanken eingegeben hat. Ich verstehe schon, du gedenkst wieder in's Bergamaskische zurückzukehren."

„Darüber braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen."

„Wie, du wirst mir nicht etwa gar noch einen dümmern Streich spielen, als diesen da!“

„Bekümmert Euch nicht darum, sage ich: das sind meine Sachen; ich bin kein Kind mehr; ich bin ja beim Gebrauch meines Verstandes. Ich hoffe indeß, Ihr werdet Niemanden sagen, daß Ihr mich gesehen habt. Ihr seid ein Priester; ich bin eines von Euern Schäflein, Ihr werdet mich nicht verrathen wollen.“

„Hab's schon verstanden,“ sagte Don Abbondio ärgerlich seufzend; „hab's schon verstanden. Du willst dich zu Grunde richten, und willst mich zu Grunde richten. Du hast nicht genug an dem, was du durchgemacht hast, du hast nicht genug an dem, was ich durchgemacht habe. Ich hab's verstanden, hab's verstanden.“ Damit ging er seines Weges, indem er die letzteren Worte immerfort zwischen den Zähnen brummte.

Renzo blieb traurig und verstimmt stehen und dachte darüber nach, wo er wohl einkehren solle. Unter den Verstorbenen, die ihm Don Abbondio aufgezählt hatte, war eine ganze Familie, welche die Pest weggerafft hatte, mit alleiniger Ausnahme eines jungen Menschen, ungefähr von Renzo's Alter, der von Kindsbeinen an sein Spielgefährte gewesen war; das Haus stand wenige Schritte außerhalb des Dorfes. Da wollte er hingehen.

Als er weiter ging, kam er an seinem Weinberg vorüber und schon von Außen konnte er schließen, in welchem Zustande er sich befinde. Kein Gipfelchen, keinen Baumzweig von denen, die er verlassen hatte, sah man über die Mauer hinausragen, wenn etwas hinausragte, so war es seit seiner Abwesenheit nachgewachsen. Er

stellte sich unter den Eingang; vom Gatter waren nicht einmal mehr die Angeln da, er sah sich rings um: armer Weinberg! Zwei Winter hindurch waren die Leute aus dem Dorfe „in den Weinberg des armen Jungen“ gegangen, wie sie sagten, um Holz zu holen. Weinstöcke, Maulbeerbäume aller Art, alles war auf's Gräulichste ausgerissen oder am Boden abgehauen. Man sah indeß noch die Spuren früherer Pflege: junge Rebschoße in abgerissenen Zeilen, die aber noch die Spuren der zerstörten Reihen anzeigten; da und dort Stockausschlag oder Wurzelschößlinge von Maulbeer-, Feigen-, Pfirsich-, Kirschen- oder Pflaumen-Bäumen, aber auch diese zerstreut und unterdrückt mitten unter einem neuen, mannigfaltigen und dichten Nachwuchs, der ohne Nachhilfe durch Menschenhand aufgekeimt und herangewachsen war. Es war da ein Durcheinander von Nesseln, Farrenkraut, Lolch, Hundsgras, Mehlkraut, wildem Hafer, grünem Tausendschön, Wegwart, Sauerklee, Hirse, Gras und andern dergleichen Pflanzen; von jenen meine ich, aus denen der Bauer in allen Ländern in seiner Weise eine große Klasse gemacht und sie Unkraut oder etwas Aehnliches genannt hat. Es war ein Mischmasch von Stengeln, die um die Wette einander in der Luft zu überragen, oder am Boden kriechend, einander voranzueilen, kurz auf jede Weise sich den Platz streitig zu machen suchten; ein Wirrwar von Blättern, Blumen, Früchten in hundert Farben, hunderterlei Gestalten und hunderterlei Größen; kleine Aehren, Kolben, Büschel, Dolden, Krönchen, weiße, rothe, gelbe, blaue. Unter diesem Gewimmel von Pflanzen gab es einige, die höher, augenfälliger, aber darum nicht edler waren,

wenigstens der größte Theil: die türkische Rebe mit ihren langen röthlichen Ranken, mit ihren prächtigen großen, dunkelgrünen Blättern, wovon einige schon mit Purpur besäumt, mit ihren gebogenen Trauben, die unten mit violetten, mehr nach oben mit purpurnen, dann grünen Beeren und an der Spitze mit weißlichen Blümchen besetzt waren; das Wollkraut, mit seinen großen wolligen Blättern am Boden, seinem hoch in die Luft ragenden Stengel und den langen zerstreuten Aehren, die mit hellen gelben Blümchen wie besternt waren; Disteln, stachelig an Stengeln, Blättern und Köpfen, aus denen Büschel weißer oder purpurner Blumen hervorwuchsen, oder vom Winde entführte silberne leichte Federbüschchen sich ablösten. Hier hatten Ackerwinden um die neuen Schößlinge eines Maulbeerbaums sich geschlungen, bedeckten sie alle mit ihren schaukelnd herabhängenden Blättern, und ließen von deren Spitzen die weißen weichen Glöckchen niederschwanken; dort hatte eine Zaunrübe, mit ihren rothen Beeren, an den neuen Schoßen eines Weinstocks sich emporgerankt, der, nachdem er vergebens nach einem festern Anhalte sich umgesehen, nun gleichfalls seine Gäbelchen an jene anhängte, und indem sie ihre wenig verschiedenen Blätter unter einander mischten, zogen sie sich wechselseitig nieder, wie es oftmals zweien Schwachen ergeht, die einander zur Stütze nehmen. Der Braunbeerstrauch war überall, er ging von einer Pflanze zur andern, stieg hinauf oder hinab, beugte seine Zweige zurück oder streckte sie aus, wie es ihm eben gelang; und indem er sich selbst vor dem Eingang querüber legte, schien er da

zu sein, um sogar dem Eigenthümer den Durchgang streitig zu machen.

Dieser aber hatte durchaus nicht im Sinne, in einen solchen Weinberg hineinzugehen, und vielleicht verweilte er nicht so lange, um ihn zu betrachten, als wir, um diese kurze Schilderung von ihm zu entwerfen. Er zog vorüber; nicht weit davon war sein Haus. Er ging durch den Garten, bis an die Kniee im Unkraut watend, womit dieser, wie der Weinberg, überwuchert und bedeckt war. Er setzte den Fuß auf die Schwelle eines der beiden Stübchen des Erdgeschoßes. Beim Geräusche seiner Tritte, bei seinem Erscheinen entstand unter den neuen Bewohnern, den Ratten, eine schreckliche Verwirrung; sie flohen die Kreuz und die Quer, und verkrochen sich in dem Unrathe, womit der Fußboden bedeckt war; es war noch das Bette der Lanzknechte. Er warf einen Blick auf die Wände, sie waren zerstoßen, besudelt, verräuchert; er schlug die Augen zur Decke auf, sie war von Spinngeweben überzogen. Sonst war nichts da. Er entfernte sich auch von hier, indem er sich mit den Händen in die Haare fuhr, und ging wieder auf dem nämlichen Fußpfad zurück, den er sich kaum vor einem Augenblicke gebahnt hatte; nach wenigen Schritten schlug er einen andern Weg links ein, der nach dem Felde führte und erreichte, ohne eine lebendige Seele zu sehen oder zu hören, die Wohnung, wo er ein Nachtquartier zu finden hoffte. Es fing schon an zu dämmern. Sein Jugendgespiele saß neben der Hausthür auf einer hölzernen Bank mit gekreuzten Armen und gen Himmel gerichteten Blicken, wie ein Mensch, der vom Unglück betäubt und von der Einsam-

keit verwildert ist. Da er Fußtritte vernahm, so wendete er sich, um zu sehen, wer es sei, und da er in der Dämmerung durch Aeste und Zweige hindurch einen Andern zu sehen glaubte, sagte er, indem er sich dabei aufrichtete und die Hände erhob, mit lauter Stimme: „Ist denn sonst Niemand da, als ich? Hab' ich gestern nicht genug gethan? Gönnt mir ein wenig Ruhe, das ist auch ein Werk der Barmherzigkeit."

Renzo wußte nicht, was das sagen sollte, und rief den Freund beim Namen.

„Renzo! . . . ." rief jener voll Verwunderung fragend aus.

„Ich bin es," antwortete Renzo, und Beide eilten einander entgegen.

„Bist du es wirklich?" sagte der Freund, als sie sich gegenüber standen: „O wie freut es mich, dich wieder zu sehen! Wer hätte das gedacht? Ich hielt dich für Paolin, den Todtengräber, der mich immer quält, ich solle ihm beim Gräber machen helfen. Weißt du, daß ich nur noch allein bin? allein! allein, wie ein Einsiedler!"

„Ich weiß es leider," sagte Renzo. So traten sie, Begrüßungen, Fragen und Antworten mischend und austauschend, mit einander in's Häuschen, wo der Freund, ohne mit dem Reden aufzuhören, sich emsig bemühte, Renzo eine Ehre anzuthun, wie er es so unversehens und in jener Zeit vermochte. Er setzte Wasser ans Feuer und fing an, eine Polenta zu bereiten; nach einiger Zeit trat er den Rührlöffel an Renzo ab und entfernte sich mit den Worten: „ich bin ja allein geblieben; ach! ich bin ja ganz allein!"

Bald kam er wieder mit einer Schüssel Milch und etwas trockenem Brode, Ziegenkäse, mit Feigen und Pfirsichen, und nachdem er alles auf den Tisch gestellt und die Polenta in eine hölzerne Schüssel angerichtet hatte, setzten sie sich mit einander zu Tisch, indem sie sich wechselseitig dankten, der eine für den Besuch, der andere für die freundliche Aufnahme. Und nach einer vielleicht zweijährigen Trennung fanden sie sich viel befreundeter bei einander, als sie es zu sein vermeint hatten in jener Zeit, da sie sich beinahe täglich gesehen, weil, sagt hier das Manuscript, Beiden Dinge begegnet waren, welche erkennen lassen, welcher Balsam für ein wundes Gemüth das Wohlwollen sei, sowohl jenes, das man selbst empfindet, als auch jenes, das man bei andern findet.

Indessen konnte bei Renzo dennoch Niemand Agnesens Stelle ersetzen, oder ihn über deren Abwesenheit trösten, nicht blos wegen jener frühern ganz besondern Zuneigung, sondern auch, weil unter den Dingen, die er so sehnlich zu entziffern wünschte, eines war, wozu nur sie den Schlüssel hatte. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er seine Reise fortsetzen oder zuerst Agnes aufsuchen solle, weil ihr Aufenthaltsort so nahe sei; in Anbetracht aber, daß Agnes über Lucia's Befinden nichts wisse, verblieb er bei seinem ersten Vorsatze, vorerst auf dem geradesten Wege sich Gewißheit hierüber zu verschaffen, mit eigenen Augen zu sehen und dann erst der Mutter das zu hinterbringen, was er in Erfahrung gebracht haben würde. Von seinem Freunde erfuhr er jedoch Manches, was er nicht wußte, und kam über Manches in's Klare, was er nicht recht wußte, über

Lucia's Schicksale, über die Verfolgungen, die man gegen ihn angestellt hatte, und wie Don Rodrigo sich furchtsam davon gemacht und man ihn nicht mehr in der Gegend gesehen habe; in Summa über den ganzen Wirrwar von Begebnissen. Er erfuhr auch (und die Nachricht war für Renzo von nicht geringer Wichtigkeit), wie der Geschlechtsname des Don Ferrante eigentlich laute; wohl hatte Agnes durch ihren Secretär es ihm schreiben lassen, aber der bergamaskische Dolmetscher hatte beim Lesen des Briefs das Wort so sehr entstellt, daß, wenn Renzo nach Mailand gegangen wäre, um dieses Haus aufzusuchen, er wahrscheinlich Niemanden gefunden haben würde, der errathen hätte, von wem er rede. Und dennoch war dies der einzige Faden, den er hatte, um Lucien nachzuspüren. Was die Gerechtigkeit betraf, so konnte er sich immer mehr überzeugen, daß diese Gefahr viel zu ferne liege, als daß er sich darüber eine Sorge hätte machen dürfen; der Landvogt war an der Pest gestorben; wer weiß, wenn man wieder einen andern an dessen Stelle senden würde; auch die Häscher waren größtentheils mit Tod abgegangen; jene, die noch übrig waren, hatten an etwas ganz Anderes, als an die alten Geschichten zu denken.

Auch er erzählte dem Freunde seine Schicksale und vernahm dagegen hundert Geschichten über den Durchmarsch des Heeres, über die Pest, über die Salber, über dies und das. „Das sind böse Sachen," sagte der Freund, indem er Renzo in eine Stube begleitete, deren Bewohner die Pest hinweggeführt hatte; „Sachen, von denen man nie geglaubt hätte, daß man sie zu sehen bekomme; Sachen, die Einem sein ganzes Leben lang

jede Freude entleiden könnten, und doch ist es ein Trost, wenn man unter Freunden darüber reden kann."

Beim Anbruch des Tages waren Beide in der Küche; Renzo reisefertig mit dem verborgenen Gürtel unter der Jacke und dem langen Messer in der Hosentasche; den Reisebündel ließ er, um leichter voranzukommen, bei dem Gastfreunde in Verwahrung. „Wenn es mir gut geht," sagte er, „wenn ich sie noch am Leben finde, wenn .... genug .... ich komme wieder über hier; ich eile nach Pasturo, um der armen Agnes die freudige Botschaft zu überbringen, und dann, dann .... Aber wenn unglücklicher Weise, was Gott verhüten wolle .... dann weiß ich nicht, was ich anfangen, wohin ich gehen soll; aber sicherlich, in dieser Gegend sieht man mich nie wieder." Bei diesen Worten betrachtete er, aufrecht auf der Thürschwelle stehend und den Kopf erhoben, die Morgenröthe seiner Berge, die er so lange nicht mehr gesehen hatte. Der Freund sprach ihm, wie es üblich ist, Muth ein; er verlangte, er solle etwas zum Essen mit sich nehmen; begleitete ihn eine Strecke Weges und verließ ihn unter neuen Glückwünschen.

Renzo reiste ganz gemächlich; es war ihm genug, wenn er an jenem Tag noch in die Nähe von Mailand komme, um Tags darauf, in aller Frühe hineinzugehen und seine Nachforschungen sogleich zu beginnen. Die Reise ging ohne Unfall, oder sonst etwas von statten, was Renzo von seinen Gedanken hätte abziehen können; nur daß er überall auf das gewohnte Elend und die gewohnten Trauerscenen stieß. Wie er es am Tage zuvor gemacht hatte, so machte er, als es Essens Zeit war,

auch jetzt in einem Wäldchen Halt, um einen Bissen zu sich zu nehmen und auszuruhen. Als er durch Monza passirte, verlangte er bei einem Bäckerladen, wo Brod ausgestellt war, zwei Laibchen, um auf jeden Fall nicht ganz unversorgt zu sein. Der Bäcker rief ihm zu, er dürfe nicht eintreten, bot ihm auf einer kleinen Schaufel ein Schüsselchen mit Essig und Wasser zu, und wies ihn an, das Geld hineinzuwerfen; und erst, nachdem er dies gethan hatte, reichte ihm jener mit einer Art von Zange die beiden Brode, eines nach dem andern, die Renzo dann in seine beiden Taschen schob.

Gegen Abend kam er in Greco an, ohne daß er jedoch den Namen kannte; aber mit dem bischen Ortsgedächtniß, das ihm von der frühern Reise her geblieben war, und durch die Berechnung des Weges von Monza her, schloß er, daß er nicht weit von der Stadt entfernt sein könne und verließ nun die Hauptstraße, um auf dem Felde irgend eine Hütte aufzusuchen und die Nacht darin zuzubringen; denn mit Wirthshäusern wollte er nichts mehr zu schaffen haben. Er traf's besser als er vermuthet hatte; er sah eine Lücke in einem Zaune, der den Hof eines Melkhäuschens umgab und trat auf gut Glück ein. Es war Niemand da; er sah auf einer Seite eine große Halle, unter der ein großer Haufe Heu lag und eine Sprossenleiter daran gelehnt, er stieg auf's Gerathewohl hinauf, machte sich eine Stelle zum Schlafen zurecht und schlief auch wirklich sogleich ein, um erst bei Tagesanbruch wieder zu erwachen. Dann kroch er auf allen Vieren gegen den Rand seines großen Bettes, streckte den Kopf hinaus, und da er Niemanden sah, stieg er hinab, wo er hinaufgestiegen war, schlüpfte hin-

aus, wo er hineingeschlüpft war, schlug Fußwege ein, indem er sich den Dom zu seinem Polarstern nahm, und nach einem sehr kurzen Marsche kam er zwischen dem östlichen und neuen Thor, diesem jedoch sehr nahe, unter den Mauern von Mailand an.

Vierunddreißigstes Kapitel.

In Betreff der Art und Weise, in die Stadt zu gelangen, hatte Renzo im Allgemeinen vernommen, daß zwar die strengsten Befehle ergangen seien, Niemanden ohne ein Gesundheitsattest einzulassen; daß aber jeder leicht hineinkommen könne, wer nur ein Bischen sich zu helfen und den rechten Augenblick zu treffen wisse. Und so war es wirklich; aber auch abgesehen von den allgemeinen Gründen, weßhalb in jenen Zeiten jedweder Befehl selten gehörig vollzogen wurde; abgesehen von den besondern, welche die strenge Durchführung solcher Befehle so unthunlich machten; Mailand befand sich damals in einem solchen Zustande, daß man nicht recht einsah, was es nützen sollte, es anzusehen, und daß jeder, der dahin ging, vielmehr sein eigenes Heil in die Schanze zu schlagen, als jenes der Bürger zu gefährden schien.

Nach diesen Berichten war es Renzo's Absicht den Versuch zu machen, durch's nächste beste Thor, auf das er stoße, in die Stadt einzutreten, und wenn er da einem Hinderniß begegnen sollte, um die Mauer herumzugehen,

bis er etwa eines finde, wo man leichter durchkommen könne. Der Himmel weiß, wie viele Thore Mailand nach seiner Meinung haben müsse. Als er daher bei der Stadtmauer ankam, blieb er stehen und schaute um sich, wie einer, der, wenn er nicht weiß, welchen Entschluß er fassen solle, von Allem einen Fingerzeig dazu zu erwarten oder zu verlangen scheint. Aber zur Rechten und zur Linken sah er nichts, als zwei Strecken einer krummen Straße, sich gegenüber ein Stück Mauer; von keiner Seite irgend eine Spur eines lebendigen Menschen: außer daß von einem gewissen Punkte des Walles eine Säule dunkeln dicken Rauches aufstieg, der im Aufsteigen sich ausbreitete, in großen Kugeln herumwirbelte, und dann in der unbeweglichen aschgrauen Luft sich verlor. Man verbrannte angesteckte Kleider, Betten und Hausrath aller Art: und derlei traurige Feuer brannten nicht nur hier, sondern auch an verschiedenen Stellen des Walles.

Das Wetter war trübe, die Luft schwer, der Himmel überall mit einer Wolke oder einem gleichmäßigen, trägen Nebel umschleiert, der die Sonne zu versagen schien, ohne Regen zu versprechen; das Land umher zum Theil ungebaut und ganz dürr, jedes Grün verdorrt und auch nicht ein Thautröpfchen auf den welken, hängenden Blättern wahrzunehmen; dazu kam noch die in der Nähe dieser großen Stadt herrschende Oede und Stille; all das gesellte der Unruhe Renzo's eine neue Bestürzung bei, und machte alle seine Gedanken noch düsterer.

Nachdem er eine Weile da gestanden war, ging er auf's Gerathewohl, ohne es zu wissen, gerade stracks dem

neuen Thore zu, das er, obgleich es sehr nahe war, einer Bastei wegen, hinter der es verborgen lag, nicht hatte sehen können. Nach einigen Schritten hörte er ein Geklingel, das von Zeit zu Zeit aufhörte und wieder begann, dazwischen eine Menschenstimme. Er schritt vorwärts, und als er um die Ecke der Bastei bog, war das erste, was er sah, eine Bretterhütte und an deren Thür eine Schildwache, die mit einer gewissen kraftlosen, gleichgiltigen Haltung an ihrer Muskete lehnte; hinter dem Posten war ein Staketenzaun und hinter diesem das Thor, das heißt zwei rohe Mauerstücke mit einem Wetterdache, zum Schutze der Thorflügel, welche, wie der Gatter des Zaunes, sperrangelweit offen standen. Jedoch gerade vor der Oeffnung stand am Boden ein trauriges Hinderniß: eine Tragbare, auf die zwei Monatti eben einen Armen legten, um ihn wegzutragen. Es war der Vorgesetzte der Zollwächter, an welchem man kaum zuvor die Pest entdeckt hatte. Renzo blieb stehen, um das Ende abzuwarten: nachdem der Zug abgegangen war und Niemand erschien, um den Gatter zu schließen, schien es ihm Zeit und er ging im Schnellschritt voran; aber die Schildwache rief ihm ein drohendes „Holla" zu: Renzo blieb von Neuem stehen, und nachdem er dem Soldaten einen verstohlenen Wink gegeben, zog er einen halben Ducatone heraus, den er ihm zeigte. Jener, sei es, daß er die Pest schon gehabt hatte, oder daß er sie weniger fürchtete, als er die halben Ducatoni liebte, winkte Renzo zu, er solle ihn hinwerfen, und als er sah, daß er ihm rasch vor die Füße flog, so murmelte er ihm zu: „mach, daß du schnell fortkömmst." Renzo ließ es sich nicht zweimal sagen.

Er ging durch den Staketenzaun, ging durch's Thor und eilte fort, ohne daß ihn Jemand bemerkt oder beachtet hätte; nachdem er jedoch etwa vierzig Schritte zurückgelegt hatte, hörte er ein zweites „Holla", das ein Zollwächter ihm nachrief. Diesesmal stellte er sich, als höre er es nicht und beschleunigte seine Schritte, ohne sich auch nur umzuwenden. „Holla," rief der Zollwächter nochmal, mit einer Stimme jedoch, die mehr Ungeduld als Entschlossenheit anzeigte, sich Gehorsam zu verschaffen; und da er keinen Gehorsam fand, so zuckte er die Achseln und kehrte in sein Bretterhaus zurück, wie Jemand, dem mehr daran lag, den Reisenden nicht allzu nahe zu kommen, als sich um ihr Thun und Lassen zu bekümmern.

Die Straße, welche Renzo eingeschlagen hatte, führte damals, wie heutzutage, gerade zu dem Canale hin, der Naviglio heißt: links und rechts waren Zäune und Gartenmauern, Kirchen und Klöster, nur wenige Häuser. Am Ende derselben und in der Mitte jener, die längs des Canals hinführt, stand eine Säule mit einem Kreuze, dem Kreuz des heiligen Eusebius. Und so sehr auch Renzo vorwärts schaute, er sah nichts als jenes Kreuz. Als er am Kreuzwege, der die Straße ungefähr in zwei Hälften theilt, anlangte und nach beiden Seiten hinsah, sah er in jener, welche Straße der heiligen Theresia heißt, einen Bürger gerade auf sich zukommen. — Endlich eine Christenseele! — sagte er bei sich, wendete sich stracks nach jener Seite hin und gedachte, sich von ihm den Weg weisen zu lassen. Dieser hatte auch den herankommenden Fremdling wahrgenommen, und betrachtete ihn um so mehr mit argwöhnischen Blicken, als er

bemerkte, daß er, anstatt seines Weges zu gehen, gerade auf ihn zukam. Als Renzo ihm nahe war, zog er, als der ehrerbietige Bergbewohner, der er war, den Hut ab; und indem er ihn in der linken Hand hielt, steckte er die rechte in den leeren Hutkopf und ging dem Unbekannten entgegen. Dieser aber verdrehte die Augen, that einen Schritt rückwärts, erhob einen Knotenstock, hielt dem Renzo drohend die lange Eisenspitze entgegen und schrie: „fort! weg da! weg von mir!“

„Oho!“ schrie auch der Jüngling, setzte seinen Hut wieder auf, und da er, wie er in der Folge sagte, als er den Vorfall wieder erzählte, in diesem Augenblicke nichts weniger als Lust hatte, Händel anzufangen, so wandte er dem wunderlichen Gesellen den Rücken und ging seines Weges, oder vielmehr, er wandelte in der Straße fort, die er angetreten hatte.

Auch der andere machte sich zornschnaubend davon, sah sich aber von Zeit zu Zeit um, und als er nach Hause kam, erzählte er, es habe ein Salber mit einer ganz demüthigen, freundlichen Miene, aber mit einem Spitzbubengesichte sich ihm genähert, und habe ein Salbenbüchschen oder ein Pulverpäckchen (er war nicht gewiß, ob das eine oder das andere) in der Hand und diese im Hutkopfe versteckt gehabt; er würde ihm sicher eines angehängt haben, wenn er ihn nicht fern zu halten verstanden hätte. „Wenn er mir noch einen Schritt näher auf den Leib gerückt wäre,“ setzte er bei, „so hätte ich ihn angespießt, bevor er Zeit gehabt hätte, mir den Streich zu spielen. Zum Unglück waren wir in einer abgelegenen Straße, denn wenn es mitten in Mailand gewesen wäre, so hätte ich Leute herbeigerufen, um

ihn mit ihrer Hilfe zu erwischen. Sicherlich hätte man die gottlose Sauerei in seinem Hute angetroffen. Aber so allein ihm gegenüber mußte ich froh sein, ihm Angst einzujagen, ohne Gefahr zu laufen, von ihm eins abzukriegen; denn so ein bischen Pulver ist bald ausgestreut; diese Leute haben darin eine besondere Geschicklichkeit, und dann haben sie den Teufel auf ihrer Seite. Jetzt zieht er in Mailand umher, wer weiß, was er für Unglück anrichtet!" und so lange er lebte, und er lebte noch viele Jahre, wiederholte er jedesmal seine Geschichte, wenn von den Salbern die Rede war und fügte bei: „Alle die, so behaupten, es sei nicht wahr gewesen, sollen's nur mir nicht sagen, denn man muß die Sachen gesehen haben."

Renzo war weit entfernt, sich vorzustellen, welcher Gefahr er entgangen sei; und mehr von Zorn als von Furcht bewegt, dachte er unterwegs an diesen Empfang. Er errieth ungefähr, was der Unbekannte von ihm gedacht haben möge; aber die Sache schien ihm so unvernünftig, daß er es für ausgemacht annahm, der Bursche müsse ein halber Narr sein. — Das fängt bös an, — dachte er jedoch: — es ist, als waltete ein Unstern über mir in diesem Mailand. Um herein zu kommen, ging's mir ganz nach Wunsch; nun ich aber drinn bin, finde ich überall Verdrießlichkeiten. Doch genug . . . . mit Gottes Hilfe . . . . finde ich . . . . gelingt es mir . . . . je nun, dann will ich all das für nichts zählen. —

Bei der Brücke angekommen, wendete er sich, ohne sich lange zu besinnen, links in die St. Markus-Straße, indem er, und zwar mit Recht, meinte, sie müsse nach dem Innern der Stadt führen. Er sah sich auf dem

Wege überall um, ob er nicht ein menschliches Wesen entdecken könnte; aber er sah nichts als einen entstellten Leichnam in dem kleinen Graben, welcher zwischen den wenigen Häusern (und damals waren es noch weniger) und einer Strecke der Straße hinlief. Nachdem er diese Strecke hinter sich hatte, hörte er rufen: „ach, da kommt ja Jemand!“ Er sah nach der Seite hin, von wannen der Ruf erscholl, und sah, nicht gar weit weg, auf dem Altan eines vereinzelnten Häuschens eine arme Frau, von einem Haufen kleiner Kinder umgeben; welche unter fortwährendem Rufen ihn auch mit der Hand zu sich winkte. Er lief eilig zu ihr hin, und als er in ihrer Nähe war, sagte sie: „o, mein lieber Junge, um der Seligkeit Euerer Todten willen, thut mir die Liebe, dem Commissär zu berichten, daß wir hier vergessen worden sind. Sie haben uns im Hause als verdächtig abgesperrt, weil mein armer Mann gestorben ist; sie haben die Thür zugenagelt; und seit gestern Morgen hat uns Niemand etwas zu essen gebracht. Seit dieser langen Zeit ist kein Christenmensch hier vorüber gegangen, der mir diesen Liebesdienst hätte erweisen wollen, und die armen Würmchen da sterben vor Hunger.“

„Vor Hunger!“ rief Renzo, fuhr mit den Händen blitzschnell in die Tasche, zog seine beiden Laibchen heraus und sagte: „da, da, laßt mir etwas herab, um sie hineinzulegen.“

„Gott vergelt es Euch, wartet doch nur einen Augenblick,“ sagte die Frau, und suchte einen Korb und einen Strick, um ihn herabzulassen, was auch geschah. Renzo fielen indeß jene Brode wieder ein, die er bei seiner ersten Ankunft in Mailand bei jenem Kreuze gefunden

hatte, und er dachte: siehe da, das ist eine Wiedererstattung und vielleicht besser, als wenn ich's dem Eigenthümer erstattet hätte; denn hier ist es wahrhaftig ein Werk der Barmherzigkeit.

„Was aber den Commissär betrifft, von dem Ihr saget, liebe Frau," sagte er hierauf, indem er das Brod in den Korb legte: „so kann ich hierin nicht dienen, denn, um Euch die Wahrheit zu gestehen, ich bin ein Fremder und weiß hier keinen Bescheid. Wenn ich jedoch einen umgänglichen, menschenfreundlichen Mann antreffe, der ein Wort mit sich sprechen läßt, so will ich es ihm sagen."

Die Frau ersuchte ihn, dies zu thun und nannte ihm den Namen der Straße, wo er es anzeigen könne.

„Auch Ihr," nahm Renzo wieder das Wort, „könnt mir einen Gefallen, einen wahren Liebesdienst erweisen, ohne daß Ihr dadurch belästiget werdet. Ich suche das Haus einer hohen Herrschaft, vornehmer Leute, das *** Haus hier in Mailand, könntet Ihr mir nicht angeben, wo es liegt?"

„Ich weiß, daß dieses Haus hier ist," antwortete die Frau: „aber wo es sei, weiß ich wahrlich nicht. Wenn Ihr in dieser Straße gerade fortgehet, werdet Ihr wohl Jemanden antreffen, der es Euch weisen kann. Aber vergesset ja nicht, ihm auch von uns zu sagen."

„Verlaßt Euch darauf," sagte Renzo und ging weiter.

Bei jedem Schritte, den er vorwärts that, hörte er einen Lärm zunehmen und näher kommen, den er schon gehört hatte, da er noch mit der Frau sprach: ein

Geräusch von Rädern und Pferden mit einem Schellengeklingel, dazwischen hinein auch Peitschenknallen von Geheul begleitet. Er schaute vorwärts, sah aber nichts. Als er an die Straßenmündung kam und den St. Markusplatz vor sich liegen sah, fielen ihm zuerst zwei aufrechte Balken mit einem Strick und gewissen Zugwinden in die Augen, und er erkannte die Maschine sogleich für eine Folter, die zu damaligen Zeiten etwas ganz gewöhnliches war. Sie war an diesem Orte und nicht nur an diesem, sondern auf allen öffentlichen Plätzen und in allen breitern Straßen aufgeschlagen worden, damit die Viertels-Commissäre, die hiezu mit außerordentlicher Vollmacht versehen waren, sie auf der Stelle gegen jedweden zur Anwendung bringen könnten, der ihnen strafwürdig erscheinen würde: z. B. gegen Abgesperrte, die ihre Häuser verlassen oder gegen niedere Diener, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, oder gegen wen immer. Es war eines jener übertriebenen und unwirksamen Hilfsmittel, mit denen man in jener Zeit, und besonders unter den damaligen Umständen, einen so verschwenderischen Mißbrauch trieb.

Derweil nun Renzo das Marterwerkzeug betrachtete und darüber nachdachte, warum man es wohl an diesem Orte aufgestellt habe, hörte er den Lärm immer näher rücken, und sah um die Ecke der Kirche einen Mann zum Vorschein kommen, der mit einer Glocke schellte; es war ein Warner; hinter ihm zwei Pferde, die, so sehr sie auch die Hälse ausstreckten, und so fest sie ihre Hufen einsetzten, doch nur mit Mühe vorwärts kamen; und von diesen geschleppt, ein Todtenkarren und nach diesem ein anderer, und dann ein dritter und vierter; rechts

und links, den Pferden zur Seite, Monatti, die sie mit Peitschenhieben, Stößen und Flüchen antrieben. Die auf den Karren liegenden Leichen waren meistentheils bloß, einige in Lumpen schlecht verhüllt, aufeinander gehäuft und ineinander verschlungen, wie ein Klumpen von Schlangen, die sich in der Frühlingssonne langsam auseinander wickeln; bei jedem Anstoß, bei jeder unsanften Bewegung konnte man sehen, wie der jammervolle Leichenhaufen erbebte und sich garstig verrückte, wie Köpfe sich hin- und herbewegten, Frauenhaare sich lösten, Arme sich losmachten und auf die Räder schlugen, um dem schon entsetzten Auge zu zeigen, wie ein solches Schauspiel noch schmerzlicher, noch grauenvoller werden könne.

Der Jüngling war an der Ecke des Platzes nahe am Geländer des Canals stehen geblieben, und betete für die Seelen der unbekannten Todten. Ein schrecklicher Gedanke blitzte ihm in die Seele: — vielleicht da, da drin, da drunter . . . . O, Herr! gib, daß es nicht wahr sei, laß mich nicht mehr daran denken! —

Nachdem der Leichenzug vorüber war, setzte sich Renzo wieder in Bewegung, ging über den Platz und schlug die Straße links, längs dem Canale hin ein, aus keinem andern Grunde, als weil die Leichenkarren nach der andern Seite gefahren waren. Als er hier zwischen der Kirche und dem Canal kaum vier Schritte gemacht hatte, sah er zur Rechten die Marcellinobrücke; er ging hinüber und gelangte in die Straße Borgonuovo. Und da er vorwärts sah, immer in der Absicht, Jemanden zu finden, der ihm das gesuchte Haus zeigen könnte, sah er am Ende der Straße einen Priester im Wamse mit einem Stäbchen in der Hand, der gebeugten Hauptes

nahe an einer halb geöffneten Thür stand und das Ohr an die Spalte hielt; gleich darauf sah er ihn die Hand erheben und segnen. Er schloß, was auch wirklich der Fall war, daß er so eben Jemanden die Beichte abgenommen habe, und sagte bei sich: — das ist der rechte Mann für mich. Wenn ein Priester in Ausübung seiner geistlichen Funktionen nicht ein wenig Nächstenliebe, Mitleid und Wohlwollen hat, so muß man sagen, daß es dergleichen auf der Welt nicht mehr gebe. —

Indessen kam der Priester, der sich von der Thür entfernte, auf Renzo zu, indem er sich mit großer Vorsicht inmitten der Straße hielt. Als Renzo ihm nahe war, nahm er den Hut ab und winkte ihm zu, daß er ihn zu sprechen wünsche; zu gleicher Zeit blieb er stehen, um ihm auf solche Weise begreiflich zu machen, daß er ihm nicht näher treten wolle. Jener blieb auch stehen in der Stellung eines, der da anhören will, stieß jedoch sein Stäbchen vor sich in die Erde, als wenn er sich ein Bollwerk daraus machen wollte. Renzo trug ihm seine Frage vor, welche der Priester beantwortete, nicht blos, daß er ihm den Namen der Straße nannte, in welcher dies Haus lag, sondern daß er ihm, da er bemerkt hatte, daß der Arme dessen bedürfe, auch den Weg beschrieb, indem er ihm vermittelst rechts und links, und Kirchen und Kreuzen die sechs bis acht andern Straßen anzeigte, durch die er gehen müßte, um dahin zu gelangen.

„Gott erhalte Euch bei guter Gesundheit in dieser schlimmen Zeit und immerdar,“ sagte Renzo, und wie der Priester zum Fortgehen sich anschickte, rief er ihm zu: „noch eine andere Bitte,“ und sagte ihm von der

vergessenen Frau. Der gute Priester dankte, daß er ihm Gelegenheit verschafft habe, ein so nothwendiges Liebeswerk zu verrichten; er versicherte ihm, daß er an geeigneter Stelle Anzeige machen werde, und entfernte sich. Renzo setzte sich gleichfalls in Bewegung und wiederholte sich unterwegs die Reisebeschreibung, um nicht an jeder Straßenecke mit dem Fragen wieder von vorne anfangen zu müssen.

Aber man kann sich nicht vorstellen, wie beschwerlich ihm diese Arbeit wurde, nicht sowohl wegen der Schwierigkeit der Sache an sich, als um einer neuen Unruhe willen, die in seinem Gemüthe aufgetaucht war. Der Name der Straße, die Anzeige des Weges war es, was ihn so sehr in Verwirrung setzte. Es war die Auskunft, die er gewünscht und verlangt hatte, und ohne die er nichts unternehmen konnte; es war ihm nichts gesagt worden, was irgend eine üble Vorbedeutung haben konnte; aber was war es denn? der etwas bestimmtere Gedanke an einen nahen Zeitpunkt, der ihn einer großen Ungewißheit entreißen sollte, wo er die Worte sich sagen hören konnte: sie lebt, oder wo er sich sagen hören mußte: sie ist todt; dieser Gedanke hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß es ihm in diesem Augenblicke lieber gewesen wäre, über Alles noch im Dunkel, erst am Anfang der Reise zu sein, an deren Ziel er nun stand; er nahm jedoch alle seine Kräfte zusammen und sagte bei sich: — Ei, wenn ich jetzt ein Kindskopf bin, was soll das werden? — So ermuthigte er sich so gut wie möglich und verfolgte seinen Weg, indem er tiefer in die Stadt eindrang.

Welche Stadt! und was ist sie erst jetzt, im Ver-

gleich mit dem, was sie im vorigen Jahre wegen der Hungersnoth gewesen war!

Ganz zufällig mußte Renzo gerade durch einen der schauderhaftesten Stadttheile gehen, der am meisten verheert worden war: den Kreuzweg von Straßen, den man Carrobio di Porta nuova nannte. Damals stand ein Kreuz in der Mitte, und diesem gegenüber, neben der Stelle, wo gegenwärtig San Francesco di Paolo ist, eine alte Kirche, die St. Anastasiakirche genannt. In dieser Gegend hatte die Pest so fürchterlich gehaust und der Gestank der dort gebliebenen Leichen war so groß, daß die Wenigen, die am Leben geblieben waren, sich genöthigt sahen, wegzuziehen; so daß zu der Schwermuth, womit dieser Anblick von Einsamkeit und Verödung die Vorübergehenden erfüllte, auch der Abscheu und der Eckel vor den Spuren und Ueberbleibseln der verstorbenen Bevölkerung sich gesellte. Renzo beschleunigte seine Schritte, sich mit dem Gedanken tröstend, daß sein Ziel noch nicht so nahe sei, und hoffend, daß er, bevor er dort ankäme, die Scene wenigstens theilweise verändert finden würde; und wirklich gelangte er nicht weit von da an einen Ort, den man wenigstens eine Stadt der Lebendigen nennen konnte; aber welche Stadt und welche Lebendigen! Alle Thüren nach der Straße zu wegen Pestverdacht oder aus Schrecken abgeschlossen, mit Ausnahme jener, die offen standen, weil die Häuser ausgestorben oder ausgeraubt waren; andere zugenagelt und versiegelt, weil in den Häusern sich todte oder pestkranke Leute befanden; wieder andere mit einem mit Kohle gemachten Kreuze bezeichnet, damit die Monatti wüßten, daß Todte im Hause seien, die weggetragen werden

müßten; all das geschah mehr auf's Gerathewohl, als aus Gründen, je nachdem ein Gesundheitsbeamter oder ein anderer Angestellter, der seinen Diensteifer bethätigen oder eine Bedrückung durchführen wollte, sich eher hier, als dort eingefunden hatte. Ueberall Lumpen, und was noch eckelhafter war, als Lumpen, eitrige Binden, angesteckte Betten oder zum Fenster herausgeworfene Betttücher; da und dort Leichname, theils von Personen, die plötzlich auf der Straße gestorben waren und die man hatte liegen lassen, bis etwa ein Leichenkarren vorüberkäme, um sie wegzuführen, theils solche, die von den Karren selbst herabgefallen waren oder die man aus den Fenstern geworfen hatte: so sehr hatte die Dauer und die Ueberhandnahme des Uebels die Gemüther verwildert und jegliche Regung des Mitleids, jede gesellschaftliche Rücksicht in Vergessenheit gebracht! Alles Geräusch in den Werkstätten, alles Wagengerassel, jeder Ruf der Verkäufer, jedes Gespräch zwischen Vorübergehenden war verstummt; nur selten wurde jenes Schweigen des Todes durch etwas anderes, als das Getöse der Leichenkarren, durch das Jammern der Armen, das Weheklagen der Kranken, das Geheul der Wahnsinnigen und das Geschrei der Monatti unterbrochen. Bei Tagesanbruch, um Mittag und Abends gab eine Domglocke das Zeichen, gewisse vom Erzbischofe vorgeschriebene Gebete zu sprechen. Diesem Geläute antworteten die Glocken der andern Kirchen; da konnte man die Leute an die Fenster treten sehen, um gemeinschaftlich zu beten, da konnte man ein Gelispel von Stimmen und Seufzern hören, das eine noch mit einigem Troste gemischte Trauer athmete.

Zu dieser Zeit waren vielleicht zwei Dritttheile der Bürger gestorben, ein großer Theil der Uebrigen war weggezogen oder krank, der Zuzug von Außen hatte ganz aufgehört und unter denen, die durch die Straßen gingen, würde man in einem weiten Umkreise zufällig vielleicht nicht einen einzigen getroffen haben, an dem man nicht etwas seltsames, nicht etwas wahrgenommen hätte, was nicht den Beweis für eine schmerzliche Aenderung der Dinge geliefert hätte. Man sah die vornehmsten Leute ohne Mantel und Kaputze, damals den wesentlichen Theil der bürgerlichen Kleidung; die Geistlichen ohne Priesterrock und ebenso wie die Mönche im Wamse; kurz, jede Art von Kleidung war verbannt, die mit ihren Schleppen etwas berühren oder den Salbern Vorschub leisten konnte (was man mehr als alles andere fürchtete). Außer dieser Sorgfalt, sich möglichst aufgeschürzt und enganliegend zu kleiden, war Jedermann in seinem Aeußern vernachlässigt und verwildert. Die Bärte waren bei denen, die solche zu tragen pflegten, ungewöhnlich lang, bei denen, die ihn sonst abzuscheeren pflegten, nachgewachsen. Auch das Haupthaar war lang und zerzaust, nicht blos wegen der Fahrlässigkeit, die aus einer lange andauernden Niedergeschlagenheit entsteht, sondern weil die Bartscheerer verdächtig geworden waren, seit einer von ihnen als Salber eingezogen und verurtheilt worden war; Giangiacomo Mora, ein Name voll der Schmach, der in der Stadt lange Zeit berüchtiget war, während er verdient hätte, daß das Mitleid ihm ein weiter verbreitetes, immerwährendes Andenken bewahre. Die meisten hielten einen Stock oder eine Pistole in der einen Hand, als drohende Warnung gegen jedweden, der sich

ihm etwa zu sehr hätte nähern wollen; in der andern wohlriechende Räucherkerzchen, oder durchlöcherte Metall- oder Holzkugeln mit in Kräuteressig getauchten Schwämmen, die sie von Zeit zu Zeit an die Nase führten oder immer daran hielten. Einige trugen auch ein Fläschchen mit Quecksilber um den Hals, in der festen Meinung, daß dieses die Kraft habe, jede pestartige Ausdünstung an sich zu ziehen und zurückzuhalten; weßhalb sie dasselbe nach einigen Tagen immer wieder erneuerten. Die Edelleute gingen nicht nur ohne das gewöhnliche Gefolge aus, man sah sie auch mit einem Korb am Arme die nöthigen Lebensmittel einkaufen. Freunde, die sich auf der Straße begegneten, grüßten sich von weitem mit schweigendem, eiligem Zuwinken. Jeder, der durch die Straße ging, hatte Mühe, den eckelhaften, angesteckten Gegenständen auszuweichen, die auf dem Boden umherlagen, an manchen Stellen sogar den Weg gänzlich versperrten; jeder suchte sich in Mitte der Straße zu halten, aus Furcht vor dem Unrath oder anderem noch schlimmerem Zeug, das aus den Fenstern herabgeworfen werden könnte; aus Furcht vor dem giftigen Pulver, das, wie man sagte, von da öfters auf die Vorübergehenden geschleudert werde; aus Furcht vor den Mauern, welche gesalbt sein konnten. So häufte nun die Unwissenheit, zur Unzeit muthvoll und vorsichtig, Angst auf Angst, und verbreitete falschen Schrecken zum Ersatz für den vernünftigen und heilsamen, den sie im Anfang beseitigt hatte.

So war es um das minder Abschreckende, das minder Erbarmungswürdige, was zum Vorschein kam, um die Gesunden, um die Wohlhabenden bestellt; nach so

vielen Bildern des Elendes aber, und wenn wir an das noch Schrecklichere denken, durch das wir den Leser noch hindurchführen müssen, wollen wir uns nun nicht bei der Schilderung des Schauspieles aufhalten, das die in den Straßen sich fortschleppenden oder herumliegenden Pestkranken, die Armen, die Kinder, die Frauen darboten. Es war der Art, daß der Zuschauer in dem, was auf den Fernestehenden und die Nachkommen den tiefsten und schmerzlichsten Eindruck machte, gleichsam einen verzweifelten Trost finden konnte: in dem Gedanken, sage ich, in der Wahrnehmung, bis auf wie wenige die Ueberlebenden zusammen geschmolzen seien.

Inmitten dieser Verwüstung hatte Renzo schon eine gute Strecke seines Weges zurückgelegt, als er, noch viele Schritte von der Straße entfernt, in die er einbiegen mußte, aus dieser ein verwirrtes Getöse herauskommen hörte, aus welchem heraus man jenes gewöhnliche, furchtbare Geklingel unterscheiden konnte.

An der Ecke der Straße, die eine der breitesten war, angekommen, sah er vier Karren mitten im Wege stehen, und wie man auf einem Kornmarkte die Leute hin und her gehen, Säcke aufladen und ausschütten sieht, gerade so war auch das Treiben an diesem Orte beschaffen; Monatti, die in die Häuser hineingingen, andere, die mit einer Last auf den Schultern herauskamen und sie auf den einen oder andern Karren luden; einige in der rothen Livrée, andere ohne dieses Abzeichen, viele mit einem noch gehässigeren, mit buntfarbigen Quasten und Federbüschen, welche diese Unseligen mitten in der öffentlichen Trauer wie zum Zeichen der Freude

an sich trugen. Bald aus diesem, bald aus jenem Fenster erklang eine klagende Stimme: „Hierher, Monatti!" Und mit widrigem Tone erscholl aus diesem traurigen Gewimmel irgend eine häßliche Stimme, welche antwortete: „Sogleich, sogleich!" Oder es waren Miethsleute, welche brummten und auf Eile drangen, denen die Monatti dann mit Flüchen erwiderten.

Nachdem er in die Straße eingetreten war, ging er schneller und nahm sich vor, diese Straßenverrammlung nur in soweit anzuschauen, als nöthig war, um sie zu vermeiden; da begegnete sein Blick einem besondern Gegenstand des Mitleids, eines Mitleids, das sein Gemüth mit dem Verlangen erfüllte, ihn zu betrachten, so daß er stehen blieb, ohne es zu wollen.

Ueber die Schwelle einer dieser Thüren gegen den Zug hin schritt eine Frau, deren Aussehen eine vorgerückte, aber noch nicht hingeschwundene Jugend kund gab. Aus ihren Zügen leuchtete eine von großen Leiden, von tödtlichem Wehe verschleierte und getrübte, aber nicht zerstörte Schönheit; jene weiche, aber zugleich majestätische Schönheit, die den Frauen lombardischen Blutes eigen ist. Ihr Gang war matt, aber nicht wankend; ihre Augen gaben keine Thränen, zeigten aber Spuren, daß sie deren schon viele vergossen hatten; es lag in diesem Schmerze etwas Friedvolles, etwas Tiefes, das von einer Seele zeugte, die sich dessen bewußt, die fähig war, ihn in seinem ganzen Umfange zu empfinden. Aber es war nicht ihr Aeußeres allein, das sie, unter so vielem Elende, vorzugsweise zum Gegenstande des Mitleids machte, und dies nun ganz abgestumpfte, erstorbene Gefühl zu ihren Gunsten in den

Herzen wieder belebte. Sie trug auf ihrem Arme ein Kind von ungefähr neun Jahren; es war todt, aber ganz sorgfältig geputzt, die Haare auf der Stirne gescheitelt, mit einem schneeweißen Kleide, wie wenn diese Hände es für ein längst versprochenes, zur Belohnung ihm bereitetes Fest geschmückt hätten. Aber sie trug es nicht liegend, sondern aufrecht, auf dem Arme sitzend, Brust an Brust gelehnt, wie wenn es noch lebte; nur daß ein Händchen weiß wie Wachs auf der einen Seite mit einer leblosen Schwere herabhing und der Kopf mit einer Erschlaffung, stärker als jener des Schlafes auf der Schulter der Mutter lag, ja der Mutter, denn wenn dies auch die Aehnlichkeit der beiden Gesichter nicht bezeugt hätte, so würde das eine, das noch ein Gefühl ausdrückte, es deutlich verrathen haben.

Ein garstiger Monatto ging hin, um ihr das Kind aus den Armen zu nehmen, zeigte jedoch dabei eine Art ungewohnter Ehrfurcht, ein unwillkührliches Zögern. Die Frau aber trat ein wenig zurück, ohne Zorn oder Unwillen zu zeigen, und sagte: „Nein, rührt es mir jetzt nicht an; ich muß es selbst auf den Karren legen; da nehmt.“ Bei diesen Worten öffnete sie eine Hand, zeigte eine Börse und ließ sie in jene gleiten, die der Monatto ihr hin hielt. „Versprecht mir, auch nicht einen Faden von ihm wegzunehmen, noch zu gestatten, daß es ein anderer thue, und bestattet es so unter die Erde.“

Der Monatto legte eine Hand auf die Brust und ging dann, mehr des neuen Gefühles wegen, von dem er wie überwältiget war, als um der unerwarteten Belohnung willen, eilend und voller Dienstbeflissenheit

davon, auf dem Karren ein wenig Platz zu machen für die Kindesleiche. Die Mutter drückte dieser einen Kuß auf die Stirne, legte sie dann hin, wie auf ein Bettchen, brachte den Anzug zurecht, breitete ein weißes Tuch über sie aus und sprach die letzten Worte: „Lebe wohl, Cecilie! ruhe im Frieden! Diesen Abend werden wir uns wieder sehen, um immer bei einander zu bleiben. Bete inzwischen für uns; ich will auch für dich beten und für die Uebrigen." Hierauf wendete sie sich von Neuem an den Monatto und sagte: „Wenn Ihr gegen Abend hier vorüberfahret, so steiget doch hinauf, um auch mich, und nicht mich allein, abzuholen."

Nach diesen Worten ging sie wieder in's Haus zurück und trat gleich darauf an's Fenster, ein anderes, kleineres lebendes Kind auf dem Arme haltend, das aber die Spuren des nahen Todes im Antlitze trug. Sie blieb da stehen, um diese so unwürdige Bestattung zu betrachten, bis der Karren sich in Bewegung setzte, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte; dann verschwand sie. Und was konnte sie anderes thun, als das einzige, das ihr noch blieb, auf's Bett zu legen und sich daneben, um mit ihm zu sterben? Wie mit der Blume, die sich stolz auf ihrem Stengel wiegt, auch die Blumenknospe fällt unter der Sense, welche alle Gräser der Wiese gleich macht.

„O Herr!" rief Renzo aus, „erhöre sie! Ziehe sie an dich, sie und ihren Liebling; sie haben genug gelitten, sie haben genug gelitten!"

Nachdem er sich von dieser ungewöhnlichen Erschütterung erholt hatte und derweil er sich die Reisebeschreibung wieder in's Gedächtniß zurückzurufen suchte,

um zu sehen, ob er in die erste Straße einbiegen, ob er rechts oder links gehen müsse, da hörte er auch aus dieser ein anderes, verschiedenes Getöse, den wirren Schall gebieterischer Rufe, heisern Jammergeschreies, ein Weinen der Frauen, ein Wimmern der Kinder.

Er ging vorwärts mit jenem gewohnten traurigen, dunkeln Vorgefühl im Herzen. Bei der Straßenmündung angelangt, sah er einen bunten Haufen, der sich näherte, und er blieb stehen, um ihn vorüber ziehen zu lassen. Es waren Kranke, die in's Lazareth geführt wurden; einige mit Gewalt vorwärts getrieben, suchten vergebens Widerstand zu leisten; vergebens riefen sie, sie wollten in ihren Betten sterben, vergebens antworteten sie mit nutzlosen Verwünschungen auf die Flüche und die Befehle der Monatti, welche sie geleiteten; andere gingen wie besinnungslos vorwärts, ohne Schmerz oder eine sonstige Empfindung zu äußern; Frauen mit Kindern auf den Armen, Kinder, welche durch das Geschrei, durch jene Befehle, durch jene Gesellschaft mehr erschreckt, als durch den unbestimmten Gedanken des Todes, unter lautem Jammern nach der Mutter, nach ihren treuen Armen, nach ihrer Behausung verlangten. Ach! und vielleicht hatte sich die Mutter, die sie auf dem Bett schlafend verlassen zu haben meinten, von der Pest plötzlich ergriffen, darauf hingestreckt und lag besinnungslos da, um auf einem Karren in's Lazareth oder in die Grube gebracht zu werden, wenn der Karren später kam. Vielleicht, o Unglück, noch bitterer Thränen werth! vielleicht hatte die Mutter, von ihren Leiden ganz überwältiget, alles, sogar ihre Kinder, vergessen, und hegte nur noch den einen Gedanken, im Frieden

zu sterben. Gleichwohl sah man in einer solchen Verwirrung noch manches Beispiel von Festigkeit und Liebe zu den Angehörigen; Väter, Mütter, Brüder, Söhne, Gatten, die ihren Lieben Muth einsprachen und sie mit Worten des Trostes begleiteten; aber nicht bloß Erwachsene, auch Knaben, auch kleine Mädchen, die ihre jüngeren Geschwister geleiteten und mit dem Verstande und dem Mitgefühl Erwachsener ihnen anempfahlen, sich gehorsam zu verhalten, sie versicherten, man bringe sie an einen Ort, wo man Sorge für sie tragen werde, um sie zu heilen.

Inmitten solcher traurigen und rührenden Scenen schnitt unserm Wanderer Etwas noch tiefer in's Fleisch und hielt ihn in Aufregung. Hier in der Gegend mußte das Haus sein, und wer weiß, ob unter diesen Leuten .... Aber nachdem der Zug vorüber und jener Zweifel zum Schweigen gebracht war, wendete er sich an einen Monatto, der hinterdrein kam, und fragte ihn nach der Straße und dem Hause, wo Don Ferrante wohne. „Geh' zum Teufel, Bengel!" war die Antwort, die er erhielt. Renzo dachte nicht daran, diesem nach Verdienst zu entgegnen; da er aber auf wenige Schritte vor sich einen Commissär sah, der dem Zug folgte und der ein christlicheres Antlitz hatte, so stellte er an ihn die gleiche Frage. Dieser deutete mit einem Stocke nach jener Seite hin, von wannen er kam und sagte: „Die erste Straße rechts, das letzte große Haus links."

Mit erneuerter, vermehrter Angst schlägt der Jüngling die bezeichnete Richtung ein. Er steht in der Straße, erkennt sogleich das Haus neben den niedrigern

geringern, nähert sich dem verschlossenen Thore, legt die Hand an den Klopfer, hält sie schwebend, wie über einer Urne, bevor er das Loos herauszieht, das über sein Leben oder seinen Tod entscheiden soll. Endlich hebt er den Klopfer und thut einen entschlossenen Schlag.

Nach einer kleinen Weile öffnet sich das Fenster ein wenig, eine Frau schaut schüchtern durch die Spalte, um zu sehen, wer es sei; sie macht dabei ein argwöhnisches Gesicht, das zu sagen scheint: Monatti? Landstreicher? Commissäre? Salber? Teufel?

„Liebe, gute Frau," sagte Renzo hinaufschauend und mit nicht allzu fester Stimme. „Ist hier ein Mädchen vom Lande im Dienste, Lucia mit Namen?"

„Sie ist nicht mehr hier; geht nur weiter," antwortete die Frau, und machte Miene, das Fenster zu schließen.

„Noch einen Augenblick, aus Barmherzigkeit! sie ist nicht mehr hier? Wo ist sie denn?"

„Im Lazareth;" und wieder wollte sie zumachen.

„Nur noch einen Augenblick, um Gotteswillen! Hatte sie die Pest?"

„Ja wohl. Ist das etwas Neues? Nun packt Euch!"

„O ich Armer! Wartet doch: war sie schwer krank? Wie lange ist ....?"

Inzwischen wurde das Fenster wirklich zugeschlagen.

„Liebe Frau! liebe Frau! noch ein Wort, aus Barmherzigkeit! Um Euerer Todten willen! ich verlange ja nichts von Euch. O!" aber das war den Wänden gepredigt.

Betäubt über diese Nachricht und wüthend über die Art und Weise, wie sie ihm mitgetheilt worden war, packte Renzo nochmals den Klopfer, riß und drehte ihn herum, indem er sich gegen das Thor stemmte, erhob ihn, um damit von Neuem verzweifelt zu klopfen, und hielt ihn dann in die Höhe. In dieser Aufregung kehrte er sich um, um zu sehen, ob nicht Jemand in der Nähe sei, von dem er vielleicht bestimmtere Auskunft, irgend ein Anzeichen, irgend ein Licht erhalten könne. Aber die erste, die einzige Person, die er sah, war etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt, eine andere Frau, die dastand mit einem Gesicht, das Schrecken, Haß, Ungeduld und Bosheit ausdrückte, und mit gewissen verdrehten Augen, die zugleich auf ihn und in die Ferne schauen wollten; sie sperrte den Mund auf, als wollte sie aus vollem Halse schreien, hielt aber gleichwohl den Athem an sich, hob die fleischlosen Arme in die Höhe, indem sie dabei die runzlichen, wie Krallen gekrümmten Hände, als wenn sie etwas damit fassen wollte, ausstreckte und wieder einzog; man sah es, sie wollte Leute herbeirufen, ohne daß es ein gewisser Jemand merken sollte. Als sie zusammentrafen und einander ansahen, wurde sie noch häßlicher, und fuhr zusammen, wie Jemand der ertappt wird.

„Was zum Henker . . . .?" begann Renzo, indem auch er die Hände gegen das Weib ausstreckte; aber diese, die nun die Hoffnung verloren hatte, ihn unversehens festnehmen zu lassen, stieß den Schrei aus, den sie bis dahin in der Kehle zurückgehalten hatte: „Ein Salber! drauf! drauf! er ist ein Salber!"

„Wer? ich! Ei du lügnerische Hexe! halt's Maul,"

schrie Renzo und machte einen Sprung gegen sie, um sie einzuschüchtern und zum Schweigen zu bringen. Aber sogleich merkte er, daß er vielmehr auf seine Rettung Bedacht nehmen müsse. Auf das Gekreisch der Alten liefen von da und von dort Leute herbei; zwar nicht so schaarenweise, als es in einem ähnlichen Falle vor drei Monaten der Fall gewesen wäre, aber immer mehr als genug, um mit einem einzelnen Manne zu thun, was ihnen beliebte. Zu gleicher Zeit ging auch das Fenster wieder auf, und dieselbe unhöfliche Person von früher, ließ sich diesmal vollständig sehen und rief ebenfalls: „ergreift ihn, ergreift ihn; er ist auch einer von den Schurken, die umher ziehen und die Thüren der ehrlichen Leute einsalben.“

Renzo bedachte sich nicht lange: er hielt es gleich für besser, Reißaus zu nehmen, als zu bleiben, um sich zu rechtfertigen; er schaute sich rechts und links um, auf welcher Seite weniger Leute ständen und in dieser Richtung entfloh er. Einen, der ihm den Weg verlegen wollte, warf er mit einem tüchtigen Stoße zurück; einem andern, der ihm entgegen rannte, gab er einen Faustschlag auf die Brust, daß er acht bis zehn Schritte zurücktaumelte; und fort ging's im Galopp, die geballte knotige Faust in der Luft geschwungen, bereit einem jeden eins zu versetzen, der ihm unter die Füße käme. Vor ihm war der Weg offen, aber hinter seinem Rücken hörte er starkes Getrampel, und noch lauter als das Getrampel den gefährlichen Ruf: „drauf! drauf! es ist ein Salber!“ Jeden Augenblick konnten sie ihn erreichen. Sein Zorn wurde Wuth, seine Angst verwandelte sich in Verzweiflung, es war ihm, als hätte er einen

Schleier vor den Augen, da faßte er sein großes Messer, zog es aus der Scheide, blieb stracks stehen, wendete sich um und sah seine Verfolger mit einem wildern, grimmigern Gesichte an, als er sein Lebtag eins gemacht hatte, und mit ausgestrecktem Arme die funkelnde Klinge in der Luft schwingend, rief er aus: „Wer Muth hat, komme heran, Lumpengesindel! ich will ihn dann mit dem da in vollem Ernste salben.“

Aber zu seiner Verwunderung, und mit einem unbestimmten Gefühle des Trostes bemerkte er, daß seine Verfolger schon Halt gemacht hatten und zögernd dastanden, mit ihrem Geheule aber fortfuhren, und wie Verrückte mit den Händen in der Luft gewisse Zeichen machten, als wenn sie Leuten zuwinkten, die von Ferne hinter ihm herkämen. Er wendete sich von Neuem um, und sah (denn die große Aufregung hatte ihn einen Augenblick vorher verhindert es zu sehen) einen Karren, der herankam, ja eine ganze Reihe jener bekannten Leichenkarren unter der bekannten Begleitung, und hinter diesen in einiger Entfernung, einen andern Haufen von Leuten, die auch Lust gehabt hätten, über den Salber herzufallen und ihn in ihre Mitte zu kriegen; aber sie wurden von demselben Hindernisse zurückgehalten. Da er sich so zwischen zwei Feuern sah, kam er auf den Einfall, daß das, was diese da in Schrecken versetze, ihm zur Rettung gereichen könne; er dachte, jetzt sei es nicht Zeit, den Eckeln zu spielen; er steckte das Messer in die Scheide, trat auf die Seite, lief auf die Karren zu, ging am ersten vorüber und ersah sich auf dem zweiten einen guten leeren Platz. Er zielt, macht einen

Sprung, er ist oben stehend auf dem rechten Fuße, den linken in der Luft, die Arme emporgehoben.

„Bravo! Bravo!“ riefen einstimmig die Monatti, von denen einige dem Wagenzuge zu Fuße folgten, andere auf den Karren, noch andere, um das Abscheuliche herauszusagen, wie es war, auf Leichnamen saßen und aus einer großen Flasche sich zutranken, welche die Runde machte. „Bravo! ein schöner Sprung!“

„Du hast dich in den Schutz der Monatti begeben; denke, du seist in der Kirche,“ sagte einer von den beiden, die auf dem Karren standen, auf den er hinaufgesprungen war.

Bei der Annäherung des Zuges hatten die Feinde größtentheils den Rücken gekehrt, und waren davongegangen, ließen aber nicht ab zu schreien: „drauf! drauf! er ist ein Salber.“ Einer derselben zog sich langsamer zurück, blieb von Zeit zu Zeit stehen, und wendete sich mit Schmachreden und drohenden Geberden gegen Renzo, der ihm vom Karren aus antwortete, indem er mit den Fäusten in der Luft herumfuhr.

„Laß nur mich machen,“ sagte ein Monatto; und nachdem er von einem Leichname einen schmutzigen Fetzen abgerissen hatte, machte er einen Knoten daran, faßte ihn am Zipfel, erhob ihn wie eine Schleuder gegen den Verbissensten und machte Miene, ihn damit zu werfen, indem er rief: „warte nur, du Lumpenhund!“

Bei dieser Geberde flohen alle entsetzt, und Renzo sah nur noch die Rücken seiner Feinde und deren Fersen, die pfeilschnell wie eine Walkmühle, in der Luft tanzten. Unter den Monatti erhob sich ein Triumphgeheul, ein überlautes stürmisches Gelächter, ein ellen-

langes „Uh", wie um jener Flucht damit das Geleite zu geben.

„Ei, siehst du, wie wir einen ehrlichen Kerl zu beschützen wissen?" sagte derselbe Monatto zu Renzo: „einer von uns ist mehr werth, als hundert jener Hasenfüße."

„Gewiß, ich kann sagen, daß ich Euch das Leben verdanke," antwortete Renzo: „und ich danke Euch von ganzem Herzen."

„Wofür?" sagte der Monatto: „du verdienst es, man sieht, daß du ein braver Junge bist. Du thust recht daran, dieses Lumpenpack zu salben; salbe sie nur, vertilge sie, denn sie taugen nichts, außer wenn sie todt sind; denn zum Dank für das Leben, das wir führen, schmähen sie uns und sagen immer fort, wenn die Pest vorüber sei, wollten sie uns alle hängen lassen. Sie müssen noch vor der Pest sterben und die Monatti sollen allein übrig bleiben um Viktoria zu singen, und in Saus und Braus in Mailand zu leben."

„Es lebe die Pest, und Tod diesem Geschmeiß!" rief ein anderer aus, faßte nach Ausbringung dieser erbaulichen Gesundheit, unter den Stößen des Karrens die Flasche mit beiden Händen, setzte sie an den Mund, that einen guten Zug und reichte sie dann Renzo mit den Worten: „da trink auf unsere Gesundheit."

„Die wünsche ich euch allen von Herzen," sagte Renzo: „aber ich habe keinen Durst; in diesem Augenblicke habe ich keine besondere Lust zum trinken."

„Du hast, wie mir scheint, keine geringe Furcht gehabt," sagte der Monatto: „du siehst aus, wie ein Hasenherz, zu einem Salber gehört ein anderes Gesicht."

„Ein jeder machts eben so gut er kann," sagte ein Anderer. „Gib' mal die Flasche her," rief einer von denen, die neben dem Wagen hergingen, „ich will auch einen Schluck trinken auf das Wohl ihres Herrn, der sich in dieser schönen Gesellschaft befindet . . . . ich meine den da in der schönen Kutsche."

Und mit einem ausgelassenen wilden Gelächter zeigte er auf den Karren hin vor jenem, auf welchem Renzo stand. Nachdem er hierauf sein Gesicht zu einem noch boshafteren schelmischeren Ernst verzogen hatte, machte er nach jener Seite hin einen tiefen Bückling und fuhr fort: „Werdet doch nicht böse, lieber Herr, daß ein armer Monatto den Wein aus Euerm Keller verkostet? Ihr sehet wohl, es gibt verschiedenerlei Handthierungen, wir sind es, die Euch auf die Kutsche geholfen haben, um Euch in Euere Sommerresidenz zu führen. Und dann bekommt der Wein Euch Herren oft sehr übel: die armen Monatti aber haben einen guten Magen."

Und unter dem Gelächter der Genossen nahm er die Flasche und hob sie in die Höhe; bevor er aber trank, wendete er sich an Renzo, sah ihn starr an und sagte mit einer gewissen Miene verächtlichen Mitleids zu ihm: „der Teufel, mit dem du den Bund geschlossen hast, muß ein dummer Teufel sein; denn wenn wir nicht da gewesen wären, um dich zu retten, er hätte dich wahrlich im Stich gelassen." Und unter neuem überlautem Gelächter brachte er die Flasche an die Lippen.

„Und wir? Heda! und wir?" schrieen mehrere Stimmen vom vorderen Karren. Nachdem der Schuft sich satt gesoffen hatte, reichte er die große Flasche mit beiden Händen seinen Spießgesellen, die sie von einem

zum andern wandern ließen, bis zum letzten, der sie leerte, dann am Halse faßte, in der Luft herumwirbelte und unter dem Rufe: es lebe die Pest! auf's Pflaster schleuderte, daß sie in tausend Stücke zerschellte. Nach diesen Worten stimmte er einen ihrer Gassenhauer an, in welchen sogleich alle Stimmen der ganzen grausigen Rotte einfielen. Der höllische Gesang, vermischt mit dem Glockengeklingel, dem Gerassel der Karren, dem Getrampel der Pferde, schallte durch die lautlose Oede der Straßen hin und schnürte, in den Häusern wiederhallend, den wenigen, die sie noch bewohnten, das Herz auf schmerzliche Weise zusammen.

Aber was ist so schlimm, das nicht zuweilen nützen, was so abscheulich, das nicht zuweilen ergötzen kann? Die kaum erst bestandene Gefahr hatte Renzo die Gesellschaft dieser Todten und dieser Lebenden mehr als erträglich gemacht. Und jetzt war dieser infernale Gesang in Renzo's Ohren, ich darf es sagen, eine liebliche Musik, die ihn von der Pein einer solchen Unterhaltung erlöste. Noch halb ängstlich und ganz verwirrt, dankte er indessen in seinem Herzen der Vorsehung inniglich, aus einer solchen Bedrängniß herausgekommen zu sein, ohne Unbilden erlitten oder zugefügt zu haben; er bat sie, sie möchte ihn nun auch von seinen Befreiern befreien; seinerseits stand er auf der Lauer, sah bald auf jene, bald auf die Straße, um die Zeit zu erspähen, heimlich hinabzugleiten, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, einen Lärm oder ein Aufsehen zu machen, das die Leute gegen ihn in Aufruhr hätte bringen können.

Plötzlich an einer Ecke meinte er, den Ort wieder zu erkennen: er schaute sich aufmerksam um, und war

nun seiner Sache gewiß. Wo meint ihr, daß er war? Auf der Hauptstraße nach dem östlichen Thore, auf dem Wege, auf welchem er vor ungefähr zwanzig Monaten ganz gemächlich hereingekommen, und über Hals und Kopf wieder hinausgelaufen war. Er erinnerte sich sogleich, daß man von da geradenweges zum Lazareth komme; und den Umstand, daß er sich auf dem rechten Wege befand, ohne sich den Kopf zerbrechen, ohne lange fragen zu dürfen, hielt er für eine besondere Fügung der Vorsehung und für eine gute Vorbedeutung des weitern. In demselben Augenblick kam ein Commissär den Karren entgegen, der den Monatti zurief, sie sollten halten und was sonst noch: der Zug machte auch wirklich Halt, und die Musik verwandelte sich in einen lärmenden Wortwechsel. Einer der Monatti, die auf Renzo's Karren waren, sprang herab; Renzo sagte zu dem andern: „Ich danke Euch für Euere Liebe, Gott vergelt' es Euch;" und sprang auf der andern Seite gleichfalls herab.

„Lauf, lauf, armes Salber'chen," antwortete dieser: „du bist nicht der Mann dazu, Mailand zu verderben."

Zum Glücke war Niemand in der Nähe, der es hören konnte. Der Zug war links am Wege stehen geblieben; Renzo schlägt eilends die entgegengesetzte Richtung ein und trabt gegen die Brücke hin vorwärts, indem er sich knapp an die Mauer hält; er geht hinüber, auf der Vorstadtstraße fort, erkennt das Kapuzinerkloster, ist nahe am Thor, sieht die Ecke des Lazareths zum Vorschein kommen, schreitet durch den Gatter, und vor ihm öffnet sich der äußere Raum jenes Bezirks: kaum ein

Anzeichen, eine Probe davon, und doch ein weites mannigfaltiges, unbeschreibliches Schauspiel!

Längs der beiden Seiten, die man von jenem Standpunkte aus übersieht, war alles ein Gewimmel; es waren da Kranke, die schaarenweise in's Lazareth wanderten; andere die am Rande des Grabens saßen oder lagen, der dasselbe umfließt, sei es, daß ihre Kräfte nicht hinreichend waren, um sich vollends in ihre Zufluchtsstätte hineinzuschleppen, sei es, daß sie aus Verzweiflung derselben entsprungen, gleichfalls nicht Kräfte genug hatten, weiter fortzukommen. Einige Unglückliche irrten einzeln, wie blödsinnig, nicht wenige völlig besinnungslos umher; der eine erzählte fieberglühend seine Einbildungen einem Unglücklichen, der von der Krankheit überwältigt am Boden lag; ein anderer brach in Raserei aus; wieder einer schaute mit lachendem Antlitze da und dort hin, als wenn er einem lustigen Schauspiele zusähe. Die befremdendste, lärmendste Art einer solchen trübseligen Fröhlichkeit war ein lautes anhaltendes Gesinge, das gar nicht aus jener erbarmungswürdigen Menge heraus zu kommen schien, und doch mehr als alle übrigen Stimmen sich hören ließ: es war ein ländliches Lied über eine heitere, scherzhafte Liebe, eines von jenen, die man Schnaderhüpfeln nennt; und wenn man mit dem Blicke dem Tone nachging, um zu entdecken, wer doch in solcher Zeit an einem solchen Orte so fröhlich sein könne, so sah man einen Unglücklichen, der, am Graben ruhig auf dem Boden sitzend, aus Leibeskräften sang und das Gesicht dabei in die Höhe streckte.

Kaum hatte Renzo einige Schritte längs der süd-

lichen Seite des Gebäudes hin zurückgelegt, als man in jener Menge einen ungewöhnlichen Lärm und von ferne her Stimmen rufen hörte: „Aufgeschaut! haltet ihn auf!" Er stellt sich auf die Fußspitzen und sieht eine Mähre, von einem ganz seltsamen Reiter angetrieben, im vollen Laufe dahin fliegen; es war ein Wahnsinniger, der jenes Thier ledig und unbeaufsichtigt neben einem Karren erblickt und sich pfeilschnell auf dessen bloßen Rücken geschwungen hatte; er hämmerte mit den Fäusten auf seinen Hals los, spornte es mit den Fersen und trieb es so zum tollsten Laufe an; hinter ihm rannten heulende Monatti her, und alles hüllte sich in eine weit hinziehende Staubwolke ein.

So kam der Jüngling todesmüde und vom Anblick so vielen Elendes ganz betäubt, bei dem Thore dieses Gebäudes an, wo vielleicht noch weit mehr vereinigt beisammen war, als er auf dem ganzen weiten Raume, den er durchwandert, zerstreut angetroffen hatte.

Er stellt sich an's Thor, tritt unter das Gewölbe und bleibt einen Augenblick unbeweglich inmitten der Halle stehen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Leser denke sich den vom Lazareth umschlossenen Raum von sechzehntausend Pestkranken bevölkert; diesen ganzen Platz gepreßt voll von Hütten und Baracken, da von Karren, dort von Menschen; jene unendlich langen Reihen von Gängen zur Rechten und zur Linken

angefüllt, wimmelnd von Kranken oder Leichen durcheinander, auf Strohsäcken oder bloßem Stroh hingestreckt, und auf dieser ungeheuern Lagerstätte eine fortwährend unruhige Bewegung, wie der Wellenschlag des Meeres; da war ein Gehen und Kommen, ein Stehenbleiben, ein Laufen, ein Sichbücken, ein Aufstehen der Genesenden, der Fiebernden, der Wärter. Das Schauspiel war solcher Art, daß es Renzo's Blicke mit einem Mal erfüllte und ihn, übermannt und ergriffen, an die Stelle fesselte. Dieses Schauspiel wollen wir nicht in seinen Einzelnheiten schildern, und der Leser wünscht es auch nicht; wir werden bloß dem Jüngling auf seinem peinlichen Gang folgen, da verweilen, wo er verweilte, und von dem, was er zu sehen bekam, nur so viel anführen als nöthig, um zu erzählen, was er that und was ihm begegnete.

Vom Thore, wo er stehen geblieben war, bis zur Capelle in der Mitte und von dort bis zum andern Thor gerade gegenüber ging ein von Hütten und jedem andern fest stehenden Hindernisse freier Weg; und auf den zweiten Blick nahm Renzo auf demselben ein Wegschaffen von Karren, ein Wegtragen von Geräthen wahr, um Platz zu machen; er sah Kapuziner und Laien, die diese Arbeiten leiteten und dabei Jeden wegschickten, der nichts da zu schaffen hatte. Da er besorgte, auf gleiche Weise weggewiesen zu werden, so trat er flugs zwischen die Hütten, auf jene Seite, der er sich zufällig zugewandt hatte, zur Rechten. Er ging vorwärts, je nachdem er durchzukommen vermochte, von Hütte zu Hütte, guckte in jede verstohlen hinein und sah die Betten an, die außen im Freien waren, indem er dabei die von

Leiden entstellten oder vom Krampfe zusammengezogenen oder im Tode unbeweglichen Gesichter in's Auge faßte, ob er etwa jenes auffinden könne, das aufzufinden er sich doch so sehr fürchtete. Aber er hatte schon ein gutes Stück Weges zurückgelegt und viele viele Male jene schmerzliche Prüfung wiederholt, ohne je ein weibliches Wesen anzutreffen; er vermuthete daher, sie müßte an einem abgesonderten Orte sein. Und er hatte es errathen; wo sie aber sei, darüber hatte er keinen Fingerzeig, noch vermochte er es sich zu denken. Er stieß von Zeit zu Zeit auf Krankenwärter, die an Aussehen, Betragen und Kleidung so sehr von einander verschieden waren, als die Beweggründe verschieden und einander entgegengesetzt waren, welche den einen und den andern die nämliche Kraft verliehen, solchen Diensten sich zu unterziehen: bei den einen das Erlöschen jeglichen Mitgefühls, bei den andern übermenschliche Liebe. Aber er stellte weder an diese noch an jene Fragen, um sich nicht etwa Schwierigkeiten zu bereiten, und beschloß, fortzuwandern, bis es ihm gelinge, Frauen aufzufinden. Während des Gehens unterließ er nicht, um sich her zu spähen, aber von Zeit zu Zeit war er genöthigt, den trauernden und von so vielen Leiden wie geblendeten Blick wegzuwenden. Aber wohin konnte er ihn wenden, wo ihn ausruhen lassen, als auf andern Leiden?

Selbst die Luft und der Himmel vermehrten, wenn etwas es vermehren konnte, das Grausige dieser Anblicke. Der Nebel hatte sich allmälig verdichtet und in einer großen dunkeln Wolke sich niedergesenkt, die, immer finsterer werdend, muthmaßlich einen Gewittersturm befürchten ließen, nur daß gegen die Mitte dieses finstern,

tief gesenkten Himmels die bleiche Sonnenscheibe durchschien, die einen schwachen, trüben Schimmer um sich her verbreitete und eine todte, drückende Schwüle ausströmte. Von Zeit zu Zeit hörte man mitten unter dem beständigen Gesumse jener wirren Masse ein tiefes, abgebrochenes, unbestimmtes Murmeln von Tönen, und wenn man hinhorchte, konnte man nicht unterscheiden, von wannen es komme, oder man glaubte, von ferne her das Fahren von Wagen zu vernehmen, die plötzlich stille standen. In den Feldern umher sah man auch nicht das Blatt eines Baumes sich bewegen, keinen Vogel hin- oder wegfliegen; nur die Schwalbe, die plötzlich über dem Dache des Gebäudes erschien, glitt mit ausgespannten Flügeln herab, um über das Lager hinzustreichen, aber erschreckt von dem Gewimmel stieg sie pfeilschnell wieder in die Höhe und entfloh. Es war so ein Wetter, bei dem aus einer ganzen Schaar von Wanderern keiner es versucht, das allgemeine Schweigen zu brechen; bei dem der Jäger düster, mit zu Boden gewandten Blicken einherschreitet, und die Bäurin, die die Erde umgräbt, zu singen aufhört, ohne es gewahr zu werden; ein Wetter, wie es dem Sturme vorauszugehen pflegt, bei dem die Natur, von außen unbewegt, von einer innerlichen Anstrengung gewaltig erregt, alles Lebende zu erdrücken und jedweder Thätigkeit, selbst dem Müssiggange und dem Dasein eine gewisse lähmende Schwere anzuhängen scheint. In jenem an sich schon dem Leiden und dem Tode gewidmeten Orte aber sah man den vorher schon mit dem Uebel im Kampfe begriffenen Menschen dem neuen Drucke erliegen; man sah, wie der Zustand von Hunderten

und Hunderten sich plötzlich verschlimmere; wie dabei der letzte Kampf angstvoller und bei der Vermehrung der Schmerzen das Stöhnen erstickter wurde; vielleicht war über diesen Ort des Jammers noch keine Stunde hingegangen grausamer als diese.

Schon hatte der Jüngling in diesem Labyrinthe von Hütten eine große Strecke fruchtlos zurückgelegt, als er in der Mannigfaltigkeit des Weheklagens und in dem wirren Gemurmel ein seltsames Gemisch von Wimmern und Mäkern zu unterscheiden begann, bis er an eine zerrissene, schlechtgefügte Bretterwand gelangte, hinter welcher jene ungewöhnlichen Töne hervorkamen. Er schaute durch einen weiten Spalt zwischen zwei Brettern und sah einen abgeschlossenen Raum mit zerstreuten Hütten darin, und sowohl in diesen, wie auch in dem kleinen Lager nicht die gewöhnlichen Krankenlager, sondern ganz kleine Kinder, auf Maträtzchen, Kopfkissen, ausgebreiteten Leintüchern oder auf zerlumpten Kleidern liegend, und Ammen und andere Frauen um sie beschäftigt; was aber mehr als alles den Blick anzog und fesselte, das waren Ziegen, die, unter jene gemischt, zu ihren Gehilfinnen geworden waren; ein Spital für unschuldige Kinder, wie der Ort und die Zeit es herzustellen gestattet hatten. Es war ein seltsamer Anblick, einige dieser Thiere aufrecht und ruhig über dem einen oder dem andern Säuglinge stehen und ihm das Euter reichen zu sehen, zu sehen, wie ein anderes beim Gewimmer gleichsam mit Muttergefühl herbeilief, bei dem kleinen Zöglinge stehen blieb, sich über ihm zurecht zu stellen suchte, und mäkerte und sich geberdete, als wollte es Jemanden rufen, der ihnen beiden zu Hilfe käme.

Da und dort saßen Säugammen mit Säuglingen an der Brust; einige mit so liebreichem Wesen, daß, wer es sah, im Zweifel stehen mußte, ob sie an diesen Ort durch Lohn oder durch jenes freithätige Mitleid gelockt worden seien, das Noth und Leiden überall aufsucht. Eine derselben nahm voll Kümmerniß einen weinenden armen Schelm von der ausgesogenen Brust und lief traurig nach einer Ziege, die ihre Stelle vertreten sollte. Eine andere sah mit Wohlgefallen auf das an ihrer Brust eingeschlafene Geschöpf herab und ging, nachdem sie es sanft geküßt hatte, in eine Hütte, um es aufs Bettchen zu legen. Eine dritte, welche ihre Brust mit einer gewissen Miene, nicht von Gleichgiltigkeit, aber von Befangenheit dem säugenden Fremdlinge überließ, sah starr zum Himmel hinauf: an was dachte sie in jener Stellung, mit jenem Blicke, wenn nicht an das Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen, das vielleicht kaum zuvor noch an ihrer Brust gesaugt, das vielleicht daran gestorben war? Andere bejahrte Frauen verrichteten andere Dienstleistungen. Die eine lief auf das Geschrei des hungernden Kleinen herbei, nahm ihn, trug ihn zu der Ziege, die an einem Haufen frischen Grases sich gütlich that, hielt ihn an das Euter, sprach dem unerfahrenen Thiere zu und schmeichelte ihm dabei, damit es dem ungewohnten Dienste sanft sich füge. Diese lief herbei, um ein Kind wegzunehmen, das eine Ziege, derweil sie ganz beflissen ein anderes säugte, mit dem Vorderfuße stieß. Jene trug das ihrige hin und her, indem sie es wiegte und bald mit Gesang einzuschläfern, bald mit süßen Worten zu beruhigen suchte, und wobei sie mit einem Namen ihm zurief, den sie selbst

ihm beigelegt hatte. In demselben Momente trat ein Kapuziner mit einem schneeweißen Barte herein, der zwei quieckende Kindlein, auf jedem Arm eines, herein brachte, die er eben erst neben den entseelten Müttern weggenommen hatte; eine Frau lief herbei, sie in Empfang zu nehmen, und schaute unter der Schaar der Wärterinnen und der Heerde sich um, um schnell eine zu finden, die hier Mutterstelle vertreten sollte.

Mehr als einmal hatte sich der Jüngling, von dem ersten, dem stärksten seiner Gedanken getrieben, von dem Spalte losgemacht, um weiter zu gehen; und jedesmal hatte er das Auge wieder dahin gerichtet, um noch einen Augenblick zuzuschauen.

Nachdem er sich endlich losgerissen hatte, ging er der Bretterwand entlang, bis ein Haufe von Hütten, die an diese angebaut waren, ihn zwang, umzukehren. Er ging nun längs dieser Hütten zurück, in der Absicht, die Bretterwand wieder zu erreichen, bis zum Ende derselben fortzugehen und dann nach einem neuen Wege sich umzusehen. Wie er so vorwärts schaute, um den Weg auszukundschaften, fiel ihm eine plötzliche, vorübergehende, augenblickliche Erscheinung in die Augen, die sein Gemüth in die größte Aufregung versetzte. Er sah, auf eine Entfernung von etwa hundert Schritten, einen Kapuziner vorüberschweben und plötzlich zwischen den Hütten verschwinden, einen Kapuziner, der, auch so von weitem und im flüchtigen Vorübergehen, den ganzen Gang, die ganze Haltung, die ganze Gestalt des Paters Christophoro hatte. Wie ihr euch einbilden könnt, rannte er in wahnsinniger Hast nach jener Seite hin, und fing an, in dem Labyrinthe herum zu rennen, vorwärts,

rückwärts, drinn und draußen zu suchen, bis er, zu seiner größten Freude, jene Gestalt, jenen nämlichen Mönch wieder sah; er sah ihn unfern, wie er von einem Kessel weg, mit einer Schüssel in der Hand, auf eine Hütte zuging, wie er unter der Thüre dieser Hütte sich niedersetzte, das Kreuzeszeichen über die Schüssel machte, und nachdem er wie einer, der immer auf der Lauer steht, sich überall umgesehen hatte, zu essen anfing. Es war der leibhaftige Pater Christophoro.

Seine Geschichte von dem Zeitpunkte an, da wir ihn aus dem Gesicht verloren haben, bis zu dieser Begegnung, läßt sich mit zwei Worten erzählen. Er hatte Rimini nicht mehr verlassen, noch auch verlassen wollen, bis die in Mailand ausgebrochene Pest ihm Gelegenheit zu dem bot, wornach er immer sich so sehr gesehnt hatte, sein Leben für den Nebenmenschen zu opfern. Er bat dringend, zurückberufen zu werden, um den Pestkranken beizustehen und zu dienen. Der Graf Oheim war todt, und im Uebrigen waren Krankenwärter nöthiger als Politiker; so daß ihm ohne Schwierigkeit willfahrt wurde. Er ging sogleich nach Mailand; trat in's Lazareth und war seit ungefähr drei Monaten da.

Aber Renzo's Freude beim Wiedersehen des guten Mönchs war auch nicht einen Augenblick ungetrübt; schon beim Versuche, sich zu vergewissern, daß er es sei, mußte er sehen, wie sehr er sich verändert habe. Seine Haltung war gebeugt und mühselig, sein Gesicht abgezehrt und todesbleich und in Allem nahm man eine erschöpfte Natur, einen gebrochenen, hinfälligen Körper wahr, der nur durch die Energie der Seele sich forthalf und jeden Augenblick sich wieder zusammenraffte.

Auch er richtete seinen Blick auf den Jüngling, der auf ihn zukam und mit Geberden, da er es mit der Stimme nicht wagte, sich bemerklich und kenntlich zu machen suchte. „O Vater Christophoro!“ sagte er, als er nahe genug war, um gehört zu werden, ohne zu laut zu reden.

„Du hier!“ sagte der Mönch, indem er die Schüssel auf den Boden stellte und aufstand.

„Wie geht es Euch, Vater? wie geht es Euch?“

„Besser als so vielen Armen, die du hier siehst,“ antwortete der Mönch, und seine Stimme war schwach, hohl, verwandelt wie sein ganzes Wesen. Nur sein Auge war das vorige, aber lebhafter und strahlender; es war als wenn die Nächstenliebe verklärt am Ende ihres Tagewerkes und jubelnd, sich ihrem Ziele so nahe zu sehen, ein glühenderes, reineres Feuer darin entzündete, als das, welches die Hinfälligkeit nach und nach auslöschte.

„Aber du,“ fuhr er fort, „wie kommst du an diesen Ort? warum forderst du die Pest heraus?“

„Ich habe sie gehabt, Gott sei Dank. Ich komme . . . um . . . . Lucia zu suchen.“

„Lucia! ist Lucia hier?“

„Sie ist hier, wenigstens hoffe ich zu Gott, daß sie noch hier sei.“

„Ist sie dein Weib?“

„O lieber Vater! leider ist sie es nicht. Wißt Ihr denn nichts von alle dem, was vorgefallen ist?“

„Nein, mein Sohn; seit Gott mich von euch weggeführt hat, habe ich nichts mehr erfahren; aber nun er dich zu mir sendet, wünsche ich in Wahrheit Alles

zu erfahren. Aber . . . . wie ist es denn mit dem Steckbrief?"

„Ihr wißt also, wie sie mir mitgespielt haben?"

„Aber was hattest denn du gethan?"

„So höret denn! Wenn ich sagen wollte, daß ich an jenem Tage zu Mailand verständig gewesen sei, so würde ich lügen; aber schlechte Streiche habe ich wahrlich nicht gemacht."

„Ich glaube es dir, und glaubte es schon zuvor."

„Nun darf ich Euch also alles sagen?"

„Warte noch," sagte der Mönch, entfernte sich einige Schritte von der Hütte und rief: „Pater Viktor!" Nach einigen Augenblicken erschien ein junger Kapuziner, dem er sagte: „Thut mir die Liebe, Pater Viktor, anstatt meiner auf unsere armen Kranken Acht zu haben, derweil ich mich ein wenig zurückziehe; wenn aber irgend einer nach mir verlangte, so rufet mich. Besonders jener, Ihr wißt schon, wenn er das mindeste Zeichen gibt, daß er zu sich gekommen sei, so benachrichtiget mich doch ja sogleich davon."

„Es soll gewiß geschehen," antwortete der junge Mönch und der Greis wendete sich mit den Worten an Renzo: „Laß uns da hinein gehen. Aber . . . ." setzte er sogleich hinzu, indem er stehen blieb, „du scheinst mir ganz erschöpft zu sein; du wirst der Speise bedürfen."

„Es ist wahr," sagte Renzo, „nun da Ihr mich daran erinnert, fällt mir ein, daß ich noch nüchtern bin."

„Warte ein Bischen," sagte der Mönch, nahm einen Napf, füllte ihn aus dem Kessel, kehrte zurück und gab ihn Renzo sammt einem Löffel; er ließ ihn auf einen Sack sitzen, der ihm statt des Bettes diente, ging zu

einem Fäßchen, das in einer Ecke stand und füllte ein Glas mit Wein, den er vor seinem Gaste auf den Tisch stellte; hierauf nahm er seine Schüssel wieder zur Hand und setzte sich neben ihn.

„O Pater Christophoro!“ sagte Renzo, „solche Dinge verrichtet Ihr? Aber Ihr seid eben immer derselbe. Ich danke Euch herzlich.“

„Danke nicht mir,“ sagte der Mönch, „es ist Armengut; aber auch du bist in diesem Augenblicke ein Armer. Nun erzähle mir, was ich noch nicht weiß; erzähle mir von unserer guten Lucia; aber suche dich kurz zu fassen, denn es gibt wenig Zeit und viele Arbeit, wie du siehst.“

Renzo begann, zwischen einem Löffel voll und dem andern Lucia's Geschichte zu erzählen: wie sie im Kloster zu Monza untergebracht, wie sie geraubt worden sei ... Bei der Vorstellung von den vielen Leiden und Gefahren, bei dem Gedanken, daß er es gewesen, der die Arme an jenes Kloster verwiesen habe, blieb dem Mönch der Athem aus; allein er beruhigte sich sogleich, da er hörte, wie sie auf wunderbare Weise befreit, ihrer Mutter zurückgegeben und von dieser zu Donna Praxedia gebracht worden sei.

„Jetzt will ich Euch auch von mir erzählen,“ fuhr Renzo fort, und erzählte in Kürze den Tag von Mailand, die Flucht; wie er seither immer von der Heimath ferne gewesen und wie er jetzt, da alles drunter und drüber gehe, es gewagt habe, her zu kommen; wie er Agnes nicht angetroffen; wie er in Mailand erfahren habe, daß Lucia im Lazarethe sei. „Und nun bin ich hier,“ so schloß er, „um sie zu suchen, um zu sehen, ob sie noch

am Leben ist und ob . . . . sie mich noch will . . . . weil . . . zuweilen . . ."

„Aber," fragte der Mönch, „hast du nicht ein Anzeichen, wo man sie hingebracht hat, wann sie gekommen ist?"

„Nichts, lieber Vater; nichts, als daß sie hier ist, wenn sie es nur noch ist, was Gott gebe."

„O du Armer! Aber welche Nachforschungen hast du bis jetzt angestellt?"

„Ich bin hin- und hergelaufen; habe aber bis jetzt beinahe nur Männer gesehen. Ich habe mir wohl gedacht, daß die Frauen an einem abgesonderten Orte sein würden, aber ich habe nicht hinkommen können; wenn dem so ist, so werdet Ihr mir wohl den Weg dahin zeigen."

„Weißt du nicht, mein Sohn, daß es den Männern verboten ist, dahin zu gehen, wenn sie nicht Amtsverrichtungen dort haben?"

„Nun, was kann mir denn geschehen?"

„Diese Vorschrift ist gerecht und heilig, lieber Sohn; und wenn die Menge und Schwere des Unglücks nicht gestattet, daß man sie in ihrer ganzen Strenge durchführen kann, ist das ein Grund, daß ein rechtschaffener Mann sie übertrete?"

„Aber, Vater Christophoro!" sagte Renzo, „Lucia sollte mein Weib sein; Ihr wisset, wie wir auseinander gerissen worden sind: es sind zwanzig Monate, seit ich leide und mich in Geduld füge; ich bin unter tausend Gefahren, die eine schlimmer als die andere, hieher gekommen, und nun . . . ."

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," versetzte der

Mönch, mehr seinen Gedanken, als den Worten des Jünglings antwortend; „du gehst mit guter Absicht hin, und wollte Gott, daß alle, die freien Zutritt an jenen Ort haben, sich dort so aufführten, wie ich es von dir erwarten darf. Gott, der gewiß diese deine ausdauernde Liebe, diese deine Treue segnet, womit du nach der Jungfrau, die er dir gegeben hatte, verlangst und suchst, Gott, der gestrenger ist als die Menschen, aber auch nachsichtiger, möge dir nicht zur Sünde anrechnen, was in dieser deiner Art, sie zu suchen, regelwidrig ist. Erinnere dich aber, daß wir Beide über dein Betragen an jenem Orte Rechenschaft abzulegen haben werden; vielleicht nicht vor den Menschen, aber gewiß vor Gott. Komm nun." Bei diesen Worten stand er auf und mit ihm Renzo, der, obgleich er nicht unterließ, auf seine Worte zu horchen, indessen gleichwohl mit sich in's Reine gekommen war, nicht, wie er sich vorgenommen hatte, von jenem Gelübde Lucia's mit ihm zu reden. — Wenn er auch das noch hört, — hatte er gedacht, — so macht er mir sicherlich noch andere Schwierigkeiten. Entweder finde ich sie, und dann kann man noch immer darüber sprechen, oder . . . . und dann! was nützt es?"

Der Mönch zog den Jüngling unter die Thür der Hütte, die gegen Mitternacht lag, und fuhr dann fort: „Höre, unser Pater Felix, der Vorsteher des Lazareths führt heute die wenigen Genesenen, die da sind, anderswo hin, um ihre Quarantaine zu halten. Du siehst jene Kirche dort in der Mitte . . . ." und indem er die abgemagerte, zitternde Hand erhob, zeigte er ihm zur Linken in der trüben Luft die Kuppel der Kapelle, die wie ein Thurm über die erbärmlichen Zelte sich erhob,

und fuhr fort: „dort versammeln sie sich jetzt, um in Procession zu jenem Thore hinauszuziehen, durch welches du hereingekommen sein mußt.“

„So! deßhalb also war's, daß man an der Reinigung der Straße arbeitete.“

„Gerade deßhalb, und du mußt auch ein Läuten mit jener Glocke gehört haben?“

„Ich habe es gehört.“

„Das war das zweite Mal, wenn man zum dritten Male läutet, werden alle versammelt sein; Pater Felix wird eine kleine Anrede an sie halten und dann wird er mit ihnen fortziehen. Beim Anschlagen der Glocke begib dich dahin; suche dich hinter jene Leute zu stellen auf einer Seite der Straße, wo du sie alle vorübergehen sehen kannst, ohne Störung zu veranlassen oder besonders in die Augen zu fallen. Und schaue dann . . . schaue . . . ob sie darunter ist. Wenn Gott nicht gewollt hat, daß sie darunter sei, so merke dir jene Seite,“ und er erhob von Neuem die Hand, um auf den ihnen gegenüberstehenden Flügel des Gebäudes hinzudeuten. „Jene Seite des Lazareths und ein Theil des davor liegenden Platzes ist für die Frauen bestimmt. Du wirst einen Pfahlzaun sehen, welcher dieses Viertel von jenem abscheidet; aber er ist an gewissen Stellen unterbrochen, an andern offen, so daß es dir nicht schwer werden wird, hinüber zu kommen. Wenn du dann drinn bist und nichts thust, was Verdacht erregt, so wird dir wahrscheinlich Niemand etwas sagen. Wenn man aber Anstände machen sollte, so sage, daß Pater Christophoro von *** dich kennt und Rechenschaft von dir geben werde. Suche sie da; suche sie mit Vertrauen und

mit . . . . Ergebung. Denn bedenke, daß es nicht wenig ist, was du hier suchen willst; du verlangst im Lazareth Jemand beim Leben anzutreffen! Weißt du, wie oft ich dies mein armes Volk sich erneuern sah! wie viele ich habe hereintragen, wie wenige hinausgehen sehen! . . . . Gehe, vorbereitet ein Opfer darzubringen . . . ."

„Ja, ich sehe es auch ein," unterbrach ihn Renzo, indem er die Augen verdrehte und sein ganzes Gesicht sich veränderte; „ich sehe es ein! ich gehe, ich will umschauen und will suchen von einem Ort zum andern, durch's ganze Lazareth, in die Länge und Breite . . . . und wenn ich sie nicht finde! . . ."

„Wenn du sie nicht findest?" sagte der Mönch mit ernster, erwartungsvoller Miene und mit warnendem Blicke.

Aber Renzo, dem die durch den Gedanken an jenen Zweifel wieder angefachte Wuth alle Besinnung benommen hatte, wiederholte jene Worte, und fuhr fort: „Wenn ich sie nicht finde, so werde ich mich nach einem andern umsehen. Ob in Mailand, oder in seinem gottlosen Schlosse, am Ende der Welt oder in der Hölle; ich werde ihn finden, den Schurken, der uns getrennt hat, ohne den Lucia schon seit beinahe zwei Jahren mein Weib wäre; und wenn wir zu sterben bestimmt gewesen wären, so würden wir wenigstens mit einander gestorben sein. Wenn er noch lebt, ich werde ihn finden."

„Renzo!" sagte der Mönch, indem er ihn am Arme faßte und noch strenger anblickte.

„Und wenn ich ihn finde," fuhr Renzo vor Zorn ganz blind fort, „wenn die Pest noch nicht Gerechtigkeit an ihm geübt hat . . . . Jetzt ist nicht mehr die Zeit,

wo ein Feigling mit seinen Bravi um sich her die Leute zur Verzweiflung bringen und dabei noch über sie spotten darf; es ist eine Zeit gekommen, wo die Männer einander Stirn gegen Stirn gegenübertreten, und . . . . ich will Rache nehmen."

„Unglücklicher!" schrie Pater Christophoro, mit einer Stimme, die ihre ganze frühere Fülle, ihren ganzen Wohlklang wieder erlangt hatte; „Unglücklicher!" und sein auf die Brust herabgesunkenes Haupt hatte sich emporgerichtet, die Wangen färbten sich mit dem alten Leben und das Feuer der Augen hatten etwas Schreckliches. „Schaue, Unglücklicher!" Und während er mit einer Hand Renzo's Arm drückte und heftig schüttelte, streckte er die andere vor sich hin und deutete, so viel er nur vermochte, auf das schmerzliche Schauspiel rings umher. „Schaue hin, wer derjenige ist, der da züchtiget! derjenige, der da richtet, und nicht gerichtet wird! derjenige, der da geißelt und verzeiht! Und du Erdenwurm willst Gerechtigkeit ausüben! Du weißt also, was Gerechtigkeit ist! Gehe, Unglücklicher, gehe! Ich hoffte . . . . ja, ich habe gehofft, daß Gott vor meinem Tode mir noch den Trost gewähren werde, zu hören, daß die arme Lucia noch am Leben sei; ich habe gehofft, sie zu sehen, aus ihrem Munde das Versprechen zu vernehmen, daß sie an jener Grube, wo ich ruhen werde, ein Gebet sprechen werde. Gehe, du hast mir meine Hoffnung geraubt. Gott hat sie nicht für dich auf der Erde gelassen, und du wirst sicherlich nicht so vermessen sein, dich für würdig zu halten, daß Gott darauf denke, dich zu trösten. An sie wird er gedacht haben, weil sie eine von jenen Seelen ist, denen die ewigen Freuden vorbehalten

sind. Gehe, ich habe nicht mehr Zeit, auf dich zu hören."

Bei diesen Worten stieß er Renzo's Arm von sich und wendete sich gegen ein Krankenzelt.

„Ach Vater!" sagte Renzo, indem er ihm in flehender Stellung folgte, „Ihr werdet mich doch nicht auf diese Weise von Euch stoßen?"

„Wie!" versetzte der Kapuziner mit nicht minder strenger Stimme. „Könntest du es wagen, zu verlangen, daß ich jenen Betrübten, die auf mich warten, damit ich mit ihnen von Gottes Erbarmungen rede, die Zeit raube, um deine Wuthausbrüche, deine Racheplane anzuhören? Ich habe dich angehört, als du Trost und Hilfe verlangtest; ich habe die Christenpflicht versäumt, um der Christenpflicht willen; nun aber hast du die Rache im Herzen: was willst du von mir? Packe dich. Ich sah Beleidigte sterben, welche verziehen; Beleidiger, welche seufzten, daß sie sich nicht vor dem Beleidigten verdemüthigen konnten; ich habe mit den einen und mit den andern geweint; aber was soll ich mit dir thun?"

„Ach! ich will ihm ja verzeihen! ich verzeihe ihm gewißlich, ich verzeihe ihm für immer!" rief der Jüngling aus.

„Renzo!" sagte der Mönch mit ruhigerem Ernste, „denke einmal nach und sage mir, wie viel Mal du ihm verziehen hast?"

Und nachdem er eine Weile auf eine Antwort gewartet hatte, senkte er plötzlich das Haupt und fuhr in feierlichem, langsamem Tone fort: „Du weißt, warum ich dieses Kleid trage."

Renzo zögerte.

„Du weißt es!“ sagte er wieder.

„Ich weiß es,“ antwortete Renzo.

„Auch ich habe gehaßt; ich, der ich dich um eines Gedankens, um eines Wortes willen gescholten, ich habe den Mann getödtet, den ich von Herzen haßte, den ich lange Zeit gehaßt habe.“

„Ja, aber einen Uebermüthigen, einen von denen ...“

„Schweige!“ unterbrach ihn der Mönch; „glaubst du, daß wenn es dafür einen guten Grund gäbe, ich ihn in dreißig Jahren nicht gefunden hätte? Ach! könnte ich dir doch das Gefühl in's Herz legen, das ich nachher immer empfand, das ich noch empfinde für jenen Mann, den ich haßte! O könnte ich's doch! Aber Gott kann es; möge er es thun! . . . Höre Renzo: Er meint es besser mit dir, als du es mit dir meinst; du konntest über der Rache brüten, aber er ist mächtig und barmherzig genug, dich daran zu hindern; er erweiset dir eine Gnade, deren ein Anderer unwürdig war. Du weißt es, du hast es so oft gesagt, daß er die Hand eines Gewaltthätigen zurückhalten könne; aber wisse, daß er auch jener eines Rachsüchtigen Einhalt thun kann. Und weil du arm, weil du beleidigt bist, glaubst du, daß er gegen dich einen Menschen nicht vertheidigen könne, den er nach seinem Bilde geschaffen hat? Glaubst du, er werde dich Alles thun lassen, was dir gelüstet? Nein! aber weißt du, was du thun kannst? Du kannst hassen und dich verderben; du kannst mit einem deiner Gefühle allen Segen von dir entfernen. Denn wie immer es dir auch ginge, welches Glück du hättest, sei versichert, daß alles zu deiner Züchtigung ausschlagen werde, so lange du

nicht in einer Weise verziehen hast, daß du nicht mehr sagen kannst: „Ich verzeihe ihm."

„Ja, ja," sagte Renzo ganz gerührt und verwirrt, „ich begreife, daß ich ihm nie wahrhaft verziehen hatte; ich sehe ein, daß ich gesprochen habe wie ein wildes Thier und nicht wie ein Christ, nun aber mit der Gnade Gottes verzeihe ich ihm von Herzen."

„Und wenn du ihn sähest?"

„Ich würde den Herrn bitten, mir Geduld zu schenken und ihm das Herz zu rühren."

„Würdest du dich erinnern, daß der Herr uns nicht gesagt, wir sollten unsern Feinden verzeihen, sondern daß er gesagt habe, wir sollten sie lieben? Würdest du dich erinnern, daß er ihn in dem Grade geliebt hat, für ihn zu sterben?"

„Ja, mit seinem Beistand."

„Nun dann, so komme mit mir, du hast gesagt, ich werde ihn finden; wohlan, du wirst ihn finden. Komm und sieh, gegen wen du Haß hegen, wem du Böses wünschen konntest, wem du es anthun, über welches Leben du als Herr schalten wolltest?

Er ergriff Renzo's Hand, drückte sie, wie nur ein kräftiger Jüngling sie hätte drücken können und ging, Renzo ohne zu wagen, weiter zu fragen, hinter ihm drein.

Nach wenigen Schritten blieb der Mönch bei der Oeffnung einer Hütte stehen, heftete mit einem Gemisch von Ernst und Zärtlichkeit seine Augen auf Renzo's Antlitz und führte ihn hinein.

Das Erste, was er beim Eintritt sah, war ein Kranker, der auf einem Strohlager am Boden saß; es

war dies jedoch kein Schwerkranker, vielmehr schien er in der Genesung begriffen zu sein. Als er den Pater sah, schüttelte er wie verneinend den Kopf; der Pater ließ mit einer Geberde der Trauer und der Ergebung den seinigen sinken. Indeß sah Renzo, der seinen Blick mit unruhiger Neugierde auf andern Gegenständen umherschweifen ließ, drei oder vier Kranke; einer, der zur Seite auf einer Matratze lag, fiel ihm auf; er war in ein Betttuch eingewickelt und ein prachtvoller Mantel nach Art einer Bettdecke war über ihn ausgebreitet; er sah ihn an, erkannte Don Rodrigo und fuhr einen Schritt zurück; aber der Mönch zog ihn, nach einem wiederholten Händedruck, an den Fuß des Lagers; die andere Hand streckte er darüber hin, und deutete mit dem Finger auf den Mann, der dort lag.

Der Unglückliche war regungslos; seine Augen weit aufgesperrt, aber ohne Blick; das Gesicht bleich und mit schwarzen Flecken bestreut; die Lippen schwarz und aufgeschwollen; man hätte das Gesicht eines Leichnams zu sehen geglaubt, wenn nicht ein heftiges Zucken für ein zähes Leben Zeugniß gegeben. Seine Brust hob sich von Zeit zu Zeit unter schweren, angstvollen Athemzügen; seine rechte Hand, auf dem Mantel liegend, preßte diesen mit den, nach Art eines Raubvogelschnabels zusammengebogenen schwärzlich-gelben, an den Spitzen schwarzen Fingern, fest an die Stelle, wo das Herz war.

„Du siehst nun!“ sagte der Mönch mit leiser, feierlicher Simme. „Es kann Strafe, es kann Barmherzigkeit sein. Das Gefühl, daß du jetzt für diesen Mann empfinden wirst, der dich beleidiget hat, ja, dasselbe

Gefühl wird dereinst an jenem Tage der Gott, den du auch beleidiget hast, auch für dich empfinden. Segne ihn und sei gesegnet. Seit vier Tagen liegt er hier, wie du ihn siehst, ohne ein Zeichen von Besinnung von sich zu geben. Vielleicht ist der Herr geneigt, ihm eine Stunde zur Reue zu gönnen; aber er wollte von dir darum gebeten werden. Vielleicht will er, daß du mit jenem unschuldigen Geschöpfe ihn darum bittest; vielleicht behält er die Gnade deinem Gebete allein vor, dem Gebete eines betrübten, ergebenen Herzens. Vielleicht hängt die Rettung dieses Menschen, wie die deinige, nun von dir ab, von einem Gefühle der Vergebung, des Mitleids .... der Liebe!"

Er schwieg, beugte sein Gesicht über die gefalteten Hände und betete; Renzo that deßgleichen.

Sie waren erst einige Augenblicke in dieser Stellung, als der Glockenschlag ertönte. Beide standen auf, als wäre es verabredet, und gingen hinaus. Weder stellte der eine Fragen, noch gab der andere Betheuerungen; ihre Gesichtszüge sprachen.

„Gehe nun," sagte der Mönch, „gehe vorbereitet, eine Gnade zu empfangen, ein Opfer zu bringen; Gott zu preisen, was auch immer der Erfolg deiner Nachforschungen sei; und er möge sein, welcher er wolle, so komme, mich davon zu berichten; wir wollen ihn dann mit einander preisen.

Nun trennten sie sich, ohne Weiteres zu sagen; der eine kehrte dahin zurück, von wannen er gekommen war, der andere ging zur Kapelle, die nicht weiter als ungefähr hundert Schritte entfernt sein mochte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wer hätte wohl Renzo vor einigen Stunden gesagt, daß, mitten in seinen eifrigsten Nachforschungen, beim Beginne der zweifelhaftesten und entscheidendsten Augenblicke sein Herz zwischen Lucia und Don Rodrigo getheilt sein würde? Und dennoch war es so; jene Gestalt mischte sich fortwährend in alle die freundlichen oder erschreckenden Bilder, welche die Hoffnung oder die Furcht während seines Ganges abwechselnd ihm vorführten; die am Fuße jenes Siechbettes vernommenen Worte drängten sich zwischen die Ja und die Nein, von denen seine Seele bestürmt wurde, und er konnte kein Gebet um den glücklichen Ausfall des großen Versuchs beendigen, ohne jenes wieder daran zu knüpfen, das dort begonnen und von dem Glockenschlage unterbrochen worden war.

Die achteckige Kapelle, welche in der Mitte der Lazarethhofes sich erhebt, und zu welcher einige Stufen hinan führen, war, nach ihrer ursprünglichen Bauart, nach allen Seiten hin offen, ohne andere Stützpunkte als Pfeiler und Säulen, sozusagen ein durchbrochenes Gebäude; an jeder Seite war ein Bogen zwischen zwei Säulenweiten; inwendig lief ein Gang um das, was man mit mehr Recht eine Kirche nennen würde, blos bestehend aus acht Bogen, die jenen der Außenseiten entsprachen, und auf denen eine Kuppel ruhte, in der Weise, daß der im Mittelpunkte errichtete Altar von jedem Fenster des Gebäudes und beinahe von jedem Punkte des Lagers aus gesehen werden konnte. Nun-

mehr, da das Gebäude zu einem ganz andern Gebrauche bestimmt ist, sind die Säulenöffnungen der Vorderseiten vermauert; aber das alte Gerippe blieb unberührt und zeigt noch deutlich den frühern Zustand und die frühere Bestimmung desselben.

Kaum hatte sich Renzo in Bewegung gesetzt, als er schon den Pater Felix in der Kapelle erscheinen und unter den Mittelbogen der der Stadt zugekehrten Seite treten sah, vor welchem der Zug auf der Ebene mitten im Wege aufgestellt war; und sogleich nahm er aus seiner Haltung wahr, daß er die Predigt begonnen habe. Er wand sich durch verschiedene Seitenwege, um zu den hintersten der Zuhörerschaft zu gelangen, wie ihm gesagt worden. Als er dort angekommen war, blieb er ruhig stehen und überflog sie mit dem Blicke, sah aber nichts als eine gedrängte Menge, man könnte fast sagen ein Steinpflaster von Köpfen. In der Mitte war deren eine gewisse Menge, die mit Tüchern oder Schleiern bedeckt waren; auf jene heftete er seine Augen mit besonderer Aufmerksamkeit; da es ihm aber nicht gelang, etwas Weiteres darin zu entdecken, so richtete er sie gleichfalls dahin, wohin alle andern unverwandt schauten. Er war von der ehrwürdigen Gestalt des Predigers gerührt und ergriffen, und mit jener Aufmerksamkeit, deren er in einem so erwartungsvollen Augenblicke noch fähig war, hörte er diesen Theil der feierlichen Anrede.

„Richten wir unsere Gedanken auf die Tausende und Tausende, die dort hinausgegangen sind," und mit dem über die Schulter erhobenen Finger deutete er rückwärts auf das Thor, welches zum Kirchhof San

Gregorio führt, der damals, kann man sagen, nur eine große Grube war; „richten wir unsere Gedanken auf die Tausende und Tausende, welche hier bleiben, leider noch ungewiß, wo sie hinausgehen werden; werfen wir einen Blick auf uns, die wir genesen hinausgehen. Gepriesen sei der Herr! Gepriesen in seiner Gerechtigkeit, gepriesen in seiner Barmherzigkeit! Gepriesen im Tode, gepriesen in der Genesung! Gepriesen in der Auswahl, die er mit uns hat treffen wollen! O! warum hat er es so gewollt, meine Kinder, als um sich ein durch Trübsal geläutertes, durch Dankbarkeit entflammtes Häuflein zu bewahren? als damit wir, nunmehr lebhafter fühlend, daß das Leben ein Geschenk von ihm sei, dasselbe so werthschätzen, wie es eine von ihm kommende Gabe verdient, und es zu Werken verwenden, die ihm dargebracht werden können? als daß das Andenken an unsere Leiden uns mitleidig und hilfreich mache gegen unsere Nebenmenschen? diese indessen, in deren Gesellschaft wir gelitten, gehofft, gefürchtet haben; unter denen wir Freunde, Verwandte zurücklassen, und die am Ende alle unsere Brüder sind; diejenigen unter diesen, welche uns durch sie hinziehen sehen, möchten sie doch, indem sie vielleicht einigen Trost in dem Gedanken finden, daß doch mancher genesen von hinnen gehe, an unserm Betragen sich erbauen. Gott wolle verhüten, daß sie bei uns eine lärmende, eine weltliche Freude darüber wahrnehmen, daß wir jenem Tode entgangen seien, gegen den sie noch im Kampfe begriffen sind. Sie sollen sehen, daß wir, dankend für uns und betend für sie, diesen Ort verlassen; sie sollen sagen können: auch draußen werden sich diese Unser er-

innern, sie werden fortfahren, für uns Elende zu beten. Beginnen wir mit diesem Austritte, mit den ersten Schritten, die wir zu machen im Begriffe stehen, ein der christlichen Liebe geweihtes Leben. Diejenigen, welche ihre vorigen Kräfte wieder erlangt haben, sollen den Schwachen ihren Bruderarm reichen; Jünglinge, unterstützet die Greise; ihr, die ihr euere Kinder verloren habt, sehet um euch her, wie viele Kinder elternlos geworden sind; vertretet Elternstelle bei ihnen, und eine solche Liebe wird, indem sie euere Sünden zudeckt, euere Schmerzen lindern."

Nach diesen Worten entstand ein leises Seufzen und Schluchzen, das sich über die ganze Versammlung verbreitete; aber plötzlich wurde es unterbrochen, da man sah, daß der Prediger sich einen Strick um den Hals gelegt und auf die Knie geworfen habe; alles stand in schweigender Erwartung, was dies bedeuten solle.

„Was mich und alle meine Gefährten betrifft," sagte er, „die wir, ohne unser Verdienst, zu dem hohen Vorrecht erkieset worden sind, in euch Christo zu dienen; so bitte ich euch demüthig um Verzeihung, wenn wir ein so erhabenes Amt nicht würdig verwaltet haben. Wenn die Trägheit und Unfolgsamkeit des Fleisches auf euere Noth uns weniger achtsam, auf euern Ruf weniger bereitwillig gemacht hat; wenn eine ungerechte Ungeduld, ein strafbarer Ekel uns manchmal mit einer verdrossenen strengen Miene vor euch erscheinen ließ, wenn der verwerfliche Gedanke, daß ihr unser bedürfet, uns manchmal verleitet hat, euch nicht mit der gebührenden Freundlichkeit zu behandeln, wenn unsere Schwachheit uns manchmal eine Handlung begehen ließ,

die euch zum Aergerniß gereichte, so verzeihet uns. Also möge euch Gott all' eure Schuld vergeben und euch segnen."

Nachdem er über die Zuhörerschaft das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, stand er auf.

Wir haben, wo nicht gerade dieselben Worte, so doch den Sinn, den Inhalt der Worte, die er vortrug, berichten können, aber die Art und Weise, wie er sie vortrug, die läßt sich nicht beschreiben. Es war die Art und Weise eines Mannes, der es ein Vorrecht nannte, die Pestkranken zu pflegen, weil er es für ein solches hielt; der da bekannte, diesen Dienst nicht gebührend besorgt zu haben, weil er fühlte, daß er ihn nicht gebührend besorgt habe; der da um Verzeihung bat, weil er überzeugt war, daß er ihrer bedürfe. Aber die Leute, die überall die Kapuziner mit nichts anderem beschäftiget sahen, als mit ihrer Pflege, die so viele derselben hatten sterben sehen, die denjenigen, der für alle sprach, immer wie als den ersten im Range, so auch als den ersten bei der Arbeit gesehen hatten, außer da auch er dem Tode nahe gewesen; denket euch, mit welchen Seufzern, mit welchen Thränen sie auf solche Reden antworteten. Der bewunderungswürdige Mönch nahm dann ein großes Kreuz, das an einem Pfeiler lehnte, pflanzte es vor sich auf, ließ seine Sandalen am Rande des äußern Säulenganges zurück und schritt durch die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machte, um sich an deren Spitze zu stellen.

Auch Renzo weinte, nicht mehr und nicht minder als wenn er einer von jenen gewesen wäre, die man auf so seltsame Weise um Verzeihung gebeten hatte,

zog sich gleichfalls zurück und stellte sich zur Seite an eine Hütte; und hier blieb er, halb verborgen, in banger Erwartung stehen, mit dem Körper zurück, den Kopf vorwärts streckend, mit heftigem Herzklopfen, aber zugleich mit einer neuen, sonderbaren Zuversicht, die in der Rührung ihren Grund haben mochte, welche die Predigt und der Anblick der allgemeinen Rührung ihm eingeflößt hatte.

Und siehe, da kam Pater Felix, barfuß, den Strick um den Hals, jenes lange und schwere Kreuz in die Höhe haltend, mit bleichem abgezehrtem Antlitze, einem Antlitze, das Zerknirschung und Muth zugleich verrieth, langsamen aber entschlossenen Schrittes, wie Jemand, der Andrer Schwäche schonen will, und in Allem wie ein Mann, dem ein Uebermaß von Beschwerden und Entbehrungen die Kraft verlieh, die vielen nothwendigen und von seinem Amte unzertrennlichen zu ertragen. Gleich nach ihm kamen die größeren Kinder, großentheils barfuß, sehr wenige vollständig bekleidet, einige im bloßen Hemde. Hierauf kamen die Frauen, die beinahe alle kleine Kinder an der Hand führten und abwechselnd das Miserere sangen; der schwache Ton dieser Stimmen, die Blässe und Magerkeit dieser Gesichter waren Dinge, die das Gemüth eines jeden mit Mitleid hätten erfüllen müssen, der sich als einfacher Zuschauer daselbst befunden hätte. Renzo aber schaute, prüfte, von Reihe zu Reihe, von Gesicht zu Gesicht, ohne eines zu übergehen; denn die Procession zog so langsam vorüber, daß er dies ganz gemächlich thun konnte. Es zieht vorüber und zieht vorüber, er schaut und schaut, aber immer vergebens; er warf auch einen

flüchtigen Blick auf die Reihen, die noch zurück waren; es sind nur noch wenige, jetzt kommen die letzten, alle sind vorüber, lauter unbekannte Gesichter. Mit herabhangenden Armen, den Kopf bis zur Schulter zurückgebogen, folgte er mit den Augen der Schaar, derweil jene der Männer an ihm vorüberzieht. Eine neue Hoffnung taucht in ihm auf, da er hinter diesen einige Karren erscheinen sieht, auf welchen die Reconvalescenten sich befanden, die noch nicht im Stande waren, zu gehen. Dort kamen die Frauen zuletzt, und der Zug ging so langsam, daß Renzo sie wieder eben so alle genau ansehen konnte, ohne daß ihm auch nur eine entgangen wäre. Aber was? er durchforscht den ersten, zweiten, dritten und so fort, immer mit dem nämlichen Erfolge, bis auf einen, hinter welchem nur noch ein anderer Kapuziner mit einem ernsthaften Gesichte und einem Stocke in der Hand als Ordner des Zugs einherschritt. Dieser war Pater Michael, der, wie wir erzählt haben, dem Pater Felix als Gehilfe bei der Verwaltung beigegeben worden war.

So schwand denn jene theure Hoffnung hin, und indem sie verschwand, entführte sie nicht nur den Trost, den sie gewährt hatte, sondern sie ließ auch den Armen, wie es meistens geschieht, in einem schlimmern Zustande zurück als er zuvor war. Nunmehr war der glücklichste Fall, Lucia krank anzutreffen. Wenn gleich gesteigerte Angst an die Stelle dieser Hoffnung trat, so klammerte er sich doch mit allen Kräften seiner Seele an diesen traurigen schwachen Faden an; er trat wieder in den Weg und ging nach jener Richtung hin, von wannen die Procession gekommen war. Als er am Fuß der

Kapelle ankam, kniete er auf der untersten Stufe nieder, und sendete von da ein Gebet, oder um uns richtiger auszudrücken, einen Mischmasch von wirren Worten, abgebrochenen Sätzen, Ausrufungen, Bitten, Klagen und Versprechungen zu Gott empor; eine von jenen Anreden, die man nicht an die Menschen richtet, weil sie nicht genug Einsicht haben, sie zu verstehen oder nicht genug Geduld, sie anzuhören; sie sind nicht groß genug, um darob Mitleid ohne Verachtung zu empfinden.

Er stand etwas ermuthigter auf, ging um die Kapelle herum und fand sich im andern Gange, den er noch nicht gesehen hatte und der zum andern Thore führte; nach wenigen Schritten sah er den Pfahlzaun, von dem der Mönch gesprochen; er war an einzelnen Stellen unterbrochen, gerade wie dieser es gesagt hatte; er schlüpfte durch eine jener Oeffnungen und befand sich im Frauenviertel. Beinahe beim ersten Schritt vorwärts sah er ein Glöckchen am Boden liegen, eines von denen, welche die Monatti am Fuße trugen; es fiel ihm ein, ein solches Werkzeug könnte ihm da drinn anstatt eines Passes dienen; er hob es auf, schaute umher, ob ihn Niemand sehe und band es sich um den Fuß, wie jene zu thun pflegten. Gleich setzte er aber seine Nachforschungen wieder fort, Nachforschungen, die, schon wegen der bloßen Menge der Gegenstände gewaltig schwierig gewesen sein würden, wenn auch die Gegenstände ganz andere gewesen wären; er begann, neue Scenen des Jammers flüchtig zu schauen, ja sogar zu betrachten, die den bereits gesehenen theilweise so ähnlich, theilweise von ihnen so verschieden waren; denn bei dersel-

ben Drangsal war hier ein anderes Leiden, so zu sagen ein anderes Hinschmachten, eine andere Art wechselseitig sich zu bemitleiden und sich beizustehen; es war für den Zuschauer ein anderes Mitleid und ein anderer Schauer.

Schon hatte er, ich weiß nicht welche Strecke zurückgelegt, ohne Erfolg und ohne Begegnisse; als er hinter seinem Rücken ein „He!“ einen Ruf hörte, der an ihn gerichtet zu sein schien. Er wandte sich und sah auf eine gewisse Entfernung einen Commissär, der eine Hand aufhob, ihn zu sich winkte und ihm zurief: „dort in diesen Stuben bedarf man Eueres Beistands: hier hat man bereits ausgeräumt.“

Renzo merkte gleich, für wen man ihn halte, und daß die Schelle die Ursache des Mißverständnisses sei; er schalt sich einen Dummkopf, daß er nur an die Verlegenheiten gedacht habe, die dieses Zeichen ihm vom Halse halten sollte, und nicht auch an jene, die es ihm auf den Hals ziehen könnte; zugleich dachte er aber auch darüber nach, wie er von diesem da loskommen solle. Er winkte ihm wiederholt und schnell mit dem Kopfe, als wenn er sagen wollte, er habe es gehört und wolle kommen; zugleich aber entzog er sich seinen Blicken, indem er auf der Seite zwischen die Hütten hineinrannte.

Als er weit genug entfernt zu sein glaubte, nahm er darauf Bedacht, sich der Ursache des Anstoßes zu entledigen; und um dies zu bewerkstelligen, ohne beobachtet zu werden, schlüpfte er in einen engen Raum zwischen zwei Hütten, die sich so zu sagen den Rücken zukehrten. Er bückte sich, um sich die Glocke abzuschnallen, und derweil er so dastand, den Kopf an die Strohwand einer der beiden Hütten gestützt, drang aus dieser eine

Stimme an sein Ohr . . . . O Himmel! ist es möglich? Seine ganze Seele ist in diesem Ohre: der Athem geht ihm aus . . . . Ja! ja! es ist ihre Stimme! . . . . „Was fürchten?" sagte diese liebliche Stimme: „wir haben schon ganz andere Dinge als ein Gewitter durchgemacht. Der uns bisher behütet hat, wird uns auch jetzt behüten."

Wenn Renzo kein Geheul ausstieß, so unterblieb es nicht aus Furcht, daß er sich verrathen möchte, es unterblieb, weil er keinen Athem dazu hatte. Die Kniee brachen ihm zusammen, es wurde ihm schwarz vor den Augen; aber es war nur im ersten Augenblick; im zweiten war er wieder aufrecht, munter, kräftiger als zuvor; in drei Sprüngen war er um die Hütte, stand unter der Thür, sah die, so gesprochen hatte, sah sie stehend, über ein Siechbett hingebeugt. Bei dem Geräusch wendet sie sich um, sieht hin, glaubt falsch zu sehen, zu träumen; sie schaut genauer und ruft: „O heiliger Gott!"

„Lucia! ich habe dich gefunden! ich finde dich! bist du's wirklich! lebst du noch!" rief Renzo, indem er zitternd vorwärts ging.

„O heiliger Gott!" entgegnete Lucia noch heftiger zitternd; „du hier? was ist das! auf welche Weise . . .? warum? die Pest!"

„Ich habe sie gehabt. Und du . . . .?"

„Ach! . . . auch ich. Und von meiner Mutter . . .?"

„Ich habe sie nicht gesehen, denn sie ist in Pasturo. Aber du . . . . o wie du noch so bleich bist! wie schwach scheinst du noch? Aber geheilt, du bist doch geheilt?"

„Der Herr hat mich noch hienieden lassen wollen. Ach, Renzo! warum bist du hier?“

„Warum?“ sagte Renzo, indem er sich ihr immer mehr näherte: „du fragst mich, warum? Muß ich es dir erst sagen? Wen habe ich, an den ich denken soll? Heiße ich nicht mehr Renzo? Bist du nicht mehr Lucia?“

„Ach, was sagst du? Was sagst du? Hat dir denn meine Mutter nicht schreiben lassen ....?“

„Ja, leider hat sie mir schreiben lassen. Schöne Dinge das, sie einem unglücklichen, bedrängten, flüchtigen Jungen schreiben zu lassen, einem Burschen, der wenigstens noch keine schlechten Streiche angestellt hat!“

„Aber Renzo! Renzo! da du wußtest .... warum doch kommen? warum?“

„Warum kommen? O Lucia! du sagst mir, warum doch kommen? Nach so vielen Versprechungen? Sind wir nicht mehr wir? Erinnerst du dich denn nicht mehr? Was fehlte noch, daß wir ...?“

„Ach, Gott!“ rief Lucia schmerzlich aus, indem sie die Hände faltete und die Augen gen Himmel schlug; „warum hast du mich nicht zu dir genommen ...! O Renzo, was hast du gethan? Sieh, ich fing schon an zu hoffen, daß ich ... mit der Zeit .... vergessen werden würde ...“

„Schöne Hoffnung! und mir solches Zeug in's Gesicht zu sagen!“

„O, was hast du gethan! und an diesem Orte! in diesem Jammer! bei solchem Anblicke! Hier wo man nichts thut, als sterben, konntest du ...!“

„Für jene, welche sterben, muß man zu Gott beten und hoffen, daß sie an einen guten Ort kommen;

aber es ist nicht recht, daß jene, die mit dem Leben davon kommen, wie Verzweifelte leben sollen!"

„Aber Renzo! Renzo! Du bedenkst nicht, was du sagst. Ein Versprechen, das man der Mutter Gottes abgelegt hat! . . . Ein Gelübde!"

„Ich aber sage dir, das sind Versprechungen, die nichts gelten."

„Ach Gott! was sagst du? Wo bist du in dieser Zeit gewesen? Mit wem bist du umgegangen? Was redest du?"

„Ich rede als guter Christ, und von der Mutter Gottes denke ich besser als du; denn ich glaube, sie will keine Versprechungen zum Nachtheil des Nächsten. Wenn die Mutter Gottes gesprochen hätte, ja, dann! aber was ist es gewesen? Eine Einbildung von dir. Weißt du, was du der Mutter Gottes versprechen mußt? Versprich ihr, daß wir dem ersten Töchterchen, das wir bekommen werden, den Namen Maria beilegen wollen. Das ist eine Andacht, hinter der mehr Verstand ist und die Niemanden etwas schadet."

„Nein, nein; rede nicht so: du weißt nicht, was du sagst: du weißt nicht, was es heißt ein Gelübde thun: du bist nicht in einer solchen Lage gewesen: du hast es nicht erfahren. Gehe, gehe doch, um Gotteswillen!"

Und sie entfernte sich ungestüm von ihm und wandte sich gegen das Bett.

„Lucia!" sagte Renzo, ohne sich zu rühren: „sage mir wenigstens, sage mir: wenn dieser Grund nicht wäre . . . wärst du dann noch dieselbe gegen mich?"

„Herzloser Mensch!" antwortete Lucia, indem sie

sich umdrehte und mit Mühe die Thränen verhalten konnte: wenn du mich solche unnütze Dinge hättest sagen lassen, Dinge, die vielleicht Sünde wären, würdest du dann zufrieden sein? Gehe, o gehe! Vergiß mich; man sieht ja, daß wir nicht für einander bestimmt waren! Dort oben werden wir uns wieder sehen: man weilt ja nur kurze Zeit auf dieser Welt. Gehe, trachte meiner Mutter wissen zu lassen, daß ich genesen bin, daß Gott mir auch hier beigestanden sei, daß ich eine gute Seele gefunden habe, diese brave Frau hier, die Mutterstelle an mir vertritt; sage ihr, daß ich hoffe, sie sei von diesem Uebel bewahrt worden, und daß wir uns wieder sehen werden, wann und wie Gott will .... Gehe nun, um Gotteswillen und denke nicht an mich, außer wenn du zu Gott betest ...."

Und wie Jemand, der nichts mehr zu sagen hat, und nichts mehr hören will, wie Jemand, der sich einer Gefahr zu entziehen sucht, trat sie noch näher an's Bett, wo die Frau lag, von welcher sie gesprochen hatte.

„Höre, Lucia, höre!" sagte Renzo, ohne jedoch sich ihr wieder zu nähern.

„Nein, nein; gehe um des Himmelswillen!"

„Höre: der Pater Christophoro ...."

„Was?"

„Er ist hier."

„Hier? wo? wie weißt du es?"

„Ich habe so eben mit ihm gesprochen; ich war lange bei ihm: und ein Geistlicher wie er denke ich ...."

„Er ist hier! sicherlich um den armen Pestkranken beizustehen. Aber er? Hat er denn die Pest gehabt?"

„Ach, Lucia! ich fürchte, ich fürchte ...." und

während Renzo zögerte, das für ihn so schmerzliche Wort auszusprechen, das auch Lucia schwer betrüben mußte, hatte sich diese von Neuem vom Bette losgemacht, und sich ihm genähert, „ich fürchte, er hat sie jetzt!“

„O, der arme heilige Mann! Aber was sage ich, der arme Mann? Wir sind Arme! Wie geht es ihm? Liegt er zu Bette? Hat er die nöthige Pflege?“

„Er ist noch auf den Füßen, geht herum und steht andern bei; aber wenn du ihn sähest, wie er aussieht, wie er sich kaum aufrecht halten kann! man hat schon so viele, viele gesehen, die leider . . . man irrt sich nicht!“

„O wir Armen! und er ist wirklich hier?“

„Hier, und nicht weit von hier; wenig mehr als von eurem Hause in's meinige . . . . wenn du dich noch erinnerst . . . . !“

„O heilige Jungfrau!“

„Ja, wenig mehr: und denke, wir haben von dir gesprochen! er hat mir Dinge gesagt . . . . und wenn du wüßtest, was er mich hat sehen lassen! du sollst es erfahren; aber jetzt will ich mit dem anfangen, was er mir zuerst gesagt hat, was ich aus seinem eigenen Munde gehört habe. Er hat mir gesagt, ich thue wohl daran, herzukommen und dich aufzusuchen, und dem Herrn sei es wohlgefällig, daß ein Jüngling so handle; er wolle mir helfen dich suchen; wie es auch die reine Wahrheit ist. Und er ist doch ein Heiliger. Nun, stehst du!“

„Aber wenn er so gesprochen hat, so geschah es, weil er nicht weiß . . . .“

„Was soll er denn von den Dingen wissen, die du

aus eigener Eingebung, ohne Ueberlegung und ohne Jemanden um Rath zu fragen, gethan hast! Ein braver Mann, ein gescheidter Mann, wie er, denkt nicht von weitem an solches Zeug. Aber was er mich hat sehen lassen!"

Nun erzählte er den in jener Hütte gemachten Besuch. Obgleich Lucia's Sinne und Gemüth während eines solchen Aufenthalts an die stärksten Eindrücke sich gewöhnt haben mußten, so war sie doch vor Schauder und Mitleid ganz außer sich.

„Und auch darüber," fuhr Renzo fort, „hat er wie ein Heiliger gesprochen: er hat gesagt, vielleicht habe der Herr beschlossen, dem Unglücklichen . . . . (ich kann ihm nun eigentlich keinen andern Namen beilegen) Gnade angedeihen zu lassen . . . . er hoffe, er werde wohl noch einmal zur Besinnung kommen: aber er will, daß wir mit einander für ihn beten . . . . mit einander! Hast du's verstanden?"

„Ja, ja; wir werden beten, ein jedes, wo Gott es hinführt; die Gebete wird er schon zusammenbringen."

„Aber wenn ich dir seine eigenen Worte sage . . .!"

„Aber Renzo, er weiß ja nicht . . . ."

„Aber begreifst du denn nicht, daß, wenn es ein Heiliger ist, der spricht, der Herr es ist, der ihn sprechen läßt? und daß er nicht so gesprochen hätte, wenn dem nicht eigentlich so sein sollte . . . . Und die Seele jenes armen Mannes? Ich habe gleichwohl für ihn gebetet, und werde für ihn beten: von Herzen habe ich für ihn gebetet; gerade als wenn er mein Bruder wäre. Aber wie soll es ihm denn in der andern Welt gehen, wenn die Sache in dieser nicht in's Reine kommt, wenn das

Böse, das er gestiftet hat, nicht ungeschehen gemacht wird? Aber wenn du Vernunft annimmst, dann ist Alles wieder wie zuvor: was geschehen ist, ist geschehen; er hat in dieser Welt dafür gebüßt . . ."

„Nein, Renzo, nein. Der Herr will nicht, daß wir Böses thun, damit er Barmherzigkeit übe. Laß nur Ihn walten, was das betrifft: unsere Pflicht ist blos, ihn darum zu bitten. Wenn ich in dieser Nacht gestorben wäre, hätte er ihm dann nicht verzeihen können? Wenn ich nun nicht gestorben, wenn ich gerettet worden bin . . . ."

„Und deine Mutter, die arme Agnes, die mir immer so gut war und sich so sehr darnach sehnte, uns als Mann und Weib zu sehen, hat sie es dir nicht auch gesagt, daß es ein verschrobener Einfall von dir sei? Sie, die dich schon andere Mal zur Besinnung brachte, weil sie in gewissen Sachen vernünftiger denkt als du . . ."

„Meine Mutter! meine Mutter sollte mir den Rath geben, ein Gelübde zu brechen! Aber, Renzo! du bist nicht bei Sinnen . . . ."

„O! soll ich dir's sagen? Ihr Frauen könnt dergleichen Dinge nicht wissen. Pater Christophoro hat mir gesagt, ich sollte wieder zu ihm kommen, um ihm zu erzählen, ob ich dich gefunden habe. Ich gehe jetzt: wir werden dann hören, was er sagt . . . ."

„Ja, ja, gehe nur zu diesem heiligen Manne; sage ihm, daß ich für ihn bete und er solle für mich beten; ich bedürfe dessen so sehr, so sehr! Aber um Gottes, um deiner und meiner Seele willen, komme nicht mehr zu mir, mir weh zu thun, mich in . . . . Versuchung zu führen. Der Pater Christophoro wird dir die Sache

erklären und dich wieder auf den rechten Weg bringen; er wird machen, daß dein Herz zur Ruhe kömmt."

„Mein Herz zur Ruhe kommen! O! das schlag' dir aus dem Sinne. Du hast mir dies garstige Wort ja schreiben lassen; ich weiß, was mir das für Kummer gemacht hat, und nun hast du noch den Muth, es mir zu sagen. Ich aber sage dir dagegen deutlich und rund heraus, daß mein Herz nie zur Ruhe kommen wird. Du willst mich vergessen, ich aber will dich nicht vergessen. Und ich verspreche es dir, siehst du, wenn du mich einmal rappelköpfig machst, so werde ich mein Lebtag nimmer gescheidt. Zum Teufel dann mit dem Handwerk, zum Teufel mit der guten Aufführung! Du willst mich also dazu bringen, mein Leben lang toll und rasend zu sein; ja ich werde leben wie ein Rasender . . . Und jener Unglückliche! Gott weiß, daß ich ihm von Herzen verziehen habe; aber du . . . . Willst du also machen, daß ich mein Lebtag daran denke, daß, wenn er nicht gewesen wäre . . . .? Lucia! du hast gesagt, ich soll dich vergessen; ich dich vergessen! wie soll ich das anstellen? An wen glaubst du, daß ich all die Zeit über gedacht habe? . . . . Und nach so vielen Umständen, nach so vielen Versprechungen! Was habe ich dir denn gethan, seit wir uns verlassen haben? Weil ich geduldet habe, behandelst du mich so? Weil ich Unglück gehabt habe? Weil die Weltleute mich verfolgt haben? Weil ich fern von der Heimath, fern von dir, so lange traurig gelebt habe? Weil ich im ersten Augenblick, da es mir möglich war, herbeigeeilt bin, um dich zu suchen?"

Als es das Weinen ihr gestattete, Worte hervor-

zubringen, rief Lucia aus, indem sie die Hände faltete und ihre mit Thränen gefüllten Augen gen Himmel aufschlug: „O heilige Jungfrau! hilf mir doch! du weißt es, daß ich seit jener Nacht keinen Augenblick verlebt habe wie diesen. Du bist mir damals beigestanden; steh' mir auch jetzt bei."

„Ja, Lucia, du thust wohl daran, die Mutter Gottes anzurufen: sollte sie, die so gut ist, sie, die Mutter der Barmherzigkeit, ein Wohlgefallen daran haben, uns leiden zu lassen, wenigstens mich leiden zu lassen wegen eines Wortes, das dir in einem Augenblicke entschlüpft ist, da du nicht wußtest, was du sagtest? Glaubst du, sie habe dir damals beigestanden, um uns hinterdrein in Noth zu lassen? . . . . Wenn aber dies nur eine Ausflucht von dir wäre; wenn dem so ist, daß ich dir verhaßt worden bin . . . . so sage es mir . . . . rede aufrichtig . . . ."

„Barmherzigkeit, Renzo, Barmherzigkeit um deiner Todten willen, höre auf, höre auf; martere mich nicht zu Tode . . . . Es wäre nicht wohl gethan! Gehe zu Pater Christophoro, bringe ihm meine Grüße und komme nicht wieder, komme nicht wieder."

„Ich gehe; meinst du aber, ich werde nicht wieder kommen? ich käme wieder, wenn's an's Ende der Welt ginge;" und damit verschwand er.

Lucia setzte sich oder besser, sie sank neben dem Bette zu Boden, lehnte den Kopf daran und fuhr fort bitterlich zu weinen. Die Frau, die bisher Augen und Ohren aufgesperrt und beinahe nicht geathmet hatte, fragte, was es mit jener Erscheinung, mit jenem Hader und mit diesem Weinen für eine Bewandtniß habe.

Aber vielleicht fragt der Leser seinerseits, wer denn diese sei; und um seine Neugierde zu befriedigen, wird es nur weniger Worte bedürfen.

Sie war eine wohlhabende Kaufmannsfrau von ungefähr dreißig Jahren. Im Zeitraum von wenigen Tagen hatte sie Mann und Kinder sterben sehen; gleich darauf bekam auch sie die Pest; sie wurde in's Lazareth abgeliefert und zur Zeit in jener Hütte untergebracht, da Lucia, nachdem sie, ohne es gewahr zu werden, den heftigsten Anfall des Uebels überstanden und, gleichfalls ohne es gewahr zu werden, mehrere Gefährtinnen gewechselt hatte, anfing, sich zu erholen und zu sich zu kommen; denn vom Anfang der Krankheit an, da sie sich noch im Hause Don Ferrante's befand, hatte sie die Besinnung verloren. Die Hütte konnte nur zwei Personen aufnehmen, und zwischen diesen beiden betrübten, verlassenen und bestürzten Frauen, die inmitten einer solchen Menge sich allein fanden, entstand bald eine Freundschaft, eine Zuneigung, die kaum bei einem langen Zusammenleben inniger hätte werden können. In kurzer Zeit war Lucia im Stande gewesen, die andere zu pflegen, welche sich äußerst schlimm befunden hatte. Nun, da auch diese außer Gefahr war, leisteten sie sich Gesellschaft, ermuthigten und pflegten sich wechselseitig; sie hatten einander versprochen, das Lazareth nur zusammen zu verlassen und hatten andere Verabredungen getroffen, sich auch nachher nicht mehr zu trennen. Die Kaufmannsfrau, welche Haus, Tuchladen und Kasse, alles wohl bestellt, unter der Obsorge eines ihrer Brüder, eines Gesundheits-Commissärs, zurückgelassen hatte, war die alleinige betrübte Herrin eines weit größern Ver-

mögens geworden, als sie zu ihrem Unterhalte bedurfte, und wollte Lucia wie eine Tochter oder eine Schwester bei sich behalten. Lucia hatte beigepflichtet, ihr könnt euch vorstellen, mit welcher Dankbarkeit gegen sie und gegen die Vorsehung; aber nur bis sie Nachrichten von ihrer Mutter erhielte und, wie sie hoffte, deren Willen erführe. Uebrigens hatte sie, verschlossen wie sie war, weder von ihrer Verlobung noch von ihren andern außerordentlichen Abenteuern ein Wörtchen fallen lassen. Aber nun, in einer solchen Aufwallung der Gefühle, hatte sie ein ebenso großes Bedürfniß, ihr Herz auszuschütten, als jene Lust empfand, die Sache zu erfahren. Sie faßte daher ihre Rechte mit beiden Händen und schickte sich an, auf ihre Fragen ohne andern Rückhalt zu antworten, als den das Schluchzen ihr auferlegte.

Renzo trabte indessen dem Viertel zu, wo der gute Mönch wohnte, und mit einigem Nachdenken und nicht ohne manche Strecke Weges wieder zurückwandern zu müssen, gelang es ihm endlich, hin zu kommen. Er fand die Hütte; ihn traf er nicht; aber da er in der Umgegend herumstrich und suchte, sah er ihn in einem Zelte, wie er bis zur Erde niedergebeugt und in beinahe liegender Stellung dastand und einen Sterbenden tröstete. Er blieb stehen und wartete schweigend. Gleich darauf sah er ihn dem Armen die Augen zudrücken, dann niederknieen, einen Augenblick beten und aufstehen. Nun erst rührte er sich und ging ihm entgegen.

„O!" sagte der Mönch, als er ihn kommen sah. „Und nun?"

„Sie ist hier; ich habe sie gefunden!"

„In welchem Zustande?"

„Geheilt und bereits umher gehend.“

„Gott sei gelobt!“

„Aber ....“ sagte Renzo, als er ihm so nahe war, daß er leise sprechen konnte: „Aber nun gibt's wieder einen andern Anstand.“

„Was denn?“

„Ich will Euch sagen, daß .... Nun Ihr wißt schon, wie gut das arme Mädchen ist; aber zuweilen ist sie in ihren Einbildungen etwas eigensinnig. Nach den vielen Versprechungen, nach all dem, was Ihr wißt, sagt sie nun, sie könne mich nicht heirathen, weil sie sagt, was weiß ich, was ihr in jener Angstnacht den Kopf warm gemacht hat? sie habe sich, wie man sagt, der Mutter Gottes verlobt. Unvernünftiges Zeug, nicht wahr? Es mag wohl gut sein für Leute, die die Sache verstehen und Grund dazu haben, aber für uns gemeine Leute, die wir nicht wissen, wie man es anzustellen habe .... nicht wahr, sind das Dinge, die nicht angehen?“

„Sage mir, ist sie weit von hier?“

„O nein, wenige Schritte jenseits der Kirche.“

„Warte einen Augenblick auf mich,“ sagte der Mönch, „dann wollen wir mit einander hingehen.“

„Wollt Ihr ihr begreiflich zu machen suchen, daß ....“

„Ich will gar nichts, mein Junge, ich muß sie selbst hören.“

„Ich verstehe schon,“ sagte Renzo, und blieb mit auf den Boden starrenden Blicken und über der Brust gekreuzten Armen stehen, um seine unvermindert gebliebene Ungewißheit hinunter zu würgen. Der Mönch ging

wieder zu Pater Viktor, ersuchte ihn nochmals seine Stelle zu vertreten, ging in seine Hütte, kam mit einem Handkorb in der Hand wieder heraus, trat zu Renzo und sagte zu ihm: „Laß uns gehen;“ er selbst ging voraus, jener bewußten Hütte zu, in welche sie beide vor kurzem mit einander hinein gegangen waren. Dieses Mal trat er allein hinein, erschien aber nach einigen Augenblicken wieder und sagte: „es ist nichts! laß uns beten, laß uns beten.“ Darauf wandte er sich an Renzo mit den Worten: „Nun sei du mein Führer.“

Und ohne weiteres zu sagen, machten sie sich auf den Weg.

Das Wetter verfinsterte sich immer mehr, und verkündigte nun das Sturmgewitter als unvermeidlich und nahe. Häufige Blitze durchbrachen die zunehmende Dunkelheit und erleuchteten die langen Dächer, die Gewölbe der Hallen, die Kuppel der Kapelle, die niedern Giebel der Hütten mit flüchtigem Schimmer; die mit plötzlichen Schlägen losbrechenden Donner rollten tosend über die ganze Länge des Himmels hin. Der Jüngling ging voraus, aufmerksam auf den Weg achtend und voll Ungeduld, ans Ziel zu gelangen; gleichwohl aber mäßigte er seine Schritte, um sie mit den Kräften seines Gefährten in Einklang zu bringen, der, von den Anstrengungen ermüdet, von der Krankheit niedergebeugt, von der Schwüle erdrückt, nur mühsam vorwärts kam, indem er von Zeit zu Zeit sein abgezehrtes Gesicht gen Himmel erhob, wie um freier athmen zu können.

Als Renzo die Hütte sah, blieb er stehen, drehte sich um und sagte mit zitternder Stimme: „hier ist sie.“

Sie traten ein . . . . „Hier sind sie,“ rief die

Frau im Bette. Lucia wendet sich, springt rasch auf, geht dem Greise entgegen und ruft aus: „Ha, wen sehe ich! o Vater Christophoro!“

„Nun, Lucia! aus wie vieler Trübsal hat dich der Herr erlöset! du wirst dich freuen, immer auf ihn vertraut zu haben.“

„O ja! Aber Ihr Vater! O ich Arme! wie sehr habt Ihr Euch verändert. Wie geht es Euch? sagt an, wie geht es Euch?“

„Wie Gott will, und wie mit seiner Gnade auch ich will,“ antwortete der Mönch mit heiterer Miene, und nachdem er sie in eine Ecke gezogen hatte, fügte er bei: „höre, ich kann nur einige Minuten hier bleiben. Bist du geneigt, mir, wie früher, dein Vertrauen zu schenken?“

„O seid Ihr denn nicht immer mein Vater?“

„Nun also, meine Tochter, was hat es mit dem Gelübde für eine Bewandtniß, von dem Renzo mir gesagt hat?“

„Es ist ein Gelübde, das ich . . . . ach! in einer großen Trübsal . . . . der Mutter Gottes abgelegt habe, mich nicht zu verheirathen.“

„Armes Kind! dachtest du aber damals nicht daran, daß du schon durch ein Versprechen gebunden warst?“

„Daran habe ich nicht gedacht; ich dachte nur an Gott und die Mutter Gottes.“

„Der Herr nimmt Opfer und Gaben mit Wohlgefallen an, die wir ihm von dem Unserigen darbringen. Es ist das Herz, das er will, der Wille; aber du konntest ihm den Willen eines andern nicht darbringen, dem du dich schon versprochen hattest.“

„Habe ich Unrecht gethan?"

„Nein, mein Kind, das nicht; ich glaube vielmehr, daß die heilige Jungfrau die Absicht deines betrübten Herzens wohlgefällig angenommen und sie Gott für dich dargebracht haben werde. Aber sage mir: hast du dich niemals mit Jemand über diese Sache berathen?"

„Ich habe nicht gedacht, daß es böse sei und daß ich es beichten müsse; und man weiß ja, daß man das wenige Gute, das man thut, nicht erzählen darf."

„Hast du keinen andern Grund, der dich abhält, das Versprechen zu erfüllen, das du Renzo gemacht hast?"

„Was das anbelangt . . . für mich . . . was für einen Grund . . .? ich könnte eigentlich nicht sagen . . ." antwortete Lucia mit einem Zögern, das eher alles andere als eine Ungewißheit des Gedankens verrieth, und ihr noch von der Krankheit her entfärbtes Antlitz überzog sich plötzlich mit einer lebhaften Röthe.

„Glaubst du," fuhr der Greis fort, indem er seine Augen niederschlug, „daß Gott seiner Kirche die Gewalt ertheilt hat, je nachdem es zum größern Heile gereicht, die Schulden und Verbindlichkeiten, welche die Menschen gegen Ihn eingegangen haben können, nachzulassen oder zu behalten?"

„Ja, ich glaube es."

„Nun, so wisse, daß wir, mit der Seelsorge an diesem Orte betraut, für Alle, die sich an uns wenden, die ausgedehntesten Vollmachten von der Kirche erhalten haben; und daß ich folglich, wenn du es verlangst, dich von jedweder Verpflichtung freisprechen kann, die du

auf den Grund dieses Gelübdes übernommen haben könntest."

„Ist es aber keine Sünde, zurückzutreten und ein der Mutter Gottes abgelegtes Versprechen zu bereuen? Ich habe es damals ganz von Herzen abgelegt . . . ." sagte Lucia, heftig erschüttert von der plötzlich auftauchenden so unerwarteten Hoffnung (man muß es sagen) und dem dagegen sich erhebenden Schrecken, welcher von allen Gedanken bestärkt worden war, die seit langer Zeit die einzige Beschäftigung ihrer Seele gewesen.

„Sünde, meine Tochter?" sagte der Pater, „Sünde, sich an die Kirche zu wenden und ihren Priester zu bitten, daß er von der Vollmacht Gebrauch mache, die er von ihr und sie von Gott empfangen hat? Ich habe gesehen, in welcher Weise ihr beide, euch zu vereinigen, vom Himmel geleitet wurdet, und gewiß, wenn ich je zwei Menschen gesehen habe, die Gott selbst vereiniget hat, so seid ihr es, und ich sehe nicht ein, warum Gott euch trennen sollte. Und ich preise ihn, daß er mir Unwürdigen die Macht gegeben hat, in seinem Namen zu sprechen und dir dein Wort zurückzugeben. Verlangst du von mir, daß ich dich deines Gelübdes entbinde, so werde ich nicht anstehen, es zu thun, ja ich wünsche sogar, du mögest es verlangen."

„Nun dann . . .! dann . . . . verlange ich es;" sagte Lucia mit einem nur noch von Scham verwirrten Gesichte.

Der Mönch rief mit einem Winke den Jüngling herbei, der im fernsten Winkel stand und der Unterredung, bei welcher er so sehr betheiligt war, mit starren Blicken folgte (da er nichts anderes zu thun vermochte);

und nachdem Renzo herbeigekommen war, sagte er mit lauterer Stimme zu Lucia: „In Kraft der mir von der Kirche ertheilten Gewalt spreche ich dich frei von dem Gelübde der Keuschheit, vernichte, was darin Unüberlegtes liegen könnte und entledige dich jeder Verbindlichkeit, die du auf Grund desselben eingegangen haben magst.“

Der Leser mag sich denken, wie solche Worte in Renzo's Ohren erklangen. Er dankte demjenigen, der sie vorgebracht hatte, lebhaft mit den Augen, und suchte hastig aber vergebens jene Lucia's auf.

„Folge nun mit Sicherheit und im Frieden deinem frühern Gedanken,“ fuhr der Kapuziner fort, „bitte den Herrn von Neuem, um was du ihn sonst batest, um die Gnade, eine heilige Gattin zu werden, und sei überzeugt, daß er sie nach so langen Leiden reichlicher über dich ausgießen werde. Und du,“ sagte er, sich an Renzo wendend: „Bedenke, daß, wenn die Kirche dir diese Gefährtin zurück gibt, es nicht geschieht, um dich mit einem vorübergehenden weltlichen Troste zu beschenken, der, wenn er auch vollkommen und ohne Beimischung eines Leides ist, dennoch bei der Trennung mit einem großen Schmerze enden müßte, sondern sie thut es deßhalb, um euch beide auf den Weg zu einem Troste zu führen, der kein Ende nehmen wird. Liebet einander, wie Reisegefährten, mit dem Gedanken, daß ihr euch verlassen müßt, und mit der Hoffnung, euch für immer wieder zu finden. Danket dem Himmel, daß er euch nicht durch vergängliche zeitliche Freuden, sondern durch Ungemach und Elend in euern Stand eingeführt hat, um euch auf eine gesammelte ungestörte Freude vorzubereiten. Wenn Gott euch Kinder be-

scheert, so richtet euer Augenmerk darauf, sie für Ihn zu erziehen, ihnen Liebe zu Ihm und zu allen Menschen einzuflößen; dann werdet ihr sie auch in allem Uebrigen gut leiten. Lucia! hat er dir gesagt," dabei deutete er auf Renzo, „wen er hier gesehen habe?"

„Ach Vater, er hat es mir gesagt!"

„Ihr sollt für ihn beten! Werdet nicht müde. Aber auch für mich betet! . . . Kinder! ich wünsche, daß ihr euch des armen Mönches erinnert." Bei diesen Worten nahm er aus dem Handkorbe eine Büchse von gewöhnlichem Holze, die aber mit einer gewissen kapuzinermäßigen Zierlichkeit gedrechselt und polirt war, und fuhr fort: „Da drinn ist der Rest von jenem Brode . . . . dem ersten, das ich als Almosen erbettelt habe; von jenem Brode, von dem ihr habet reden hören. Ich lasse es euch zurück; zeiget es euern Kindern. Sie werden in eine böse Welt, in böse Zeiten eintreten, mitten unter Hochmüthige und Herausfordernde: sagt ihnen, sie sollen immer verzeihen, immer! Alles, alles, und auch sie sollen für den armen Mönch beten!"

Und er reichte die Büchse Lucien, die sie ehrfurchtsvoll annahm, als wenn es eine Reliquie wäre. Dann fuhr er mit ruhigerer Stimme fort: „Nun sage mir, welche Stütze hast du hier in Mailand? Wo gedenkst du zu wohnen, wenn du von hier weggehst? Und wer wird dich zu deiner Mutter führen, die der Himmel gesund erhalten haben wolle?"

„Diese gute Frau hier vertritt indessen Mutterstelle bei mir; wir beide werden diesen Ort mit einander verlassen, und sie wird dann auf Alles denken."

„Gott segne sie," sagte der Mönch, indem er sich dem Bette näherte.

„Ich danke Euch gleichfalls," versetzte die Wittwe, „für den Trost, den Ihr diesen beiden guten Geschöpfen gewährt habt; wiewohl ich schon darauf gerechnet hatte, diese gute Lucia für immer bei mir zu behalten. Aber ich behalte sie inzwischen doch und werde sie in ihr Dorf begleiten und ihrer Mutter zuführen; und dann," setzte sie leise hinzu, „will ich auch für die Ausstattung sorgen. Ich habe viel Vermögen und Niemanden, der es mit mir genießen kann!"

„So könnt Ihr also," entgegnete der Mönch, „Gott ein großes Opfer bringen und dem Nächsten Gutes thun. Ich empfehle Euch die Jungfrau nicht; ich sehe schon, daß Ihr sie wie Euch angehörig betrachtet; mir erübrigt nur, Gott zu loben, der sich auch beim Strafen als Vater erweisen kann, und der, indem er Euch zusammenführte, Euch beiden einen so deutlichen Beweis seiner Liebe gegeben hat. Nun denn," fuhr er fort, indem er sich an Renzo wandte und ihn an der Hand nahm, „wir Beide haben hier nichts mehr zu schaffen und sind schon zu lange hier gewesen. Laß uns gehen."

„Ach, Vater!" sagte Lucia: „werde ich Euch wieder sehen? Ich bin geheilt, ich, die ich in dieser Welt nichts Gutes thue; und Ihr . . . . !"

„Es ist schon lange her," antwortete der Greis in ernstem, mildem Tone, „daß ich Gott um eine Gnade, und zwar um eine recht große Gnade bitte: meine Tage im Dienste des Nächsten zu beschließen. Wenn er mir sie jetzt zu Theil werden lassen wollte, so thut es noth,

daß alle, die Mitleiden mit mir haben, mir danken helfen. Nun, so gib denn jetzo Renzo Aufträge an deine Mutter."

„Erzähle ihr, was du gesehen hast," sagte Lucia zu ihrem Verlobten, „daß ich hier eine zweite Mutter gefunden habe, daß ich mit dieser so bald als möglich kommen werde, und daß ich zu Gott hoffe, sie gesund anzutreffen."

„Wenn du Geld brauchst," sagte Renzo, „ich habe noch alle die Goldstücke bei mir, die du mir geschickt hast, und . . . ."

„Nein, nein," unterbrach die Wittwe, „auch ich habe deren mehr als genug."

„So laß uns gehen," versetzte der Mönch. „Auf Wiedersehen, Lucia . . . .! und auch Ihr, gute Frau," sagte Renzo, der keine Worte fand, um seine Gefühle auszudrücken.

„Wer weiß, ob der Herr uns die Gnade erweise, daß wir alle einst uns wieder sehen!" rief Lucia aus.

„Er sei immer mit euch und segne euch," sagte Pater Christophoro den beiden Gefährtinnen und verließ die Hütte.

Es war beinahe Abend geworden, und das Gewitter schien nahe daran, sich zu entladen; der Kapuziner machte dem Jüngling von Neuem den Antrag, ihn in seiner Hütte zu beherbergen. „Gesellschaft werde ich dir zwar nicht leisten können," setzte er bei, „aber du wirst doch ein Obdach haben."

Renzo fühlte jedoch einen unwiderstehlichen Drang zum Wandern in sich, er hatte keine Freude daran, länger an einem solchen Orte zu verweilen, wenn er

den Aufenthalt nicht dazu benützen konnte, Lucien zu sehen; er hätte ja auch nicht einmal eine Weile mit dem guten Mönche zusammen sein können. Was die Stunde und die Zeit betraf, so kann man sagen, daß Nacht und Tag, Sonnenschein und Regen, Zephyr und Nordsturm ihm in diesem Augenblicke ganz einerlei waren. Er dankte daher dem Mönche und sagte ihm, er wolle so schnell als möglich Agnes aufsuchen.

Als sie in dem Hauptgange standen, drückte ihm der Mönch die Hand und sagte: „Wenn du, was Gott gebe, die gute Agnes findest, so grüße sie auch in meinem Namen, und ihr und allen, die noch übrig sind, und sich des Pater Christophoro erinnern, sage, daß sie für ihn beten sollen. Gott geleite dich und sei mit dir immerdar."

„O lieber Vater . . . .! werden wir uns wieder sehen, werden wir uns wieder sehen?"

„Dort oben, hoffe ich," und mit diesen Worten machte er sich von Renzo los, der ihm so lange nachschaute, bis er ihn aus dem Gesichte verloren hatte. Dann ging er eilig dem Thore zu, indem er dieser Stätte der Schmerzen nach rechts und links die letzten Blicke des Mitleids zuwarf. Es herrschte eine außerordentliche Bewegung; Monatti liefen ab und zu, Geräthschaften wurden weggeschafft, die Leinwanddächer der Hütten befestigt, und Genesende schleppten sich mühsam nach den Hallen und Hütten hin, um sich vor dem bevorstehenden Sturme zu schützen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Kaum hatte in der That Renzo die Schwelle des Lazareths überschritten und sich rechts gewendet, um den Fußsteig wieder aufzusuchen, auf dem er am Morgen an die Mauern herangekommen war, da begann ein Hagel von großen Tropfen, Anfangs dünn, aber ungestüm herabzufallen, die schwer auf die weiße, trockene Straße einschlagend und aufspritzend, kleine Staubwölkchen auftrieben; in einem Augenblicke aber verdichteten sie sich, und ehe er beim Fußsteig ankam, regnete es, als wenn man es mit Eimern herabgöße. Renzo, anstatt dadurch belästigt zu werden, watete drinn fort und freute sich dieser Erfrischung, dieses Gesummes und Gewimmels der rauschenden, tröpfelnden, grünenden, glänzenden Gräser und Blätter; er that lange, tiefe Athemzüge; und in dieser Auflösung der Natur fühlte er freier und lebhafter jene, die in seinem Schicksale eingetreten war.

Aber um wie viel reiner, vollkommener würde dieses Gefühl gewesen sein, wenn Renzo hätte errathen können, was man nach einigen Tagen gewahr wurde: daß jenes Wasser die Pest hinwegschwemme; daß nach demselben das Lazareth, wenn es auch nicht alle Lebenden, die es enthielt, den Lebenden zurückgab, wenigstens keine weitere mehr verschlingen würde; daß man eine Woche später Thüren und Laden wieder geöffnet sehen, beinahe nicht mehr von der Quarantäne reden hören würde; und daß von der Pest nur noch da und dort ein Restchen übrig sein werde; jene Schleppe, welche

eine solche Geißel immer noch einige Zeit hinter sich zurückläßt.

Unser Wanderer schritt also lustig voran, ohne darüber nachgedacht zu haben, wo, wie, wann, und ob er ein Nachtquartier finden werde, nur darauf trachtend, rasch vorwärts zu kommen, recht bald sein Dorf zu erreichen, Jemanden anzutreffen, mit dem er sprechen, dem er erzählen könne, vor allem sich schleunigst nach Pasturo auf den Weg machen zu können, um Agnes aufzusuchen. Er schritt voran, während ihm die Ereignisse des Tages bunt im Kopf herumgingen; aber unter all' dem Elende, den Schauerscenen, den Gefahren war immer der Gedanke obenan: „Ich habe sie gefunden; sie ist genesen; sie ist mein!“ dann machte er einen Luftsprung, war aber bei alle dem so durchnäßt, wie ein Pudel, der eben aus dem Wasser kommt; zuweilen begnügte er sich damit, sich ein wenig die Hände zu reiben, und dann ging's wieder voran mit mehr Eifer als zuvor. Wenn er auf der Straße umherschaute, klaubte er, so zu sagen, die Gedanken wieder auf, die er am Morgen und am Tage zuvor im Herweg hier zurückgelassen hatte, und mit besonderem Vergnügen gerade jene, die er sich damals aus dem Sinne zu schlagen gesucht hatte, die Zweifel, die Schwierigkeiten, ob er sie auffinden, ob er sie unter so vielen Todten und Sterbenden noch am Leben antreffen werde! — und ich habe sie am Leben angetroffen — dachte er schließlich. Er versetzte sich in Gedanken wieder in die schrecklichsten Umstände jenes Tages; er dachte sich mit dem Thürklopfer in der Hand: wird sie da sein, wird sie nicht da sein? und jene unerfreuliche Antwort; und nicht einmal Zeit zu haben,

sie sich zu überlegen, da jene schurkischen Narren in Wuth über ihn herfielen; und jenes Lazareth, jenes Meer, da sollte er sie herausfinden! und er hatte sie herausgefunden! Er kehrte zu jenem Augenblicke zurück, da die Procession der Genesenen vorüber war: welcher Augenblick! Welches Herzeleid, als er sie da nicht sah! und jetzt lag ihm so gar nichts mehr daran! Und jenes Frauenviertel! Und da drinn in jener Hütte, als er sich's am wenigsten versah, jene Stimme, ja wahrlich ihre Stimme! Und sie zu sehen, sie außer dem Bette zu sehen! Aber was? da war ja noch immer jener Knoten mit dem Gelübde, und zwar noch fester geschlungen als je. Und auch dieser gelöst! Und jener Haß gegen Don Rodrigo, jener beständige Zorn, der alles Leid noch verbitterte, allen Trost vergiftete, auch der war verschwunden. So daß sich keine lebhaftere Zufriedenheit denken ließe, wenn die Ungewißheit hinsichtlich Agnesens, die betrübende Ahnung in Beziehung auf Pater Christophoro und der Gedanke, sich inmitten einer Pest zu befinden, nicht gewesen wären.

Er kam gegen Abend nach Sesto; es hatte noch keinen Anschein, daß es aufhören wolle, zu regnen. Da er aber noch viele Kraft in seinen Beinen fühlte, die Schwierigkeit einsah, eine Herberge zu finden und nun schon ganz durchnäßt war, so dachte er gar nicht an's Uebernachten. Das einzige, was ihn belästigte, war ein tüchtiger Appetit; denn eine Freude wie die seinige hätte etwas ganz anderes verdaut als die magere Kapuzinersuppe. Er schaute um sich, ob er nicht irgendwo einen Brodladen antreffe; er sah einen, er bekam mit der Zange und unter den andern bekannten Förmlichkeiten zwei Laibchen;

steckte das eine in die Tasche, das andere in den Mund, und wieder ging's vorwärts.

Als er durch Monza kam, war es bereits Nacht; dessenungeachtet gelang es ihm, das Thor zu finden, das zum rechten Wege führte. Dies war nun, die Wahrheit zu sagen, eben kein großes Glück; denn ihr könnt euch vorstellen, wie diese Straße beschaffen war, und wie sie sich mit jedem Schritte vorwärts machte. Versenkt (wie sie alle waren; wir müssen es schon anderswo gesagt haben) zwischen zwei Ufern, beinahe wie ein Flußbett, hätte man sie damals wo nicht einen Fluß, so doch einen Mühlgraben nennen können; von Zeit zu Zeit kamen Pfützen, so daß man von Glück sagen konnte, wenn man die Füße, geschweige denn die Schuhe, wieder herausbrachte. Aber Renzo ging rüstig vorwärts, ohne Zeichen von Ungeduld, ohne Flüche, ohne Reue; er dachte, jeder Schritt, so viel Mühe es auch koste, bringe ihn vorwärts, und das Wasser werde auch aufhören, wenn's Gott gefalle, und es werde seiner Zeit schon Tag werden, und der Weg, den er jetzo zurücklege, würde dann zurückgelegt sein.

Und ich muß auch sagen, daß er nur daran dachte, wenn er nicht anders konnte; dies waren bloß Zerstreuungen. Die Hauptbeschäftigung seiner Seele war, die Geschichte der verflossenen düstern Jahre zu überdenken: so viele Wirren, so viele Widerwärtigkeiten, so viele Augenblicke, in denen er nahe daran war, auch die Hoffnung zu verlieren und alles verloren zu geben; dann stellte er diesem die Bilder einer so verschiedenen Zukunft gegenüber: Lucia's Ankunft, die Hochzeit, die eigene Wirth-

schaft, das Erzählen der beiderseitigen Begegnisse und das ganze Leben.

Wie er es anstellte, wenn er zwei Wege antraf; ob seine geringe Kenntniß des Weges mit dem schwachen Tagesschimmer ihn immer den richtigen treffen ließ, oder ob er ihn bloß zufällig errieth, das wüßte ich nicht zu sagen; denn er selbst, der seine Geschichte mit den kleinsten Nebenumständen zu erzählen pflegte (und alles berechtigt uns, anzunehmen, daß unser Anonymus sie von ihm mehr als einmal hörte), er selbst sagte über diesen Punkt, er erinnere sich dieser Nacht nicht anders, als wie wenn er sie träumend im Bette zugebracht hätte. So viel ist gewiß, daß er am Ende derselben am Ufer der Adda sich befand.

Es regnete noch immer fort; aber zu einer gewissen Zeit war aus einem Wolkenbruch ein Regen, aus einem Regen dann ein feines, ruhiges, gleichmäßiges Rieseln geworden: die hohen, dünnen Wolken bildeten einen ununterbrochenen, aber leichten, durchsichtigen Schleier, und das Licht der Morgendämmerung ließ Renzo das Land rings umher erblicken. Sein Dorf lag darin; und was er bei diesem Anblicke empfand, das läßt sich nicht beschreiben. Ich kann nichts anderes sagen, als daß er jene Berge, den nahen Resegone, das Gebiet von Lecco wie sein Eigenthum betrachtete. Er warf auch einen Blick auf sich und kam sich ein wenig seltsam vor, wie er, die Wahrheit zu sagen, nach dem, was er empfand, auch nicht anders erwartet hatte: alles war verdorben und zerrissen, was er auf dem Leibe trug; vom Kopf bis zum Gürtel eine Nässe, eine Traufe; vom Gürtel bis zu den Fußspitzen nichts als Koth und

Schlamm; die Stellen, wo keiner war, hätte man verkehrte Spritzflecken oder Spritzer nennen können. Wenn er sich im Spiegel gesehen hätte, mit der eingeweichten, schlappenden Hutkrempe, mit den gerade herabhängenden, am Gesicht klebenden Haaren, so wäre er sich noch wunderlicher vorgekommen. Was das Müdesein betraf, so mochte er es wohl sein, aber er wußte nichts davon, und der Frühfrost, der zum Nachtfroste noch hinzukam und das anhaltende Bad brachten keine andere Wirkung hervor, als daß sie ihm eine wilde Lust einflößten, noch schneller vorwärts zu gehen.

Er ist in Pescate, schreitet längs dieser letzten Strecke der Adda hin, indem er einen schwermüthigen Blick auf Pescarenico wirft; geht über die Brücke und gelangt auf Wegen und über Felder in kurzer Zeit zum Hause des gastlichen Freundes. Dieser war schon aufgestanden und stand an der Hausthür, um nach dem Wetter zu sehen; er richtete seine Blicke auch auf jene durchnäßte, dreckige, ja man kann sagen, mit Koth förmlich überzogene, dabei aber doch so lebhafte, gewandte Gestalt; sein Lebtag hatte er keinen übler zugerichteten und zufriedeneren Menschen gesehen.

„Heda!“ sagte er, „schon wieder hier? und bei diesem Wetter? Wie ist es gegangen?“

„Sie ist dort,“ antwortete Renzo, „sie ist dort, sie ist dort.“

„Gesund?“

„Genesen, was noch besser ist. Ich muß Gott und seiner heiligen Mutter danken mein Leben lang, aber große Dinge, Wunderdinge: ich will dir dann alles erzählen.“

„Aber wie bist du zugerichtet?“

„Ich sehe hübsch aus, nicht wahr?“

„Die Wahrheit zu sagen, du könntest das Obere gebrauchen, um das Untere abzuwaschen. Aber warte, warte, ich will ein gutes Feuerchen machen.“

„Ich sage nicht nein. Weißt du, wo es mich erwischt hat? Gerade am Thor des Lazareths. Aber das thut nichts. Das Wetter hat sein Handwerk und ich das meinige.“

Der Freund ging und kehrte mit zwei Armen voll Reisig zurück; den einen warf er auf den Boden, den andern auf den Herd und mit den vom Abend zuvor übrig gebliebenen glühenden Kohlen blies er ein loderndes Feuer an. Renzo hatte inzwischen den Hut abgenommen, und nachdem er ihn zwei bis drei Mal ausgeschwenkt hatte, warf er ihn auf den Boden; nicht so leicht brachte er die Jacke vom Leibe. Drauf zog er das Messer aus der Hosentasche sammt der durchnäßten Scheide, die in der Weiche gewesen zu sein schien: er legte sie auf eine Bank und sagte: „Auch die ist nach Gebühr zugerichtet, aber es ist nur Wasser, es ist nur Wasser! Gott sei Dank . . . . ich bin dort gewesen.... Ich will dir dann alles sagen.“ Und er rieb sich die Hände. „Jetzt thue mir einen andern Gefallen,“ setzte er hinzu: „Geh' und hole mir doch den Pack, den ich in der Kammer oben gelassen habe, denn ehe das Zeug da trocknet, das ich auf dem Leibe habe . . . .!“

Der Freund kam mit dem Bündel und sagte: „Ich denke, du wirst wohl Hunger haben; am Getränk wird dir's auf dem Wege wohl nicht gefehlt haben, aber am Essen . . . .“

„Ich habe mir gestern Abend zwei Brödchen ge-

kauft; aber, die Wahrheit zu sagen, das war nur für den hohlen Zahn.“

„Laß nur mich machen,“ sagte der Freund; goß Wasser in ein Kesselchen, das er an die Kette über's Feuer hing, und fügte bei: „ich will jetzt melken gehen; wenn ich mit der Milch zurückkomme, wird das Wasser gerade recht sein, und dann bereite ich eine gute Polenta. Du aber machst dir's inzwischen bequem.“

Renzo, der nun allein geblieben war, zog, nicht ohne Mühe, die übrigen Kleidungsstücke, die ihm, wie an die Haut angeleimt waren, vollends aus; trocknete sich ab und kleidete sich von Kopf bis zu den Füßen um. Der Freund kam zurück und ging zu seinem Kessel; Renzo setzte sich indessen und wartete.

„Nun fühle ich erst, daß ich müde bin,“ sagte Renzo: „es ist aber auch eine schöne Strecke! Aber das ist nichts. Ich kann dir den lieben langen Tag davon erzählen. Wie ist doch Mailand zugerichtet! Was man da sehen muß! Was man da anfassen muß! Dinge, daß es einem hinterdrein vor sich selbst ekelt. Ich darf sagen, es brauchte nichts Geringeres, als die kleine Wäsche, die ich durchgemacht habe. Und was mir die Herren da drunten haben anthun wollen! Du sollst alles hören! Aber wenn du das Lazareth sähest! Es ist da als müßte man im Elende versinken! Doch genug, ich will dir alles erzählen .... Und sie ist da, und sie wird hieher kommen, und sie wird mein Weib werden; und du sollst Zeuge sein, und Pest hin Pest her, wir wollen uns wenigstens einige Stunden lustig machen.“

Er hielt übrigens, was er dem Freunde versprochen

hatte, ihm den ganzen Tag über erzählen zu wollen: um so mehr, als dieser, da es beständig fortregnete, jenen Tag zu Hause zubrachte und theils neben dem Freunde saß, theils mit einer Weinkufe und einem Fäßchen und andern Vorbereitungsarbeiten für die Weinlese sich beschäftigte, wobei Renzo nicht unterließ, ihm an die Hand zu gehen; denn er war, wie er zu sagen pflegte, einer von denen, die vom Nichtsthun müder werden als vom Arbeiten. Er kann sich jedoch nicht enthalten, einen Abstecher nach Agnesens Häuschen zu machen, um ein gewisses Fensterchen zu sehen und auch da sich sanft die Hände zu reiben. Er kehrte zurück, ohne von Jemanden gesehen zu werden, und legte sich sogleich zu Bette. Er stand vor Tag wieder auf, und da er sah, daß es aufgehört habe zu regnen, ja wohl gar der heitere Himmel zum Vorschein komme, so machte er sich gen Pasturo auf den Weg.

Es war noch frühe, als er ankam; denn er hatte nicht weniger Lust und Drang, einmal an's Ende zu kommen, als der Leser haben kann. Er fragte nach Agnes und erfuhr, daß sie wohl sei; ein einzeln stehendes Häuschen wurde ihm als ihre Wohnung gezeigt.

Er ging hin, rief ihr von der Straße her; als sie diese Stimme hörte, rannte sie an's Fenster, und derweil sie mit offenem Munde dastand, um, ich weiß nicht welches Wort, welchen Laut herauszustottern, kam ihr Renzo zuvor und sagte: „Lucia ist geheilt: ich habe sie vorgestern gesehen; sie läßt Euch grüßen; sie wird bald selbst kommen. Und dann habe ich Euch Vieles, Vieles zu sagen.“

Von der Erscheinung überrascht, über die Nachricht

hocherfreut und voll Neugierde, noch mehr zu erfahren, fing Agnes bald einen Ausruf, bald eine Frage an, ohne den einen oder die andere zu vollenden; „denn," sagte sie, die Vorsichtsmaßregeln, die sie seit lange zu beobachten gewohnt war, ganz vergessend, „ich komme, dir aufzumachen."

„So wartet doch: und die Pest?" rief Renzo, „ich glaube, Ihr habt sie nicht gehabt?"

„Ich, nein: und du?"

„Ich habe sie gehabt; aber Ihr müßt Euch darum in Acht nehmen. Ich komme eben von Mailand und bin ganz eigentlich bis über die Ohren in der Pest drinn gesteckt. Es ist wahr, ich habe mich vom Kopf bis zu den Füßen umgekleidet; aber es ist eine Sauerei, die sich überall anhängt, wie eine Hexerei. Und da der Herr Euch bis dato verschont hat, so will ich, daß Ihr Euch in Acht nehmet, bis die Sache vorüber ist; denn Ihr seid ja unser Mütterchen, und wir müssen noch lange lustig bei einander sein, um uns wegen der Leiden schadlos zu halten, die wir ausgestanden haben, wenigstens ich."

„Aber . . . ." fing Agnes wieder an.

„Ei!" unterbrach sie Renzo, „es bedarf keines Abers. Ich weiß, was Ihr sagen wollt; aber Ihr werdet hören, Ihr werdet hören, daß von Aber keine Rede mehr ist. Gehen wir an einen Ort im Freien, wo wir gemächlich und ohne Gefahr mit einander reden können, und Ihr sollt's hören."

Agnes bezeichnete ihm einen hinter dem Hause liegenden Garten und sagte: „Gehe nur hinein, du wirst schon sehen, daß zwei einander gegenüberstehende Bänke

da sind, die eigens dazu hingesetzt zu sein scheinen. Ich komme gleich."

Renzo ging hin und setzte sich auf die eine; gleich darauf saß auch Agnes auf der andern; und ich bin gewiß, wenn der Leser, unterrichtet wie er ist, über die vorausgegangenen Begebenheiten, als dritter hätte gegenwärtig sein können, wenn er mit eigenen Augen die lebhafte Unterredung hätte ansehen, jene Erzählungen, Fragen, Erklärungen, Ausrufungen, jene Beileids- und Freuden-Bezeugungen, jene Don Rodrigo und Pater Christophoro, und das Uebrige und die Schilderungen der Zukunft so klar und bestimmt, wie jene der Vergangenheit mit eigenen Ohren hätte anhören können, ich bin gewiß, er hätte seine Freude daran gehabt und wäre der letzte gewesen, der weggegangen. Aber diese ganze Unterhaltung mit stummen Worten schwarz auf weiß auf dem Papier zu haben, ohne eine einzige neue Thatsache darin zu finden, daran, bin ich der Meinung, wird er kein besonderes Interesse nehmen, und es wird ihm lieber sein, sie von sich aus zu errathen. Der Schluß war, daß man mit einander in's Bergamaskische ziehen und sich da häuslich niederlassen wolle, wo Renzo bereits einen festen Anhaltspunkt habe; in Beziehung auf die Zeit konnte man nichts festsetzen, weil das von der Pest und andern Umständen abhänge; sei die Gefahr vorüber, so würde Agnes nach Hause zurückkehren, um Lucia da zu erwarten, oder aber sollte Lucia sie dort erwarten; inzwischen sollte Renzo öfters einen Gang nach Pasturo machen, um Mütterchen zu besuchen und sie über die Vorgänge auf dem Laufenden zu erhalten.

Bevor er wegging, bot er ihr gleichfalls Geld an

mit den Worten: „Seht da, ich habe sie noch alle beisammen, die goldenen Vögel; ich hatte gleichfalls ein Gelübde gemacht, sie nicht anzurühren, so lange die Sache nicht im Reinen wäre. Wenn Ihr nun Geld braucht, so bringt mir einen Napf mit Wasser und Essig, und ich werfe dann die fünfzig schönen glänzenden Scudi hinein.

„Nein, nein," sagte Agnes, „ich habe noch mehr, als ich für mich brauche; behalte nur du die deinigen, du wirst sie zur Einrichtung wohl brauchen können."

Renzo kehrte in sein Dorf mit dem weiteren Troste zurück, eine ihm so theure Person frisch und gesund angetroffen zu haben. Er blieb den Rest jenes Tages und die folgende Nacht noch im Hause des Gastfreundes; Tags darauf aber gings dann wiederum fort, aber nach einer andern Seite hin, d. h. in die neuangenommene Heimath.

Er traf Bartolo gleichfalls in guter Gesundheit und in geringerer Furcht an, sie zu verlieren; denn in den wenigen Tagen hatten die Dinge auch hier reißend schnell eine günstige Wendung genommen. Wenige nur erkrankten und das Uebel war nicht mehr dasselbe; nicht mehr jene schwarzblaue, tödtliche Hautfarbe, nicht mehr jene Heftigkeit der Symptome, sondern Fieberchen, größtentheils Wechselfieber, höchstens mit einer kleinen, mißfarbigen Beule, die man wie ein gewöhnliches Blutgeschwür behandelte. Schon war das Aussehen gänzlich verändert; die am Leben geblieben waren, begannen aus den Häusern hervor zu kommen, sich unter einander zu zählen, sich wechselseitig ihr Beileid oder ihre Glückwünsche darzubringen. Man sprach schon davon, die Arbeiten

wieder in Gang zu bringen; die Fabrikherren waren schon darauf bedacht, Arbeiter zu suchen und anzuwerben; besonders in jenen Geschäftszweigen, wo schon vor der Seuche deren Zahl gering war, wie im Seidengeschäft. Renzo, ohne den Spröden zu spielen, versprach (jedoch mit Vorbehalt der gebührenden Zustimmungen) dem Vetter, sich wieder an die Arbeit zu begeben, wenn er in Begleitung der Seinigen wieder zurückkommen würde, um sich im Lande niederzulassen. Inzwischen beschäftigte er sich mit den nöthigen Vorbereitungen; er suchte sich ein größeres Haus aus, eine Sache, die leider leicht und wenig kostspielig geworden war; versah es mit Hausrath und Küchengeschirr, indem er diesmal seinen Schatz in Anspruch nahm, ohne jedoch eine große Lücke hineinzumachen; denn Alles war spottwohlfeil, da viel mehr Verkaufsgegenstände als Käufer vorhanden waren.

Nach ich weiß nicht wie vielen Tagen kehrte er in sein Heimathdorf zurück, das er noch merklicher zu seinem Vortheil verändert fand. Er trabte sogleich nach Pasturo, traf Agnes voll guten Muths und geneigt, wann es wäre, nach Hause zurückzukehren; so daß er sie sogleich mit sich nahm; wir wollen nichts sagen von ihren Gefühlen, von ihren Worten, als sie diese Orte mit einander wieder sahen.

Agnes fand Alles, wie sie es verlassen hatte, so daß sie nicht umhin konnte zu sagen, diesmal hätten, da es sich um eine arme Wittwe und um ein armes Mädchen gehandelt habe, die Engel Wache gehalten. „Und das andere Mal," setzte sie bei, „da man hätte glauben können, der Herr schaue anderswohin und denke nicht an uns, weil er unser Bischen Hab und Gut wegtragen

ließ, sieh' da hat er uns gerade das Gegentheil sehen lassen, weil er mir von anderer Seite ein schönes Stück Geld zugeschickt hat, womit ich Alles wieder ersetzen konnte. Ich sage Alles, aber ich sage nicht das rechte; denn die schöne, funkelnagelneue Aussteuer Lucia's, welche die Kerle sammt dem übrigen weggeschleppt haben, die fehlte noch; und siehe da, sie kommt uns nun von noch anderer Seite gleichfalls wieder zu. Wer mir gesagt hätte, als ich mich abquälte, das Zeug zusammen zu richten: Du glaubst für Lucia zu arbeiten: ach du armes Weib! Du arbeitest, du weißt nicht für wen; der Himmel weiß, waserlei Leute diese Leinwand, diese Tücher tragen werden; die für Lucia, die Ausstattung, welche sie gebrauchen wird, die denkt eine gute Frau zu beschaffen, von der du nicht einmal weißt, daß sie auf dieser Welt sei."

Agnesens erster Gedanke war, in ihrem armen Häuschen für die gute Frau eine möglichst anständige Stube einzurichten; dann suchte sie sich Seide zum Abhaspeln zu verschaffen; und so vertrieb sie sich die Zeit mit Arbeiten.

Renzo seinerseits brachte jene an sich schon so langen Tage nicht mit Müßiggehen zu; er nahm das Bauerngeschäft wieder vor. Zum Theil half er seinem Gastfreund, für den es ein großes Glück war, in einer solchen Zeit einen Gehilfen, und zwar einen so geschickten zu seiner Verfügung zu haben; zum Theil bearbeitete er Agnesens Gärtchen, oder vielmehr er brach es neuerdings um, da es seit ihrer Abwesenheit gänzlich verwildert war. Was sein eigenes Gütchen betraf, so gab er sich damit gar nicht ab, indem er sagte, es sei eine allzu zerzauste Perücke und es bedürfe weit mehr, als

nur zweier Arme, um es wieder urbar zu machen. Er betrat es mit keinem Fuße, denn es hätte ihm wehe gethan, die Verwüstung anzusehen; und er hatte schon den Entschluß gefaßt, alles um jeden Preis loszuschlagen und das Wenige, was er dafür erlösen würde, zum Ankaufe eines Gütchens in seiner neuen Heimath zu verwenden.

Wenn die am Leben gebliebenen einander vorkamen, als wären sie von den Todten erstanden, so kam Renzo den Leuten seines Dorfes so zu sagen zweimal so vor; jeder begrüßte und beglückwünschte ihn; jeder wollte von ihm seine Geschichte hören. Man wird vielleicht sagen, wie ging es denn mit dem Verhaftsbefehl? Es ging ganz gut; er dachte beinahe gar nicht mehr daran, indem er voraussetzte, daß diejenigen, welche denselben zu vollziehen gehabt hätten, gleichfalls nicht mehr daran denken würden; und er irrte sich nicht. Und dies kam nicht allein von der Pest her, die so Vieles in Vergessenheit gebracht hatte, sondern es war, wie man an vielen Stellen dieser Geschichte hat sehen können, in den damaligen Zeiten eine ganz gewöhnliche Sache, daß amtliche Erlasse, sowohl allgemeine als besondere, gegen Personen, wenn nicht irgend eine mächtige Privatleidenschaft sie aufrecht hielt und zur Geltung brachte, oftmals ohne alle Wirkung blieben, sofern sie nicht im ersten Augenblicke zur Ausführung kamen; wie Flintenkugeln, die, wenn sie nicht treffen, auf den Boden niederfallen, wo sie Niemanden belästigen; eine nothwendige Folge der großen Leichtfertigkeit, womit man solche Verfügungen ausstreute. Die Thätigkeit des Menschen ist beschränkt, und alles Zuviel im Befehlen mußte in ein Zuwenig in

der Ausführung umschlagen. Was in den Aermeln aufgeht, reicht nicht mehr für die Zwickel.

Wer noch wissen möchte, wie Renzo in jener Zeit der Erwartung mit Don Abbondio stand, dem will ich sagen, daß sie einander drei Schritte vom Leibe blieben: Don Abbondio aus Furcht, ein Wörtchen von der Heirath fallen zu hören; und wenn er nur daran dachte, so standen plötzlich Don Rodrigo mit seinen Bravi einer- und der Cardinal mit seinen Beweisgründen andererseits vor ihm: Renzo, weil er sich vorgenommen hatte, erst im Augenblicke des Abschlusses mit ihm davon zu reden, da er nicht Gefahr laufen wollte, daß er vor der Zeit stetisch werde, wer weiß welche Schwierigkeiten erhebe und die Sache mit unnützem Geplauder in Verwirrung bringe. Sein eigenes Geplauder hatte er mit Agnes. „Ob sie wohl bald kommen werde?" sagte das eine. „Ich glaube ja," antwortete das andere; und oft stellte dasjenige, das die Antwort gegeben hatte, gleich darauf die nämliche Frage. Und mit diesen und dergleichen Alfanzereien suchten sie sich die Zeit zu vertreiben, die ihnen um so länger vorkam, je mehr davon vergangen war.

Dem Leser wollen wir die ganze lange Zeit in einem Augenblicke vorüber führen, indem wir ihm in Kürze sagen, daß, einige Tage nach Renzo's Besuch im Lazareth, Lucia mit der guten Wittwe dasselbe verließ; daß beide die allgemein vorgeschriebene Contumazzeit mit einander im Hause der letztern zubrachten; daß ein Theil der Zeit mit Anfertigung der Ausstattung für Lucia zugebracht wurde, wobei diese, nachdem sie einige

Umstände gemacht hatte, selbst mit Hand anlegen mußte; daß nach Ablauf der Contumaz die Wittwe ihren Tuchladen der Obsorge ihres Bruders, des Commissärs, überließ, und die Vorbereitungen zur Reise getroffen wurden. Wir könnten auch zugleich hinzufügen: sie reisten ab, sie kamen an, und was weiters folgte; aber bei dem besten Willen, der Ungeduld des Lesers Rechnung zu tragen, sind es noch drei diesem Zwischenraum angehörigen Dinge, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen; und von zweien wenigstens glauben wir, daß der Leser selbst sagen wird, wir hätten Unrecht gethan, sie zu verschweigen.

Das erste ist, daß, als Lucia mit der Wittwe über ihre Abenteuer mehr in's Einzelne und in besserem Zusammenhange, als sie es in jenem aufgeregten Zustande bei ihrer ersten Bekanntschaft hatte thun können, zu sprechen kam, und dabei des gnädigen Fräuleins, das sie in's Kloster zu Monza aufgenommen hatte, Erwähnung that, sie von dieser Dinge erfuhr, die, indem sie ihr den Schlüssel zu vielen Geheimnissen in die Hand gaben, ihre Seele mit schmerzlichem Staunen erfüllten. Sie erfuhr von der Wittwe, daß die Unglückliche, der schwersten Verbrechen verdächtig geworden, auf Befehl des Cardinals in ein Kloster zu Mailand abgeführt worden sei; daß sie da, nach langem Toben und Sträuben, in sich gegangen sei und Geständnisse abgelegt habe, und daß sie nun ein so strenges Büßerleben führe, daß Niemand ein strengeres hatte erfinden können. Wer diese traurige Geschichte ein wenig ausführlicher zu erfahren wünscht, der wird sie in dem Buche und an der Stelle

finden, die wir anderwärts, als von dieser Person*) die Rede war, angeführt haben.

Das zweite war, daß Lucia, als sie bei allen Kapuzinern, die sie im Lazareth antraf, nach Pater Christophoro Nachfrage hielt, mit mehr Schmerz, als Verwunderung erfuhr, er sei an der Pest gestorben.

Schließlich wollte sie vor ihrer Abreise auch etwas von ihrer alten Herrschaft in Erfahrung bringen, um, wie sie sagte, noch eine Pflicht zu erfüllen, falls eines von ihnen noch am Leben sei. Die Wittwe begleitete sie zu dem Hause, wo man ihnen sagte, daß Beide den Weg der Mehrzahl gegangen seien. Von Donna Praxedia ist alles gesagt, wenn man sagt, sie sei gestorben; aber über Don Ferrante, angesehen, daß er ein Gelehrter war, glaubte der Anonymus ein Mehreres sagen zu müssen; und wir wollen auf unsere Gefahr hin abschreiben, was er ungefähr über ihn zurückgelassen hat.

Er sagt, wie man Anfangs von der Pest gesprochen habe, sei Don Ferrante einer von den Entschlossensten gewesen, die sie geläugnet und diese ihre Meinung bis zuletzt beharrlich verfochten hätten; nicht aber mit Geschrei, wie das Volk, sondern mit Vernunftschlüssen, von denen wenigstens Niemand sagen wird, es habe ihnen an Folgerichtigkeit gefehlt.

„In rerum natura," sagte er, „gibt es nur zwei Arten von Dingen: Wesen und Eigenschaften; und wenn ich beweise, daß die Pest weder das eine noch das andere sein könne, werde ich bewiesen haben, daß sie nicht existirt, daß sie ein Hirngespinnst ist. Und dies beweise ich so:

*) Ripamonti hist. Pat. Dec. V, lib. VI, cap. III.

Die Wesen sind entweder geistig, oder körperlich. Daß die Pest ein geistiges Wesen sei, ist ein Unsinn, den Niemand wird behaupten wollen; es ist also unnütz, darüber zu sprechen. Die körperlichen Wesen aber sind entweder einfach oder zusammengesetzt. Nun ist aber die Pest kein einfaches Wesen, und das beweist sich mit vier Worten. Sie ist kein luftiges Wesen; denn wenn sie ein solches wäre, so würde sie, anstatt von einem Körper auf den andern überzugehen, sogleich in ihre Sphäre fortfliegen. Sie ist kein wässeriges, weil sie sonst naß machen und von den Winden aufgetrocknet werden würde. Sie ist kein feuriges, weil sie sonst brennen würde. Sie ist kein erdiges, weil sie sonst sichtbar wäre. Ein zusammengesetztes Wesen ist sie auch nicht, weil sie auf jede Weise dem Auge oder dem Tastsinne bemerkbar werden müßte; aber wer hat diese Pest gesehen? wer hat sie berührt? Es erübriget noch zu untersuchen, ob sie eine Eigenschaft sein könne. Noch schlimmer. Diese Herrn Doktoren sagen uns, sie theile sich von Körper zu Körper mit; denn das ist ihr Achilles, das der Vorwand, um so viele unvernünftige Vorschriften zu erlassen. Wollten wir nun hier eine Eigenschaft voraussetzen, so hätten wir eine übertragene Eigenschaft: zwei Worte, die sich nicht mit einander vertragen, da es in der ganzen Philosophie nichts Klareres und Unbestritteneres gibt, als den Satz: daß eine Eigenschaft nicht von einem Gegenstand auf den andern übergehen kann. Wenn sie aber, um dieser Scylla zu entgehen, sich darauf beschränken, zu sagen es sei eine erzeugte Eigenschaft, so fallen sie in die Carybdis, weil, wenn sie erzeugt ist, sie sich nicht mittheilt, sich nicht fortpflanzt, wie sie schwadroniren. Wenn man

diese Principien voraussetzt, was nützt es, so viel von Flecken, Ausschlägen, Karbunkeln zu schwatzen . . .?"

„Das sind lauter Dummheiten," platzte einmal einer heraus.

„Nein, nein," versetzte Don Ferrante, „ich sage das nicht; Wissenschaft bleibt Wissenschaft; nur muß man sie zu handhaben wissen. Flecken, Ausschlag, Karbunkeln, Drüsengeschwulsten, veilchenblaue Beulen, schwärzliche Furunkeln, das sind alles achtbare Worte, die ihre schöne gute Bedeutung haben; aber ich sage, daß sie mit der Frage nichts zu schaffen haben. Wer läugnet, daß es dergleichen Dinge geben könne, ja daß es wirklich solche gebe? Es fragt sich aber nur, woher sie kommen."

Nun fingen auch Don Ferrante's Leiden an. So lange er nur gegen die Meinung der Contagiösität loszog, fand er überall aufmerksame, geneigte Ohren; denn es läßt sich nicht beschreiben, wie groß das Ansehen eines Gelehrten von Profession ist, wenn er den Leuten Dinge beweisen will, wovon sie schon zum Voraus überzeugt sind. Als er aber anfing zu unterscheiden und beweisen zu wollen, daß der Irrthum jener Aerzte nicht sowohl darin bestehe, daß sie behaupteten, es sei ein schreckliches, allgemeines Uebel vorhanden, als vielmehr darin, daß sie die Ursache angäben; da (ich spreche von den ersten Zeiten, wo man nicht von der Pest reden hören wollte) da fand er anstatt der Ohren rebellische, unbändige Zungen; da war es mit dem fortwährenden Predigen aus, und er konnte seine Theorie nur stück- und bissenweise an den Mann bringen.

„Das ist leider die wahre Ursache," sagte er, „und auch jene sind genöthigt sie anzuerkennen, die so in den

Tag hinein die andere behaupten . . . . Sie sollen sie läugnen, wenn sie können, die verhängnißvolle Conjunction des Saturnus mit dem Jupiter. Und wann hat man je sagen hören, daß die Einflüsse sich fortpflanzen . . .? Und ihr Herrn wollt mir die Einflüsse abläugnen? Werdet ihr mir wohl auch abläugnen, daß es Gestirne gebe? O, ihr werdet mir sagen, sie stehen um nichts und wieder nichts da oben, wie die Stecknadelköpfe in einem Nähkissen? . . . Aber was mir nicht in den Kopf hinein will, das sind diese Herrn Aerzte; gestehen, daß wir uns unter einer so bösartigen Conjunction befinden, und dann kommen und mit einer gewissen Unverschämtheit sagen: rühre dies nicht an, rühre jenes nicht an, und du wirst sicher sein! Als wenn dieses Vermeiden der wirklichen Berührung irdischer Körper die kräftige Einwirkung der himmlischen Körper zu verhindern vermöchte? Und sich mit dem Verbrennen von Lumpen so abzumühen! Dummes Volk! wirst du den Jupiter auch verbrennen? wirst du den Saturn auch verbrennen?"

His fretus, das heißt auf diese schönen Gründe hin ergriff er gegen die Pest gar keine Vorsichtsmaßregeln; er wurde angesteckt und legte sich zu Bett, um zu sterben, wie ein Held des Metastasio, mit den Sternen hadernd.

Und seine berühmte Bibliothek? Sie ist vielleicht noch hinter Mauern verstreut.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eines Abends hört Agnes eine Kutsche vor der Hausthür anhalten. — Sie ist's, gewiß sie ist's! — Sie war es und die gute Wittwe. Der Leser kann sich die wechselseitigen Begrüßungen denken.

Am folgenden Morgen ziemlich früh langt sodann Renzo an, der nichts weiß und blos deßhalb kommt, um bei Agnes wegen Lucia's langem Ausbleiben sein Herz ein wenig zu erleichtern. Wie er sich geberdete und was er sagte, als er sie vor sich stehen sah, auch das stellen wir der Einbildungskraft des Lesers anheim. Die Freudenbezeugungen Lucia's dagegen waren der Art, daß nicht viel dazu gehört, sie zu schildern. „Gott grüß dich, wie geht's dir?" sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und ohne die Miene zu verändern. Man glaube aber deßhalb bei Leibe nicht, daß Renzo diesen Empfang zu trocken gefunden oder übel genommen hätte. Er legte es ganz zu seinen Gunsten aus; und wie man unter seinen Leuten wohl weiß, wie viel man von ihren Complimenten in Abzug zu bringen hat, so begriff er, daß diese Worte nicht alles ausdrückten, was in Lucia's Herzen vorging. Uebrigens war es leicht wahrzunehmen, daß sie zweierlei Arten hatte, sich auszusprechen: eine für Renzo und die andere für die übrigen Leute ihrer Bekanntschaft.

„Mir geht's ganz gut, wenn ich dich sehe," antwortete der Jüngling mit einer alten Redensart, die er aber in diesem Augenblicke erfunden hätte.

„Unser armer Pater Christophoro . . . . !“ sagte Lucia; „bete doch für seine Seele, obwohl wir überzeugt sein dürfen, daß er in dieser Stunde da oben für uns betet.“

„Ich war leider darauf gefaßt,“ sagte Renzo. Und dies war nicht die einzige traurige Saite, die man in der Unterredung anschlug. Aber was? von was man auch sprechen mochte, die Unterhaltung wurde für ihn immer lieblicher. Jenen stetigen Pferden gleich, welche stutzen und plötzlich stehen bleiben, jetzt einen Fuß, dann einen andern aufheben, und wieder auf dieselbe Stelle hinpflanzen und tausend Männchen machen, ehe sie einen Schritt vorwärts thun, dann aber auf einmal sich in Lauf setzen und dahin eilen, als wenn der Wind sie forttrüge, so war für ihn die Zeit geworden; im Anfang kamen ihm die Minuten wie Stunden vor, und jetzt schienen ihm die Stunden Minuten.

Die Wittwe störte nicht nur die Gesellschaft nicht, sondern paßte sogar ganz gut hinein; und sicherlich hätte Renzo, als er sie auf dem Krankenlager sah, sich nicht vorgestellt, daß sie so geselliger, heiterer Laune sein könne. Aber Lazareth und Land, Tod und Hochzeit sind ganz verschiedene Dinge. Mit Agnes hatte sie bereits Freundschaft geschlossen, und es war eine Freude, zu sehen, wie sie mit Lucia so lustig und dabei so zärtlich war, wie sie sie artig neckte, jedoch ohne sie zu reizen und gerade nur so weit, als nöthig war, um sie zu zwingen, die Freude kund zu geben, die sie im Herzen hatte.

Renzo sagte schließlich, er müsse nun zu Don Abbondio gehen, um wegen der Trauung das Erforderliche

zu verabreden. Er ging wirklich hin und sagte ihm mit einem gewissen halb scherzhaften, halb achtungsvollen Wesen: „Hochwürdiger Herr, ist Euch jetzt das Kopfweh vergangen, wegen dessen Ihr uns früher nicht getraut habt? Nun ist es an der Zeit; die Braut ist da, und ich komme, um anzufragen, wenn es Euch gefällig ist; aber dieses Mal möchte ich Euch bitten, schnell zu machen.“ Don Abbondio sagte nicht nein, aber er fing an, hin und her zu trippeln, allerlei Entschuldigungen vorzubringen und allerlei Bedenklichkeiten zu erheben: Warum er denn, mit dem Steckbriefe auf dem Rücken, sich öffentlich zeigen und seinen Namen ausrufen lassen wolle? Dies könne ja ebenso gut anderswo geschehen und dergleichen mehr.

„Ich habe schon verstanden,“ sagte Renzo, „Ihr habt noch immer ein bischen Kopfweh. Aber hört, hört.“ Und nun begann er ihm zu schildern, in welchem Zustande er den armen Don Rodrigo gesehen; er müsse nun sicherlich bereits gestorben sein. „Hoffen wir,“ so schloß er, „daß der Herr ihm Barmherzigkeit erwiesen habe.“

„Das geht uns nichts an,“ sagte Don Abbondio, „habe ich dir denn nein gesagt? Ich sage nicht nein; ich rede . . . ich rede aus guten Gründen. Uebrigens, siehst du, so lange man athmet . . . Schau mich an; ich bin ein kränklicher Mann, auch ich bin schon mehr todt als lebendig gewesen, und ich bin doch noch hier; und . . . . wenn nichts mehr nachkömmt . . . . Genug . . . . so hoffe ich noch manches Jährchen zu leben. Stelle dir nun gewisse Leibesbeschaffenheiten vor. Aber, wie ich sage, das geht uns gar nichts an.“

Nach einigen andern ausweichenden Antworten

machte Renzo einen schönen Kratzfuß, kehrte zu seiner Gesellschaft zurück, erstattete Bericht und schloß mit den Worten: „Ich ging fort, weil ich übervoll war, und um nicht Gefahr zu laufen, die Geduld zu verlieren und ihm respektwidrig zu begegnen. In gewissen Augenblicken schien er wieder ganz der Alte zu sein; gerade dieselben Mucken, dieselben Gründe; ich bin gewiß, daß er mir, wenn es noch eine Weile gedauert hätte, seine lateinischen Brocken wieder auf's Tapet gebracht hätte. Ich sehe schon, daß es neue Weitläufigkeiten absetzt; es ist besser, wir machen es gerade so, wie er gesagt hat, und lassen uns da trauen, wo wir uns niederlassen wollen."

„Wißt Ihr, was wir thun wollen?" sagte die Wittwe: „wir Frauen wollen hingehen und noch einen andern Versuch machen, um zu sehen, ob es uns besser gelingt. Ich habe ohnedies Lust, den Mann kennen zu lernen, ob er wirklich so ist, wie Ihr sagt. Nach dem Mittagessen wollen wir gehen, um ihm nicht sogleich wieder über den Hals zu kommen. Nun, Herr Bräutigam, führt uns Beide jetzt ein wenig spazieren, derweil Agnes ihre Geschäfte verrichtet. Ich will indessen bei Lucia ihre Stelle vertreten; ich möchte mir gar zu gerne diese Berge, diesen See, von dem ich so viel habe sprechen hören, ein wenig besehen; das Wenige, was ich davon schon gesehen habe, hat mir außerordentlich gefallen."

Renzo führte sie zuerst in das Haus seines Gastfreundes, wo es dann ebenfalls lustig herging, und sie nöthigten ihm das Versprechen ab, nicht nur an jenem Tage, sondern wo möglich alle Tage ihres Aufenthalts im Dorfe mit ihnen zu Mittag zu essen.

Nachdem man spazieren gegangen war und gespeist

hatte, ging Renzo fort, ohne zu sagen wohin. Die Frauen blieben noch ein Weilchen, um zu plaudern und sich über die Art und Weise zu verständigen, wie Don Abbondio anzufassen sei; und endlich ging's zum Angriff.

— Da sind sie, — sagte dieser bei sich; machte aber eine ganz unbefangene Miene, beglückwünschte Lucia, grüßte Agnes und machte der Fremden Complimente. Er ließ sie niedersitzen und fing dann gleich an, von der Pest zu reden; er wollte von Lucia hören, wie es ihr während der Krankheit ergangen: das Lazareth gab Veranlassung, auch Lucia's Leidensgefährtin mit in's Gespräch zu ziehen; dann redete, wie billig, auch Don Abbondio über seinen Sturm: hiernächst freute er sich mit Agnes, daß sie ungerupft durchgekommen sei. Und so ging's fort. Die beiden ältern Frauen hatten von Anfang an aufgepaßt, bis die Gelegenheit sich ergäbe, auf die Hauptsache zu kommen, endlich brach eine, ich weiß nicht welche, das Eis. Aber was wollt ihr? Don Abbondio war an jenem Ohre taub. Nicht als ob er nein sagte: aber er fing eben wieder an, sich zu wenden und zu drehen und vom Hundertsten auf's Tausendste zu gerathen." „Man müßte eigentlich," sagte er, „diesen Steckbrief zurücknehmen lassen können. Ihr, liebe Frau, die Ihr ja von Mailand seid, müßt den Zusammenhang der Dinge mehr oder weniger kennen, Ihr habt gewiß gute Protection, irgend einen einflußreichen Edelmann; denn mit diesem Mittel heilt man alle Wunden. Wenn man aber freilich den kürzesten Weg einschlagen wollte, ohne sich in viele Weitläufigkeiten einzulassen, und dieweil die jungen Leute und unsere liebe Agnes da die Absicht haben, aus dem Lande wegzuziehen (und ich

wüßte nicht, was ich dagegen sagen sollte: mein Vaterland ist da, wo es mir gut geht), so meine ich, könnte man alles da abmachen, wo der Steckbrief nichts gilt. Ich kann es gar nicht erwarten, bis diese Heirath zu Stande gekommen ist, aber ich möchte sie gerne ungestört und ruhig abgeschlossen wissen. Ich sage die Wahrheit: hier, wo der Steckbrief noch in frischem Andenken ist, den Namen Lorenzo Tramaglino vom Altar herab zu posaunen, ich könnte es nicht mit ruhigem Herzen thun; ich habe ihn zu gerne, ich würde meinen, ihm einen schlechten Dienst zu erweisen. Siehst du, Lucia; seht ihr."

Nun begannen Agnes und die Wittwe diese Gründe zu bestreiten; Don Abbondio brachte sie unter anderer Gestalt immer wieder neuerdings auf's Tapet, man kam nicht vom Flecke; da trat plötzlich, entschlossenen Schritts und mit vielsagender Miene Renzo in's Zimmer und sagte: „Nun ist er angekommen, der Herr Marchese ***."

„Was soll das heißen? wo angekommen?" fragte Don Abbondio aufstehend.

„Er ist in seinem Schlosse angekommen, das vormals Don Rodrigo gehörte; denn dieser Herr Marchese ist der Fidei-Commis-Erbe, wie sie sagen; so daß nunmehr kein Zweifel mehr obwaltet. Was mich betrifft, so würde es mich freuen, wenn ich erführe, daß der arme Mensch selig verstorben sei. Bisher habe ich Vaterunser für ihn gebetet, jetzt will ich das De profundis beten. Aber dieser Marchese ist ein sehr braver Mann."

„Gewiß," sagte Don Abbondio, „ich habe ihn auch

mehr als einmal einen braven Mann nennen hören, einen Mann vom alten Schlage. Aber ob es auch wirklich wahr ist . . . .?"

„Glaubt Ihr dem Küster?"

„Warum?"

„Weil er ihn mit eigenen Augen gesehen hat. Ich bin nur in der Umgegend gewesen, und, die Wahrheit zu gestehen, ich bin gerade deßhalb hingegangen, weil ich gedacht habe, man müsse da etwas erfahren. Und mehr als einer hat mir dasselbe gesagt. Dann habe ich den Ambrosio begegnet, der gerade vom Schlosse herabkam und der ihn daselbst, wie ich sage, als Herrn schalten sah. Wollt Ihr den Ambrosio hören? Ich habe ihn absichtlich draußen warten heißen."

„Nun, so laß ihn hereinkommen," sagte Don Abbondio. Renzo holte den Küster. Dieser bestätigte die Sache durchaus, fügte andere Umstände bei, löste alle Zweifel und ging dann wieder.

„Ach! ist er also todt? wirklich von hinnen gegangen!" rief Don Abbondio aus. „Seht, Kinder, wie die Vorsehung am Ende gewisse Leute erreicht! Wißt ihr, daß das eine wichtige Sache ist! eine große Erleichterung für das ganze arme Land! denn es war nicht mit ihm auszukommen. Diese Pest ist eine große Geißel gewesen; aber sie war auch ein großer Besen; sie hat gewisse Leute weggefegt, meine Kinder, die wir uns nicht hätten vom Halse schaffen können: frisch und gesund, und stark; man mußte sagen, daß derjenige, der bestimmt sei, ihnen das Leichenbegängniß zu halten, noch auf den Schulbänken sitze. Und in einem Augenblicke sind sie hundertweise verschwunden. Wir werden ihn nun nicht

mehr herumstolziren sehen, mit jenen Schuften hinter sich, mit jenem Hochmuth, jener verächtlichen Miene, aufrecht wie ein Zaunpfahl und die Leute anschauend, als wenn sie nur durch seine Gnade auf der Welt wären. Indessen, er ist fort, und wir sind noch da. Nun wird er ehrlichen Leuten keine solche Gesandtschaften mehr zuschicken. Seht ihr, er hat uns Allen vielen Verdruß gemacht; jetzt darf man's sagen."

„Ich habe ihm von Herzen verziehen," sagte Renzo.

„Da hast du deine Schuldigkeit gethan," antwortete Don Abbondio; „aber man kann auch dem Himmel danken, daß er uns von ihm befreit hat. Nun, um wieder auf euch zu kommen, so wiederhole ich euch: thut, was ich meinte. Wenn ihr wollt, daß ich euch traue, so stehe ich euch zu Diensten; wenn es euch bequemer ist in anderer Weise, so macht es so. Was den Steckbrief angeht, so sehe auch ich, daß nun Niemand mehr da ist, der dich auf's Korn nimmt und dir etwas anhaben will, weßhalb es mit demselben nicht viel auf sich hat, um so weniger, da nun auch jenes Begnadigungsdecret wegen der Geburt des Infanten dir zu statten kommt. Und dann die Pest! die Pest! ja, die hat große Dinge ausgewischt! Nun, wenn du willst .... heute ist Donnerstag .... Sonntags werfe ich euch von der Kanzel herab, denn das frühere Aufgebot gilt nach so langer Zeit nichts mehr, und dann habe ich doch die Freude, euch selbst zu copuliren."

„Ihr wißt, hochwürdiger Herr, daß wir gerade deßhalb hergekommen sind?" sagte Renzo.

„Ganz recht, und ich will euch zu Diensten sein, und will es sogleich Sr. Eminenz anzeigen."

„Wer ist Se. Eminenz?“ fragte Agnes.

„Se. Eminenz,“ antwortete Don Abbondio,“ ist unser Cardinal Erzbischof, den Gott erhalte.“

„Oh! was das betrifft, so verzeiht,“ versetzte Agnes, „ob ich gleich nur ein unwissendes Weib bin, so kann ich doch versichern, daß man nicht so zu ihm sagt; denn als wir das zweite Mal bei ihm waren und mit ihm sprachen, so wie ich mit Euch spreche, so zog mich einer von den geistlichen Herren auf die Seite und sagte mir, wie man den hohen Herrn tituliren müsse, und man müsse Euer Gnaden und Monsignore zu ihm sagen.“

„Und jetzt, wenn er es Euch nochmals sagen müßte, würde er sagen, daß man ihn mit Euer Eminenz anreden müsse: habt Ihr's verstanden? Weil der Papst, den Gott gleichfalls erhalten wolle, im Monat Juni die Verordnung erlassen hat, daß man den Cardinälen diesen Titel geben müsse. Und wißt Ihr auch, warum er zu diesem Entschlusse gekommen ist? Weil der Titel Euer Gnaden, der ihnen und gewissen Fürsten vorbehalten war, jetzo, Ihr seht es ja selbst, was geworden ist, und wie Vielen man ihn gibt, und wie sie ihn so gerne sich geben lassen! Was sollte nun der Papst thun? ihn allen nehmen? Aber da hätte es Lärm, Beschwerden, Unzufriedenheit und Wehklagen abgesetzt; und es wäre fortgegangen, wie zuvor. Also hat er das treffliche Auskunftsmittel ergriffen. Nach und nach wird man dann anfangen, die Bischöfe Eminenzen zu nennen; dann werden es die Aebte wollen, dann die Pröbste, denn die Menschen sind nun einmal so, sie wollen immer höher hinauf, immer höher hinauf; dann die Canonici . . . .“

„Dann die Pfarrer,“ sagte die Wittwe.

„Nein, nein,“ versetzte Don Abbondio, „die Pfarrer müssen den Karren ziehen; fürchtet nicht, daß sie die Pfarrer verwöhnen; sie werden Ehrwürden bleiben bis an's Ende der Welt. Vielmehr würde ich mich gar nicht wundern, wenn die Edelleute, welche daran gewohnt sind, sich Euer Gnaden nennen zu hören, mit der Zeit auch Eminenz genannt werden wollten. Und wenn sie es wollen, so werden sie es schon auch dahin zu bringen wissen, daß man ihnen diesen Titel gibt, Aber dann wird der Papst, der alsdann regieren wird. für die Cardinäle wieder etwas anderes ausfindig machen. Nun aber wollen wir wieder auf unsere Angelegenheiten zurückkommen: Sonntags will ich euch in der Kirche aufbieten; und jetzt hört, was ich ausgedacht habe, um euch einen Gefallen zu thun? Wir werden mittlerweile wegen der beiden andern Aufgebote Dispensation nachsuchen. Sie werden da drunten bei der Curie alle Hände voll zu thun haben mit Dispens-Ertheilungen, wenn es überall geht wie hier. Für Sonntag habe ich schon eins . . . zwei . . . drei, ohne euch zu zählen, und es kann sogar noch ein Fall dazu kommen. Nun werdet ihr sehen, was das in der Folge für ein Treiben sein wird; nicht einer wird ledig bleiben wollen. Perpetua hat einen recht dummen Streich gemacht, gerade jetzt zu sterben; denn das war der Augenblick, wo auch sie noch ihren Käufer gefunden hätte. Nicht wahr, liebe Frau, in Mailand, bilde ich mir ein, wird's wohl ebenso sein.“

„Gerade so! denket Euch, bloß allein in meiner Pfarrei am letzten Sonntag fünfzig Aufgebote.“

„Ich sag's ja; die Welt geht noch nicht aus. Und wie ist's denn mit Euch, liebe Frau, haben solche große Fliegen noch nicht um Euch her gesumst?"

„Nein, nein, ich denke nicht daran; ich will nicht daran denken."

„So, so! Ihr wollt also ledig bleiben. Auch Agnes, seht Ihr, auch unsere Agnes . . . ."

„Uh! ich glaube gar, Ihr wollt spaßen," sagte diese.

„Gewiß will ich spaßen; jetzt ist es endlich wieder Zeit dazu. Wir haben garstige Zeiten durchlebt, nicht wahr, ihr jungen Leute? Garstige Zeiten haben wir erlebt, aber jetzt darf man hoffen, daß es die Paar Jährchen, die wir noch in dieser Welt zu leben haben, ein wenig besser gehen werde. Aber! ihr Glücklichen, die ihr, wenn euch kein Unglück zukommt, noch eine gute Weile von den vergangenen Drangsalen reden könnt; bei mir dagegen hat's drei Viertel auf Zwölf geschlagen, und . . . . die Schufte können sterben; von der Pest kann man genesen, aber gegen das Alter gibt's keine Arznei, und, wie man sagt, senectus ipsa est morbus."

„Nun, Herr Pfarrer, möget Ihr Latein sprechen, so viel's Euch beliebt; mir liegt jetzt nichts mehr daran."

„Du hast's immer mit dem Latein zu thun, du; nun gut, ich will dir's schon eintränken. Wenn du mit der Kleinen da mich vor dir stehen sehen wirst, um dir ein Paar Wörtchen Latein sagen zu lassen, dann werde ich sagen: du willst vom Latein nichts wissen, darum gehe wieder im Frieden. Wird dir das munden?"

„Ei! ich weiß, was ich sage," versetzte Renzo; „es

ist nicht jenes Latein, das mir Angst macht, jenes ist ein reines, heiliges, wie das in der heiligen Messe; auch dürfen die Herrn Geistlichen nur lesen, was und wie es im Buch steht. Ich rede von dem schelmischen Latein außer der Kirche, das mitten im Gespräche verrätherisch über einen herfällt. Zum Beispiel jetzt, da wir beisammen sind und alles gut ist, übersetzet mir einmal auf gut Italienisch jenes Latein, das Ihr gerade in diesem Winkel da auspacktet, um mir zu verstehen zu geben, daß Ihr nicht könntet, und daß noch anderes dazu gehöre, und was weiß ich."

„So sei doch stille, Pinsel, rühre diese alten Geschichten nicht wieder auf, denn wenn wir jetzt abrechnen sollten, so weiß ich nicht, wer im Vorschuß bliebe. Ich habe alles verziehen: reden wir nicht mehr davon; aber mir hast du Streiche gespielt. Von dir wundert es mich indessen nicht, denn du bist ein Spitzbube; aber dieses stille Wässerchen, dieses gottselige Jüngferchen, diese kleine Mutter Gottes, an der man geglaubt hätte, sich zu versündigen, wenn man Mißtrauen gegen sie geäußert hätte. Aber ich weiß schon, bei wem sie in die Lehre gegangen, ich weiß es schon, ich weiß es schon." Bei diesen Worten deutete er mit dem Finger, den er zuerst gegen Lucia gerichtet hatte, auf Agnes, und es ließe sich nicht beschreiben, mit welcher spaßhaften Gutmüthigkeit er diese Vorwürfe vorbrachte. Jene Nachricht hatte ihm eine Ungezwungenheit, eine Redseligkeit eingeflößt, die man seit langer Zeit nicht mehr an ihm gewohnt war; und wir würden noch lange nicht zu Ende sein, wollten wir auch den übrigen Theil der Unterhaltung noch erzählen, die er in die Länge zog, in-

dem er die Gesellschaft, die sich entfernen wollte, mehr als einmal zurückhielt und sie mit seinen Possen an dem Ausgang auf die Straße noch ein wenig zum Stillestehen zwang.

Am folgenden Tag kam ein Besuch an, der, je unerwarteter, um so angenehmer war: der Marchese, von dem wir gesprochen haben; ein Mann zwischen dem Mannes- und Greisenalter, dessen Aeußeres für das Zeugniß gab, was der Ruf von ihm sagte: offen, höflich, sanft, demüthig, würdevoll und etwas, was eine mit Ergebung verknüpfte Traurigkeit verrieth.

„Ich komme," sagte er, „um Euch vom Cardinal Erzbischof zu grüßen."

„O welche Gnade von Sr. Eminenz und von Euch."

„Als ich von dem unvergleichlichen Manne, der mich mit seiner Freundschaft beehrt, Abschied nahm, sprach er mit mir von zwei jungen Leuten aus dieser Pfarrei, welche Verlobte waren, und die des unglücklichen Don Rodrigo wegen Drangsale erlitten haben. Monsignore wünscht Nachrichten über sie zu erhalten. Leben sie noch? und ist ihre Sache bereinigt?"

„Alles ist im Reinen. Ja, ich hatte mir bereits vorgenommen, Sr. Eminenz zu schreiben; nun aber, da ich die Ehre habe . . . ."

„Sind sie hier?"

„Sie sind hier und werden so bald als möglich Mann und Weib sein."

„Und ich bitte Euch, Herr Pfarrer, mir zu sagen, ob man ihnen eine Wohlthat erzeigen könne und mir zugleich die passendste Weise anzugeben, wie dies zu geschehen hätte. In dem großen Unglücke habe ich zwei

einzige Söhne und ihre Mutter verloren und drei beträchtliche Erbschaften gemacht. Vorher schon hatte ich mehr als genug. Ihr seht also, Herr Pfarrer, daß es mir einen Dienst erweisen heißt, wenn man mir Gelegenheit verschafft, besonders eine wie diese, meinen Ueberfluß zu verwenden."

„Der Himmel segne Euch! Warum gleichen Euch nicht alle . . . .? Genug, auch ich danke Euch für diese meine Pfarrkinder von ganzem Herzen. Und weil Ihr mir so viel Muth macht, gnädiger Herr, ei, so will ich Euch einen Vorschlag machen, der Euch vielleicht nicht mißfällt. Ihr müßt also wissen, daß diese guten Leute entschlossen sind, sich anderswo niederzulassen und die wenigen liegenden Gründe zu verkaufen, die sie hier besitzen; der junge Mann hat einen Weinberg von neun bis zehn Ruthen beiläufig, der aber gänzlich verwahrlost ist; man darf nichts rechnen als den Boden, dazu noch ein Häuschen, und die Braut auch ein Häuschen, zwei Rattennester. Ein Herr wie Euer Gnaden kann nicht wissen, wie es armen Leuten zu gehen pflegt, wenn sie ihr Eigenthum veräußern wollen. Gewöhnlich gerathen sie am Ende irgend einem Schelme in den Rachen, der vielleicht schon lange mit den Paar Schollen Erde liebäugelt, und wann er weiß, daß der Andere verkaufen muß, so zieht er sich zurück und spielt den Spröden; man muß dann hinter ihm her rennen und ihm die Sache für einen Spottpreis überlassen, besonders in Umständen wie diese. Ihr habt gewiß schon gemerkt, Herr Marchese, wo meine Rede hinaus will. Der größte Gefallen, den Ihr diesen Leuten erweisen könntet, gnädiger Herr, wäre der, wenn Ihr sie dadurch aus

dieser Verlegenheit ziehen wolltet, daß Ihr ihnen ihr kleines Gut abkauftet. Ich gebe zwar, die Wahrheit zu gestehen, einen eigennützigen Rath, weil ich meiner Pfarrei einen Miteigenthümer erwerben würde, wie den Herrn Marchese; aber Ihr mögt jetzt entscheiden, gnädiger Herr, wie er Euch gefällt; ich habe nur aus Gehorsam gesprochen."

Der Marchese lobte den Einfall sehr, dankte Don Abbondio und bat ihn, als Mittelsmann den Preis zu bestimmen und ihn recht hoch anzusetzen; drauf machte er, daß er vor Verwunderung schier erstarrte, indem er ihm vorschlug, mit ihm in das Haus der Braut zu gehen, wo vermuthlich sich auch der Bräutigam befinden werde.

Unterwegs hüpfte Don Abbondio vor Freude, wie ihr euch denken könnt, und dachte und redete nichts anderes. „Dieweil Ihr so sehr geneigt seid, gnädiger Herr, diesen Leuten Wohlthaten zu erweisen, so könntet Ihr ihnen auch noch einen andern Dienst leisten. Der Jüngling hat noch einen Steckbrief, eine Art von Achtserklärung auf sich wegen einer Uebereilung, die er vor zwei Jahren in Mailand sich hat zu Schulden kommen lassen am Tag des großen Krawalls, in den er verwickelt war, aber ohne Bosheit, aus bloßer Unwissenheit, wie eine Maus in der Falle; durchaus nichts Ernsthaftes, seht Ihr, Jugendstreiche, Dummheiten; denn Böses zu thun ist er durchaus nicht fähig; ich kann das sagen, denn ich habe ihn getauft und habe ihn aufwachsen sehen. Und wenn Ihr Euch, gnädiger Herr, den Spaß machen wollt, die Leute so unter sich in's Zeug hinein reden zu hören, kennt Ihr Euch die

Geschichte von ihm selbst erzählen lassen, und Ihr werdet dann hören. Da es überdies alte Geschichten sind, so wird ihn gewiß Niemand belästigen; auch gedenkt er, wie ich Euch gesagt habe, außer Landes zu ziehen, aber wenn er mit der Zeit zurückkehrt, oder sonst, man weiß ja nie, was geschieht, ist es immer besser, wenn man nicht im schwarzen Buche steht. Ihr, Herr Marchese, habt in Mailand, wie billig, etwas zu sagen, und als der vornehme Cavalier und der große Mann, der Ihr seid . . . . Nein, nein, laßt mich nur reden, denn die Wahrheit verlangt ihr Recht. Eine Empfehlung, ein Wörtchen von einem Manne wie Ihr ist mehr als es bedarf, um eine Freisprechung zu erlangen."

„Liegen keine schweren Anschuldigungen gegen den jungen Mann vor?"

„Nein, nein, ich könnte es gar nicht glauben. Im ersten Augenblick sind sie hitzig hinter ihm her gewesen; aber jetzt, glaube ich, ist es nichts anderes mehr als bloße Förmlichkeit."

„Wenn es so ist, wird die Sache leicht sein, und ich nehme sie gerne über mich."

„Und doch wollt Ihr nicht, daß man sage, Ihr seid ein großer Mann. Ich sage es und will es sagen; Euch zum Trotze will ich's sagen. Und wenn ich auch schwiege, würde es doch nichts nützen, weil es alle sagen, vox populi vox dei."

Sie trafen die drei Frauen und Renzo beisammen an; ihr könnt euch denken, wie diese erstaunten: ich meine, die bloßen rauhen Wände, die Papierfenster, die Bänke und die irdenen Töpfe müssen sich verwundert haben, einen so außerodentlichen Besuch unter sich zu

empfangen. Der Marchese begann die Unterredung, indem er mit aufrichtiger Herzlichkeit und zugleich mit zarten Rücksichten von dem Cardinal und andern Dingen sprach. Dann ging er auf den Gegenstand über, um dessenwillen er gekommen war. Don Abbondio, der von ihm gebeten wurde, den Preis zu bestimmen, trat nun vor, und nach einigen Complimenten und Entschuldigungen, es sei nicht sein Fach und er könne nur herumtappen, und er spreche nur aus Gehorsam, und er stelle anheim, beantragte er, nach seinem unmaßgeblichen Dafürhalten, einen übermäßigen Preis. Der Käufer sagte, daß er seinerseits einverstanden sei, und wiederholte, als wenn er's nicht recht verstanden hätte, das Doppelte: er wollte von keiner Berichtigung etwas hören und schnitt schließlich die Besprechung dadurch ab, daß er die ganze Gesellschaft auf den Tag nach der Hochzeit zum Mittagstische in sein Schloß einlud, wo man das Verkaufsinstrument in Richtigkeit bringen würde.

— Ah! — sagte Don Abbondio bei sich, als er nach Hause kam: — wenn die Pest immer und überall die Sachen in dieser Weise abmachte, so wäre es wahrlich Unrecht, ihr übel nachzureden; fast wäre es gut, wenn auf jedes Menschenalter eine käme, und man könnte sie sich schon gefallen lassen, aber man müßte eben wieder gesund werden. —

Die Dispens kam an, die Niederschlagung des Processes erfolgte, der ersehnte Tag erschien: die beiden Verlobten gingen mit sieghafter Zuversicht in eben die Kirche, wo sie durch ebendenselben Mund Don Abbondio's getraut wurden. Ein zweiter und zwar noch sonderbarerer Triumphzug war der Gang nach dem Schlosse;

und ihr könnt euch denken, welche Dinge ihnen durch den Kopf gehen mußten, als sie da hinaufstiegen, als sie durch jenes Thor eintraten, und welche Gespräche sie, ein jedes nach seiner Eigenthümlichkeit, führen mochten. Ich will bloß andeuten, daß inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit bald das eine, bald das andere mehr als einmal sagte, es fehle, um das Fest zu krönen, noch der arme Pater Christophoro.

Der Marchese hatte ihnen ein köstliches Mahl bereiten lassen, führte sie in einen schönen Saal, ließ die Verlobten mit Agnes und mit der Kaufmannswittwe an der Tafel Platz nehmen, und ehe er sich entfernte, um mit Don Abbondio in einem andern Zimmer zu speisen, wollte er noch ein wenig bleiben, um den Gästen Gesellschaft zu leisten, ja, er half sogar mit, sie zu bedienen. Es wird hoffentlich Niemanden einfallen, zu sagen, es wäre viel einfacher gewesen, wenn man geradezu nur eine Tafel hätte aufstellen lassen. Ich habe ihn euch als einen braven Mann geschildert, aber nicht als ein Original, wie man heutzutage sagen würde; ich habe euch gesagt, er sei demüthig, nicht aber er sei ein Ausbund von Demuth gewesen. Er hatte deren, so viel er brauchte, um sich unter diese guten Leute zu mischen, nicht aber um sie als seinesgleichen anzusehen.

Nachdem beide Partheien ihre Mahlzeit beendigt hatten, wurde der Vertrag von der Hand eines Rechtsgelehrten, aber nicht jener des Rechtsverdrehers, schriftlich aufgesetzt. Dieser, das heißt, sein Leichnam war und ist noch in Canterelli. Für denjenigen aber, der noch nie in jener Gegend war, bedarf es einer Erläuterung.

Ungefähr eine halbe Meile oberhalb Lecco, und beinahe neben einem andern, Castello genannten Dorf ist ein Ort, Namens Canterelli, wo zwei Straßen sich kreuzen, und auf einer Seite des Kreuzwegs sieht man eine Erhöhung, wie einen künstlichen Hügel mit einem Kreuze darauf; und dieser ist nichts anderes, als ein großer Haufen von Todten, die an jener Pest gestorben sind. Die Wahrheit zu sagen, sagt zwar die Ueberlieferung einfach, sie seien an der Pest gestorben; aber es muß ohne weiteres jene gewesen sein, die die letzte und mörderischeste war, deren man sich erinnert. Und ihr wißt ja, daß die Ueberlieferungen, wenn man ihnen nicht nachhilft, von sich aus immer zu wenig überliefern.

Bei der Heimkehr gab es keinen andern Uebelstand, als den, daß Renzo vom Gewicht des Geldes, das er mit hinwegtrug, ein wenig belästiget war. Aber der gute Mensch hatte, wie ihr wißt, schon ganz Anderes durchgemacht. Ich rede nicht von der Kopfarbeit, die nicht gering war, wenn er überdachte, wie er sein Geld am besten nutzbringend machen solle. Wenn man die Pläne, die Einfälle, die Bedenken, die in diesem Kopf herumgingen, hätte sehen, wenn man die Für und Wider, ob Landwirthschaft oder Gewerb hätte hören können, so wäre es einem vorgekommen, wie wenn zwei Academien des verflossenen Jahrhunderts einander in den Haaren lägen. Und die Verlegenheit war für ihn um so größer, weil man ihm als einem Einzelnen nicht sagen konnte: Was braucht's lange zu wählen? beides, nur zu! Die Mittel sind in der Hauptsache die nämlichen; und es sind zwei Dinge, wie die Beine, zwei gehen besser als eines.

Nun dachte man nur noch an das Einpacken und Abreisen: das Haus Tramaglino in das neue Vaterland und die Wittwe nach Mailand. Der Thränen, Danksagungen und Versprechungen, einander zu besuchen, gab es unzählige. Nicht minder zärtlich, mit Ausnahme der Thränen, war der Abschied Renzo's und der Familie von dem Gastfreunde; und glaubet ja nicht, daß es mit Don Abbondio kalt abgegangen sei. Die guten Leute hatten für ihren Pfarrer immer eine gewisse ehrerbietige Anhänglichkeit bewahrt; und dieser war ihnen, im Grund genommen, immer gut gewesen. Es sind nur die verwünschten Welthändel, welche die Leute auseinander bringen.

Man fragte wohl, ob es ihnen nicht auch schmerzlich gewesen, vom heimathlichen Dorfe, von jenen Bergen sich loszureißen: allerdings war dies der Fall, und wird, ich wage es zu sagen, überall der Fall sein. Der Schmerz muß jedoch nicht so gar groß gewesen sein, denn sie hätten sich ihn ersparen können, wenn sie zu Hause geblieben wären, da jetzt die beiden Steine des Anstoßes, Don Rodrigo und der Steckbrief beseitiget waren. Aber schon seit einiger Zeit hatten sich alle Drei daran gewöhnt, das Dorf, wohin sie zogen, als ihre Heimath zu betrachten. Renzo hatte es bei ihnen zu Gnaden gebracht, indem er ihnen viel von den Vortheilen, die Arbeiter dort genößen, und von dem schönen Leben vorerzählte, das man da führen könne. Uebrigens hatten sie alle in dem, welchem sie nun den Rücken kehrten, sehr bittere Augenblicke erlebt, und die traurigen Erinnerungen entleiden einem auf die Länge die Orte, welche sie hervorrufen. Und wenn diese Orte gerade diejenigen sind, wo wir

geboren wurden, so liegt vielleicht in jenen Erinnerungen etwas noch Herberes und Schmerzlicheres. Auch der Säugling, sagt das Manuscript, ruht gerne am Busen der Amme, sucht gierig die Brust, die ihn bisher so süß genährt hatte; wenn aber die Amme, um ihn zu entwöhnen, sie mit Wehrmuth bestreicht, so zieht er seinen Mund zurück, versucht's wieder, verschmäht sie endlich, weinend zwar, aber er verschmäht sie.

Was werdet ihr aber dazu sagen, wenn ihr höret, daß, kaum in der neuen Heimath angekommen und eingerichtet, Renzo gleich wieder neue Verdrießlichkeiten zu kosten bekam? Freilich Erbärmlichkeiten; aber es gehört so wenig dazu, die Zufriedenheit zu trüben! Folgendes ist die Ursache.

Der Umstand, daß man von Lucien vor ihrer Ankunft in dem Dorfe so viel gesprochen, daß man gehört hatte, Renzo habe um ihretwillen so viel zu leiden gehabt, und sei immer fest und treu geblieben; vielleicht auch manches Wort manchen für ihn und all' das seinige eingenommenen Freundes hatte eine gewisse Neugierde, sie zu sehen, eine gewisse Erwartung von ihrer Schönheit erregt. Nun weiß man aber, was die Erwartung ist? einbilderisch, leichtgläubig, zuversichtlich; dann bei der Prüfung schwierig und spröde; sie findet nie so viel, als ihr genügen könnte, weil sie im Grund genommen nicht wußte, was sie wollte, und läßt ohne Erbarmen die Süßigkeit in Abzug bringen, die sie ohne Grund gewährt hatte. Als nun diese Lucia erschien, begannen viele, welche vielleicht glaubten, sie müsse wahrhaftig goldenes Haar, Wangen wie Rosen und zwei Augen, das eine schöner als das andere, und was weiß

ich was? alles haben, die Achseln zu zucken, die Nase zu rümpfen und zu sagen: „Ei! die ist es also? Nach so langer Zeit und nach so vielem Gerede hätte ich etwas Besseres erwartet. Was ist es denn? Eine Bäuerin wie viele andere. Ei, solche und noch schönere gibt es überall.“ Wenn man sie dann im Einzelnen musterte, so fand der eine diesen, der andere einen andern Fehler an ihr; ja, es gab sogar Leute, die sie für ganz häßlich hielten.

So lange aber Niemand diese Dinge dem Renzo in's Gesicht sagte, hatte es nicht viel auf sich. Wer aber das Uebel anschürte, das waren gewisse Jemande, die sie ihm hinterbrachten. Und Renzo, was wollt ihr? wurde davon auf's Empfindlichste betroffen. Es fing an ihn zu wurmen, er beklagte sich darüber bei jedem, der mit ihm darüber sprach, am weitläufigsten aber bei sich selbst. Was geht's denn euch an? wer hat euch denn gesagt, ihr solltet so viel erwarten? Hab' ich je von ihr gesprochen? Habe ich gesagt, daß sie so schön sei? Und wenn ihr es zu mir sagtet, habe ich je etwas Anderes erwiedert, als: sie sei ein gutes Mädchen? Sie sei eine Bäuerin! Habe ich euch denn gesagt, ich hätte euch eine Fürstin gebracht? Gefällt sie euch nicht? nun so schaut sie nicht an. Ihr habt ja schöne Frauen hier: schaut auf diese. —

Seht doch, wie eine Kleinigkeit zuweilen genügt, das Schicksal eines Menschen für sein ganzes Leben zu bestimmen. Wenn Renzo das seinige, seinem ersten Vorsatze gemäß, in diesem Dorfe hätte zubringen müssen, so wäre es ein nicht sehr erfreuliches gewesen. Dadurch, daß er vor den Kopf gestoßen worden war, wurde er

widerwärtig. Er war unartig mit allen, weil ein jeder einer von Lucia's Tadlern sein konnte. Nicht als ob er gerade gegen die Höflichkeit sich gröblich versündiget hätte; aber ihr wißt ja, wie viel saubere Dinge man thun kann, ohne die Regeln der guten Lebensart zu verletzen, ehe es zum Bauchaufschlitzen kommt. Es lag etwas Bitteres in jedem seiner Worte; auch er fand in Allem etwas zu critisiren, dermaßen, daß, wenn es zwei Tage nach einander schlecht Wetter war, er sogleich sagte: ‚Ja freilich, in so einem Dorfe!‘ Ich sage euch, daß es nicht wenige gab, denen er lästig zu werden begann, selbst solchen Personen, die zuvor ihm gut gewesen waren; und mit der Zeit hätte er sich, von einem auf's andere, beinahe mit der ganzen Bevölkerung im Kriege befunden, ohne selbst vielleicht die erste Ursache eines solchen Uebelstandes zu kennen.

Man könnte fast sagen, die Pest habe es über sich genommen, alle seine Mißtritte wieder gut zu machen. Sie hatte den Inhaber einer andern Spinnerei, die beinahe an den Thoren Bergamo's lag, hinweggerafft, und der Erbe, ein liederlicher junger Mensch, der an dem ganzen Geschäfte nichts Unterhaltendes finden konnte, war entschlossen, ja toll darauf versessen, es, wenn auch zum halben Preise, zu verkaufen; aber er verlangte baares Geld, um es sogleich verschwenden zu können. Als die Sache Bartolo zu Ohren kam, lief er sogleich, um Einsicht davon zu nehmen; er unterhandelte; ein besseres Geschäft hätte man gar nicht machen können, aber die Bedingung der Baarzahlung verdarb alles, weil das, was er durch seine Sparsamkeit nach und nach auf die Seite gebracht hatte, jene Summe bei

weitem nicht erreichte. Er hielt nun den Verkäufer halb und halb beim Wort, ging eilig nach Haus, machte dem Vetter von dem Geschäfte Mittheilung und schlug ihm Halbpart vor. Ein so schöner Antrag beseitigte die wirthschaftlichen Zweifel Renzo's, der sich sogleich für das Gewerbefach entschied und ja sagte. Sie gingen mit einander hin und schloßen den Vertrag. Als hierauf die neuen Herren in ihr Eigenthum einzogen, wurde Lucia, die da nicht erwartet worden war, nicht nur keiner Kritik unterzogen, sondern man darf sagen, daß sie durchaus nicht mißfiel; und Renzo erfuhr hinterher, daß mehr als einer gesagt habe: „Habt ihr die schöne Anfängerin schon gesehen, die hier angekommen ist?" Ueber dem Beiworte ließ er das Hauptwort hingehen.

Aber auch von der Unlust, die er im andern Dorfe empfunden hatte, verblieb ihm eine heilsame Lehre. Vorher war er im Urtheilen ein wenig vorschnell gewesen und war nur zu geneigt, fremde Frauen und anderes zu bekriteln. Nun aber bemerkte er, daß die Worte im Munde sich ganz anders ausnehmen als in den Ohren, und er gewöhnte sich nun ein wenig mehr daran, die seinigen zuerst innerlich anzuhören, bevor er sie äußerlich zu Gehör bringe.

Glaubt aber darum nicht, daß es nicht auch hier manche ärgerliche Geschichten abgesetzt habe. Der Mensch (sagt unser Anonymus, und ihr wißt ja schon aus Erfahrung, daß er in Betreff der Gleichnisse einen absonderlichen Geschmack hatte, aber laßt ihm nur dieses noch hingehen, denn es soll das letzte sein) der Mensch ist, so lange er in dieser Welt lebt, ein Kranker, der auf einem mehr oder minder bequemen Bette liegt und

rings um sich her andere Betten sieht, nach Außen hin ganz gut gemacht, glatt und eben gestrichen; und er bildet sich ein, daß man darin ganz gut liegen müsse. Aber wenn es ihm gelingt, zu wechseln und er sich in dem neuen kaum zurecht gelegt hat, so fängt er im Liegen schon an, hier einen Splitter, der ihn sticht, dort einen Knoten zu spüren, der ihn drückt: in Summa, es ist so beiläufig ganz der vorige Zustand. Und deßhalb sagt der Anonymus, sollte man mehr darauf denken, gut zu thun, als gut zu leben; und so würde es einem am Ende auch besser gehen. Das ist nun allerdings ein wenig an den Haaren herbeigezogen und heißt als Mann seines Jahrhunderts sprechen; aber im Grunde hat er doch Recht. Uebrigens, fährt er fort, gab es für unsre Leute keine Leiden und keine Bedrängnisse von der Art und Größe mehr wie jene, die wir erzählt haben; es war von jenem Zeitpunkte an eines der ruhigsten, glücklichsten und beneidenswerthesten Stillleben; und wenn ich es euch erzählen müßte, würde ich euch zu Tode langweilen.

Die Geschäfte gingen vortrefflich; im Anfange trat wegen der Seltenheit der Arbeiter und wegen der übertriebenen Ansprüche der Wenigen, welche übrig gebliebenen waren, einige Stockung ein. Es wurden Verordnungen erlassen, welche die Löhne derselben ermäßigten; unerachtet dieser Hilfe kamen die Dinge wieder in's Geleise, weil sie eben am Ende wieder dahin kommen mußten. Von Venedig kam eine andere, etwas vernünftigere Vorschrift: zehnjährige Befreiung von allen persönlichen und dinglichen Lasten für alle Fremden, die

sich in jenem Staate niederließen. Dies war für unsere Leutchen ein neuer Glücksfall.

Ehe ein Jahr nach der Hochzeit verflossen war, kam ein allerliebstes Geschöpf an das Licht; als wenn es gerade dazu erschaffen wäre, um Renzo Gelegenheit zur Erfüllung jenes großmüthigen Gelübdes zu geben, war es ein Mädchen; und man kann sich denken, daß ihm der Name Maria beigelegt wurde. Mit der Zeit kamen dann ich weiß nicht wie viele andere beiderlei Geschlechts; und Agnes hatte vollauf zu thun, sie, eins nach dem andern hin und her zu tragen, indem sie sie kleine Schelme schalt und ihnen Küsse auf's Gesicht drückte, welche einige Zeit weiße Flecke zurückließen. Sie waren alle gutgeartet; und Renzo verlangte, daß alle lesen und schreiben lernen sollten; er sagte, dieweil die Spitzbüberei nun einmal vorhanden sei, so müßten auch sie wenigstens davon Nutzen ziehen.

Das Schönste war, ihn seine Abenteuer erzählen zu hören, und er hörte immer damit auf, daß er die großen Dinge aufzählte, die er dabei gelernt habe, um sich in Zukunft verständiger zu benehmen. „Ich habe gelernt," sagte er, „mich nicht in Aufläufe zu mischen; ich habe gelernt, nicht auf öffentlichen Plätzen zu predigen; ich habe gelernt, die Ellenbogen nicht zu hoch zu erheben; ich habe gelernt, den Klopfer der Hausthüren nicht in die Hand zu nehmen, wenn ringsumher Leute sind, die warme Köpfe haben; ich habe gelernt, mir keine Schelle an den Fuß zu binden, bevor ich nachgedacht habe, was daraus entstehen könne." Und hundert andere Dinge.

Lucia jedoch, nicht als wenn sie die Lehre an sich für falsch erfunden hätte, war davon nicht befriedigt;

es kam ihr, so halb und halb, vor, daß noch etwas daran fehle. Da sie nun das nämliche Lied stets wiederholen hören und jedesmal darüber nachdenken mußte, sagte sie eines Tages zu ihrem Moralisten: „Und ich, ich habe die Leiden nicht aufgesucht, sie sind es, die mich aufgesucht haben. Wenn du nicht etwa sagen wolltest," setzte sie lieblich lächelnd bei, „es sei auch ein dummer Streich von mir gewesen, daß ich dir gut gewesen bin und mich mit dir verlobt habe."

Renzo war darüber anfangs etwas verdutzt. Nach langem Streiten und Forschen kam sie zu dem Resultate, die Leiden kommen allerdings oft, weil man die Veranlassung dazu gegeben habe, aber das vorsichtigste und schuldloseste Betragen genüge nicht, sie ferne zu halten; und wenn sie, ob verschuldet oder unverschuldet, kommen, so versüße sie das Vertrauen auf Gott und mache sie nutzbringend für ein besseres Leben. Diese Entscheidung, wenn gleich nur von gemeinen Leuten gefunden, schien uns so richtig, daß wir sie hier hersetzen zu müssen glaubten, als die Quintessenz der ganzen Geschichte.

Wenn euch diese nicht gänzlich mißfallen hat, so danket es dem, der sie geschrieben, und auch ein wenig dem, der sie aufgefrischt hat. Haben wir euch statt dessen gelangweilt, so denket, es sei nicht absichtlich geschehen.

---

es kam ihr, sie halb und halb vor, daß noch etwas daran fehle. Da sie nun das nämliche ihres Kindes wiederholen hören und jedesmal darüber nachdenken mußte, sagte sie eines Tages zu ihrem Marmottchen: „Und ich, ich habe die Leiden nicht aufgesucht, sie sind es, die mich aufgesucht haben. Wenn du nicht schon lange weißt,“ sagte sie lächelnd dabei, „es sei auch ein dummer Streich von mir gewesen, daß ich dir gut gewesen bin und mich mit dir verliebt habe.“

Frau war darüber anfangs etwas verlegen. Nach langem Streiten und Forschen kam sie zu dem Schlusse, die Leiden kommen allerdings oft, weil man die Veranlassung dazu gegeben habe, aber das vernünftigste und schuldloseste Betragen genüge nicht, sie ferne zu halten; und wenn sie, ob verschuldet oder unverschuldet, kommen, so verfüge sie das Betragen auf Welt und mache sie ungebringend für ein höheres Leben. Diese Entscheidung, wenn gleich nur von gemeinem Verstande gefunden, scheint uns so richtig, daß wir sie hier beyfügen zu müssen glaubten, als die Endresultat der ganzen Geschichte.“

Wenn euch diese nicht gänzlich mißfallen hat, so danket es dem, der sie geschrieben, und auch ein wenig dem, der sie aufgezeichnet hat. Haben wir euch statt dessen gelangweilt, so denket, es sei nicht absichtlich geschehen.

Anhang.

Geschichte der Schandsäule.

Einleitung.

Die Richter, welche im Jahr 1630 zu Mailand einige Leute, die angeklagt worden waren, durch gewisse ebenso schauderhafte, als unsinnige Erfindungen die Pest verbreitet zu haben, waren der Meinung, etwas so Denkwürdiges gethan zu haben, daß sie im Urtheil selbst, nachdem sie, als Zusatz zur Strafe, die Niederreißung des Hauses eines dieser Unglücklichen decretirt hatten, des Weitern noch festsetzten, es solle auf dem leeren Platze eine Säule errichtet werden, welche die Schandsäule heißen und der Nachwelt die Geschichte des Verbrechens und der Strafe überliefern sollte. Sie täuschten sich hierin nicht: jenes Strafurtheil war wirklich denkwürdig.

An einer Stelle der vorstehenden Schrift hat der Verfasser die Absicht ausgesprochen, die Geschichte be-

kannt zu machen, und diese ist es, die er dem Publicum hiemit überreicht, nicht ohne einige Scham, da er weiß, daß von Manchen vorausgesetzt worden ist, es müßte dies zum allerwenigsten ein Werk von großem Umfang und von entsprechender Wichtigkeit sein. Wenn aber das Lächerliche der Enttäuschung auf ihn fallen soll, so sei ihm wenigstens gestattet, zu betheuern, daß er an dem Irrthum keine Schuld trägt, und daß, wenn nun eine Maus zur Welt kömmt, er nicht gesagt habe, daß die Berge kreißen sollten. Er hat blos gesagt, daß eine solche Geschichte als Episode, zu lange sein würde, und daß dieser Gegenstand, wenn gleich schon von einem andern mit Recht berühmten Schriftsteller (osservationi sulla tortura, Bemerkungen über die Folter von Pietro Verri) bearbeitet, von neuem, aber zu einem verschiedenen Endzwecke behandelt, werden könne. Ein kurzer Wink über diese Verschiedenheit wird genügen, um den Grund dieser neuen Arbeit ersichtlich zu machen; man könnte auch sagen den Nutzen, aber dieser hängt vielmehr von der Ausführung als von der Absicht ab.

Pietro Verri nahm sich vor, wie schon der Titel seines Werkchens anzeigt, aus jener Begebenheit einen Beweis gegen die Folter herzunehmen, indem er zeigt, wie diese das Geständniß eines physisch und moralisch unmöglichen Verbrechens habe erpressen können. Und der Beweis war schlagend, wie der Versuch edel und menschenfreundlich.

Allein aus der, wenn auch noch so bündigen Geschichte einer verwickelten Begebenheit, eines großen von Menschen andern Menschen ohne allen Grund zugefügten Unrechts, müssen sich nothwendiger Weise allgemeinere

Betrachtungen von einem, wo nicht so unmittelbaren, darum nicht minder wesentlichen Nutzen ableiten lassen. Ja, wenn man sich blos mit denen begnügt, die vorzugsweise jener besondern Absicht dienen konnten, so läuft man Gefahr, sich von der Thatsache nicht nur einen halbwahren, sondern einen ganz falschen Begriff zu bilden, indem man als Grund derselben die Unwissenheit der Zeiten und die Barbarei der Rechtswissenschaft annimmt und sie wie ein Verhängniß, ein nothwendiges Ereigniß ansieht; das hieße einen schädlichen Irrthum daraus schöpfen, von wo man eine nützliche Belehrung ziehen könnte. Die Unwissenheit in der Naturlehre kann wohl Unzukömmlichkeiten, aber keine Ungerechtigkeiten erzeugen; und eine schlechte Institution wendet sich nicht selbst an. Gewiß, es war keine nothwendige Folge des Glaubens an die Wirksamkeit der pesterzeugenden Salbungen, daß man glaubte, Wilhelm Piazza und Giangiacomo Mora hätten sie angewendet; ebenso wie daraus, daß die Folter gesetzlich bestand, keineswegs folgte, daß man sie gegen alle Angeklagte zur Anwendung brachte, oder daß alle, welche sie erdulden mußten, als schuldig verurtheilt wurden. Eine Wahrheit, die wegen ihrer Handgreiflichkeit abgeschmackt scheinen kann; aber nicht selten gerathen die handgreiflichen Wahrheiten, die sich von selbst verstehen, ganz in Vergessenheit, und davon, daß man diese nicht vergißt, hängt die richtige Beurtheilung jenes grausamen Urtheils ab. Wir haben es zu beleuchten, zu zeigen gesucht, daß jene Richter Unschuldige verurtheilten, daß sie, bei der festesten Ueberzeugung von der Wirksamkeit der Salbungen, und bei einer Gesetzgebung, welche die

Folter zuließ, sie als unschuldig erfinden konnten, und daß sogar, um sie schuldig zu finden, um die Wahrheit, die jeden Augenblick in tausend Gestalten und von tausend Seiten in damals wie jetzt, wie immer, deutlichen Zügen durchleuchtete, von sich zu stoßen, sie ihren Geist beständig anstrengen, zu Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußten, deren Ungerechtigkeit ihnen nicht unbekannt sein konnte. Gewiß wollen wir (dies wäre ein trauriges Beginnen) nicht leugnen, daß die Unwissenheit und die Folter an dem schrecklichen Trauerspiele nicht geringen Antheil hatten: die erstere war eine beklagenswerthe Veranlassung, die letztere ein grausames und wirksames, wenn gleich sicherlich nicht das einzige und hauptsächlichste Mittel dazu. Aber wir glauben, daß es von Wichtigkeit sei, die wahren und wirksamen Ursachen desselben zu erkennen, welche ungerechte Handlungen waren; von was anderem, als von heillosen Leidenschaften erzeugt?

Gott allein kann wissen, welche von diesen mehr, welche weniger im Herzen jener Richter geherrscht und ihren Willen unterjocht habe: ob es der Ingrimm gegen unbegreifliche Gefahren gewesen, der eifrig nach einem Gegenstande spähend, denjenigen ergriff, der sich ihm darbot; der die ersehnte Anzeige erhalten hatte und sie nicht als falsch erfinden wollte; der gesagt hatte: endlich doch! und nicht sagen wollte: Nun können wir wieder von vorne anfangen; der Ingrimm, der durch eine lange Furcht gefühllos gemacht und sich in Haß und Rachsucht gegen die Unglücklichen verwandelt hatte, die ihm zu entwischen suchten; oder ob es die Furcht war, einer allgemeinen ebenso zuversichtlichen

als gewagten Erwartung nicht zu entsprechen; weniger geschickt zu erscheinen, wenn man die Verdächtigten schuldlos finde; das Geschrei des Pöbels dadurch auf sich zu ziehen, daß man es nicht anhöre; vielleicht auch die Furcht vor schwerem öffentlichem Unglück, das etwa daraus entstehen könnte: eine Furcht von weniger scheußlichem Aussehen zwar, aber gleich heillos und nicht minder erbärmlich, wann sie an die Stelle jener edlen und wahrhaft weisen Furcht tritt, der Furcht, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Gott allein hat sehen können, ob jene Gerichtspersonen, als sie Leute eines Verbrechens schuldig erfanden, das gar nicht existirte, das man aber haben wollte *), eher Mitschuldige, oder Diener einer Menge gewesen, die, nicht von Unwissenheit, sondern von Bosheit und Wuth verblendet, durch jenes Geschrei die bestimmtesten Vorschriften des göttlichen Gesetzes verletzte, dessen Befolgung sie sich rühmte. Aber die Lüge, der Mißbrauch der Gewalt, die Verletzung der bekanntesten hergebrachten Gesetze und Vorschriften, der Gebrauch doppelten Maßes und Gewichts sind Dinge, die auch von Menschen in menschlichen Handlungen erkannt werden können; und wenn man sie erkannt hat, kann man sie nichts anderem zuschreiben, als den verführerischen Leidenschaften des Willens; und, um die materiell ungerechten Handlungen jenes Gerichts zu erklären, könnte man keine natürlicheren und weniger betrübenden auffinden, als jenen Ingrimm und jene Furcht.

Solche Ursachen waren indeß leider nicht einem

---

*) Ut mos vulgo, quamvis falsis reum subdere. Tacit. Ann. I. 39.

Zeitalter ausschließlich eigen, noch auch geschah es blos aus Veranlassung von Irrthümern in der Naturlehre und vermittelst der Folter, daß jene Leidenschaften, wie alle andern, Menschen, die gewiß keine Bösewichter von Profession waren, schlechte Handlungen begehen ließen, sei es nun bei Aufsehen erregenden öffentlichen Begebenheiten, sei es in unbekannt gebliebenen Privatverhältnissen. „Wenn die Folter in Folge der schauderhaften Thatsachen, die ich euch vor Augen legen werde," sagte der obbelobte Schriftsteller, „nur einmal weniger zur Anwendung kommt, so wird das schmerzliche Gefühl, das ich empfinde, wohl angewendet sein, und die Hoffnung, dies zu bewirken, ist mir Lohns genug *)." Indem wir den geduldigen Lesern vorschlagen, ihren Blick von Neuem auf schon bekannte Greuel zu richten, glauben wir, daß es nicht ohne einen neuen und bedeutenden Nutzen sein werde, wenn der Zorn und der Abscheu, den man darüber jedesmal empfinden muß, sich vorzugsweise auch gegen Leidenschaften kehren werden, die man zwar nicht wie falsche Systeme verbannen, noch wie schlechte Einrichtungen abschaffen, aber minder mächtig und minder unglückbringend machen kann, wenn man sie in ihren Wirkungen erkennt und sie tödtlich haßt.

Und wir tragen kein Bedenken, hinzuzufügen, daß inmitten der schmerzlichsten Gefühle auch etwas tröstlich sein könne. Wenn wir in einer Masse von grausamen Thaten des Menschen gegen den Menschen eine Wirkung der Zeiten und der Umstände zu sehen glauben, so

*) Verri osservationi sulla tortura §. VI.

fühlen wir zugleich mit dem Abscheu und selbst mit dem Mitleid eine Entmuthigung, eine Art von Verzweiflung. Wir meinen, die menschliche Natur durch von ihrer Willkür unabhängige Gründe zum Bösen unwiderstehlich hingetrieben, in einem bösen, beängstigenden Traume wie gebunden zu sehen, aus welchem sich aufzurütteln sie kein Mittel hat, dessen sie nicht einmal gewahr wird. Wir halten die Entrüstung für unvernünftig, welche von freien Stücken gegen die Urheber jener Unthaten in uns entsteht, und doch scheint sie uns zu gleicher Zeit edel und heilig: der Schauder bleibt und die Schuld verschwindet; und, indem wir einen Schuldigen suchen, um gegen ihn mit Recht zürnen zu können, sieht sich der Gedanke mit Schrecken dahin gebracht, zwischen zwei Gotteslästerungen, die beide Wahnsinn sind, hin und her zu schwanken: die Vorsehung zu leugnen oder sie anzuklagen. Wenn man aber, aufmerksamer auf jene Thaten hinschauend, daran eine Ungerechtigkeit entdeckt, welche auch von jenen gesehen werden konnte, die sie begingen, wenn man daran eine Uebertretung der auch von ihnen angenommenen Vorschriften wahrnimmt, wenn man Handlungen sehen muß, die nicht nur jenem Maße des Wissens, das zu ihrer Zeit gang und gebe war, gerade entgegenstanden, sondern das sie selbst in ähnlichen Umständen zu besitzen bewiesen hatten, so ist es ein Trost, zu denken, daß, wenn sie nicht wußten, was sie thaten, dies darum war, weil sie es nicht wissen wollten, und wegen jener Unwissenheit, die der Mensch nach Belieben annimmt oder ablegt, und die keine Entschuldigung, sondern eine Verschuldung ist; es ist ein Trost, zu denken, daß man gezwungener Weise

wohl das Opfer, nicht aber der Urheber solcher Handlungen sein könne.

Ich habe jedoch nicht sagen wollen, daß der obgenannte berühmte Schriftsteller unter den Greueln jenes Urtheils die persönliche freiwillige Ungerechtigkeit der Richter durchaus nicht sehe. Ich habe blos sagen wollen, daß er sich nicht vorgenommen hatte, zu beobachten, welchen und einen wie großen Antheil sie daran hatte, und noch viel weniger zu beweisen, daß sie die hauptsächlichste, oder um mich richtiger auszudrücken, die einzige Ursache davon gewesen sei. Und nun setze ich hinzu, daß er dies nicht hätte thun können, ohne seiner Hauptabsicht zu schaden. Die Vertheidiger der Folter (denn die unsinnigsten Einrichtungen haben deren, so lange sie noch nicht ganz todt sind, und oft auch nachher, aus demselben Grunde, weßhalb sie haben bestehen können) hätten darin eine Rechtfertigung derselben gefunden. — Seht ihr? — hätten sie gesagt, — die Schuld liegt am Mißbrauch, nicht an der Sache. Wahrlich es wäre eine seltsame Rechtfertigung einer Sache, zu zeigen, daß sie auf jeden Fall unsinnig sei, und in irgend einem einzelnen Falle den Leidenschaften zum Werkzeuge habe dienen können, um unsinnige und gräßliche Thaten zu begehen. Aber die verrannten Meinungen verstehen es so. Auf der andern Seite würden jene, die, wie Verri, die Abschaffung der Tortur verlangten, unzufrieden gewesen sein, wenn man diese Sache mit Unterscheidungen verwirrt, und dadurch, daß man die Schuld auf Anderes schob, den Abscheu vor der Folter vermindert hätte. So geschieht es wenigstens gewöhnlich, daß derjenige, welcher eine bestrittene Wahr-

heit in's Licht stellen will, in den Anhängern, wie in den Gegnern ein Hinderniß findet, sie in ihrer unverfälschten Gestalt darzulegen. Es ist wahr, daß ihm noch jene große Masse von unpartheiischen, vorurtheilsfreien, leidenschaftslosen Menschen bleibt, die aber keine Lust haben, sie unter irgend einer Gestalt kennen zu lernen.

Was die Materialien anbelangt, die wir benützt haben, um diese kurzgefaßte Geschichte zusammenzutragen, so müssen wir vor Allem sagen, daß die von uns angestellten Nachforschungen, um den Originalproceß zu entdecken, obgleich sie von der freundlichsten und thätigsten Mitwirkung erleichtert und unterstützt wurden, nur dazu gedient haben, uns immer mehr zu überzeugen, daß er unwiederbringlich verloren gegangen ist. Von einem guten Theil ist jedoch noch eine Abschrift übrig geblieben, und damit ist es folgendermaßen zugegangen.

Unter jenen unglücklichen Angeklagten befand sich, und leider durch die Schuld eines derselben, ein hochgestellter Mann, Don Giovanni Gaetano de Padilla, Sohn des Festungskommandanten von Mailand, Ritter von Sant Jago und Cavallerie-Capitän, welcher seine Vertheidigung drucken und mit einem Aktenauszug belegen lassen konnte, der ihm als einem vor Gericht gezogenen Angeklagten mitgetheilt worden war. Jene Richter dachten damals gewiß nicht daran, daß sie von einem Buchdrucker ein bewährteres, dauerhafteres Denkmal errichten ließen, als jenes war, das sie einem Baumeister übertragen hatten.

Von diesem Auszug existirt noch eine andere, an einigen Stellen spärliche, an andern reichhaltige Abschrift,

die dem Grafen Pietro Verri angehörte, und von seinem würdigen Sohne, dem Grafen Gabriel, mit liberaler, nachsichtiger Artigkeit zu unserer Verfügung gestellt wurde. Es ist jene, die der berühmte Schriftsteller bei der Ausarbeitung seines Werkes benutzte, und sie ist mit Randbemerkungen versehen, flüchtigen Betrachtungen und plötzlichen Stoßseufzern eines schmerzlichen Mitleids und heiliger Entrüstung. Sie trägt den Titel: Summarium offensivi contra Don Joannem Cajetanum de Padilla; es finden sich darin viele Sachen weitläufig auseinander gesetzt, von welchen in dem gedruckten Auszug nur eine Andeutung steht; am Rande sind die Zahlen der Seiten in den Originalakten angeführt, welchen die verschiedenen Bruchstücke entnommen sind; auch ist sie voll lateinischer Anmerkungen, die jedoch alle den Charakter des Textes an sich tragen: Detentio morae; descriptio Domini Joannis; adversatur commissario, inverisimile; subgestio, und dergleichen; dies waren augenscheinlich Punkte, die vom Rechtsfreunde Padilla's zum Zwecke der Vertheidigung angestrichen worden waren. Aus alle dem scheint es mir höchst wahrscheinlich, daß es eine wörtliche Abschrift des authentischen Auszugs gewesen, der dem Vertheidiger mitgetheilt worden war; und daß dieser, als er ihn drucken ließ, verschiedenes als minder wichtig ausgelassen und bei anderem sich begnügt habe, es blos anzudeuten. Aber wie mag es kommen, daß sich in dem gedruckten Auszuge einige Stellen befinden, welche in dem geschriebenen fehlen? Wahrscheinlich durfte der Vertheidiger die Akten nochmals einsehen, und traf eine

zweite Auswahl desjenigen, was er für die Sache seines Klienten für ersprießlich hielt.

Aus diesen beiden Auszügen haben wir natürlich das Meiste ausgehoben, und da der erste, der sonst sehr selten war, vor kurzer Zeit wieder gedruckt wurde, so kann der Leser, wenn es ihm Freude macht, die Stellen, welche wir dem geschriebenen entnommen haben, damit vergleichen.

Auch die obgenannte Vertheidigung hat uns verschiedene Thatsachen und Stoff zu mancher Bemerkung geliefert. Und da sie nie wieder gedruckt wurde, und die Exemplare sehr selten sind, so werden wir nicht ermangeln, sie anzuführen, so oft wir Gelegenheit haben werden, von ihr Gebrauch zu machen.

Endlich haben wir Manches aus den wenigen und vereinzelten amtlichen Urkunden herausfischen können, die aus jenem Zeitraume der Verwirrung und Verschleuderung übrig geblieben sind, und in dem in vorstehendem Werke mehr als einmal citirten Archive aufbewahrt werden. — Wir haben geglaubt, daß nach der gedrängten Geschichte des Processes eine noch kürzere Geschichte der Meinung, welche über denselben bis auf Verri, das heißt, ungefähr ein und ein halbes Jahrhundert lange geherrscht hat, nicht am unrechten Platz sein würde. Ich meine die in Büchern ausgesprochene Meinung, welche zum größten und großen Theil die einzige ist, die die Nachkommen haben kennen lernen können; und sie hat in jedem Falle ihre besondere Wichtigkeit. In unserm Jahrhunderte schien es etwas Sonderbares zu sein, zu sehen, wie von einer Reihe von Geschichtschreibern einer hinter dem andern her gehen

konnte, wie die Schafe des Dante, ohne daran zu denken, über eine Thatsache sich zu erkundigen, von welcher sie sprechen zu müssen glaubten. Ich sage nicht: etwas Belustigendes; denn wenn man jenen grausamen Kampf und jenen schauderhaften Sieg des Irrthums über die Wahrheit und der übermächtigen Wuth gegen die schutzlose Unschuld gesehen hat, so können jene Worte zur Bekräftigung und zur Anpreisung des Irrthums, von wem sie auch kommen mögen, jenes zuversichtliche Betheuern auf den Grund eines so gedankenlosen Glaubens hin, jene Schmähungen gegen die Opfer, jene verkehrte Entrüstung nur Unlust, ich möchte fast sagen, nur Wuth erregen. Aber eine solche Unlust hat auch ihren Vortheil, indem sie den Abscheu und das Mißtrauen gegen jenen alten, noch jetzt nicht gehörig in Mißkredit gekommenen Gebrauch steigert, nachzubeten, ohne zu prüfen, und wenn man uns diesen Ausdruck hingehen lassen will, dem Publikum immer von dem gleichen Weine und zuweilen von dem einzuschenken, der ihm bereits zu Kopf gestiegen ist.

Zu diesem Ende hatten wir uns zuerst vorgenommen, dem Publikum die Sammlung aller Urtheile über jenes Trauerspiel vorzusetzen, die wir in den verschiedenen Schriften hatten auftreiben können. Da wir aber befürchten mußten, seine Geduld allzusehr auf die Probe zu setzen, so haben wir uns auf wenige Schriftsteller beschränkt, von denen keiner ganz unbekannt, die meisten berühmt sind: das heißt auf jene, deren Irrthümer sogar belehrender sind, wann sie nicht mehr ansteckend sein können.

Geschichte der Schandsäule.

I.

Am Morgen des 21sten Juni 1630 gegen halb fünf Uhr sah ein gemeines Weib, Namens Katharina Rosa, die sich unglücklicher Weise an dem Fenster eines Bogenganges befand, der damals am Eingang in die Straße Vetra de Cittadini stand, auf jener Seite, die zum Corso des Tessiner Thores führt (ungefähr den Säulen des heiligen Laurentius gegenüber) einen Mann daherkommen, mit einem schwarzen Kapuzmantel, den Hut tief in die Stirne gedrückt und mit einem Papier in der Hand, auf welches, sagt sie in ihrer protocollarischen Aussage, er die Hände legte, so daß es schien, er schreibe. Es fiel ihr auf, daß er beim Eintritt in die Straße sich nahe an die Mauer der Häuser machte, daß er gleich darauf um die Ecke bog, und daß er von Stelle zu Stelle die Hände hinter sich an der Mauer herzog. Nun, fügte sie hinzu, kam mir der Gedanke, ob er vielleicht einer von denen sein möchte, die in den jüngst vergangenen Tagen die Mauern gesalbt hatten. Von einem solchen Verdachte ergriffen, ging sie in ein anderes Zimmer, von wo aus man die Straße übersehen konnte, um den Unbekannten im Auge zu behalten, der in der Straße fortging; und ich sah, sagt sie, daß er die besagte Mauer mit der Hand berührte.

An dem Fenster eines Hauses in derselben Straße stand eine andere Zuschauerin, Namens Ottavia Bono, von welcher man nicht zu sagen weiß, ob sie den gleichen thörichten Verdacht schon von Anfang an und aus sich, oder erst dann gefaßt habe, nachdem die andere die ganze Stadt in Aufruhr versetzt hatte. Gleichfalls verhört, gibt sie an, ihn vom ersten Augenblicke an gesehen zu haben, als er die Straße betrat. Sie thut aber keine Erwähnung davon, daß er im Gehen die Mauern berührt habe. Ich sah, sagt sie, daß er am Ende der Gartenmauer des Hauses delli Crivelli stehen blieb . . . und sah, daß dieser Mann ein Papier in der Hand hatte, auf welches er seine rechte Hand legte, so daß es mir schien, als wolle er schreiben; dann sah ich, daß er die Hand vom Papier wegnahm, und sie an die besagte Gartenmauer anstrich, wo etwas weißes war. Es geschah wahrscheinlich, um sich die von der Tinte beschmutzten Finger abzuwischen, weil er wirklich geschrieben zu haben scheint. Und in der That, als er Tags darauf in dem mit ihm abgehaltenen Verhöre gefragt wurde, ob er die Geberden, die er an jenem Morgen gemacht, des Schreibens wegen gemacht habe, antwortete er: ja, Herr. Was das so nahe an der Wand gehen betrifft, so geschah es, wenn eine solche Handlung je eines Grundes bedürfte, weil es gerade regnete, wie jene Katharina selbst andeutete, aber nur um nachstehende Folgerung daraus zu ziehen: gestern, da dieser die Geberden des Salbens machte, regnete es, und er muß gerade die regnerische

Witterung gewählt haben, damit er mehreren Personen die Kleider einsalben könne, weil sie bedeckt umhergingen.

Nach dem Stehenbleiben kehrte er wieder um, ging den nämlichen Weg zurück, gelangte an die Ecke, und war im Begriff, zu verschwinden; als, zum weitern Unglück, ihm Jemand begegnete, der in die Straße einbog und ihn grüßte. Jene Katharina, die, um, so lange sie konnte, hinter dem Salber her zu bleiben, an das vorige Fenster zurückgelaufen war, fragte den andern, wer der Mann sei, den er gegrüßt habe. Dieser, der, wie er in der Folge angab, ihn vom Sehen kannte, aber seinen Namen nicht wußte, sagte, was er wußte, daß es ein Gesundheits-Commissär sei. Und ich sagte dem guten Freund, fährt Katharina in ihrer Aussage fort, es ist deßwegen, weil ich den Mann gewisse Geberden habe machen sehen, die mir gar nicht gefallen. Gleich darauf wurde die Sache ruchbar, das heißt, sie war es, wenigstens vorzugsweise, die sie aussprengte; und die Leute kamen aus ihren Häusern heraus, und man sah die Mauern mit einer gewissen Salbe beschmiert, die fett zu sein schien, und in's Gelbe fiel; und besonders sagten es die Leute des Tradate, daß sie die Wände ihres Hausgangs ganz vollgeschmiert angetroffen hätten. Das andere Weib sagte dasselbe aus. Befragt, ob sie wisse, zu welchem Zwecke der Mann mit seiner Hand über die Mauer hingefahren sei, antwortete sie: nachher traf man die

Mauern gesalbt, besonders in der Thür des Tradate.

Und bei Dingen, die man in einem Roman als unwahrscheinlich bezeichnet hätte, die aber die Verblendung der Leidenschaft hinlänglich erklärt, kam es weder der einen, noch der andern in den Sinn, daß, obgleich sie, besonders die erstere, den Weg, den jener Mann in der Straße gemacht, Schritt für Schritt beschrieben, sie doch nicht hatten sagen können, daß er in den befraglichen Gang hineingetreten sei: es schien ihnen gar nicht auffallend, daß er, weil er doch, um eine solche Arbeit zu verrichten, hatte warten wollen, bis die Sonne aufgegangen, dabei gar nicht vorsichtig zu Werke ging, und nicht wenigstens mit einem Blicke nach den Fenstern sah; noch, daß er ganz ruhig auf dem nämlichen Wege zurückging, als wenn es Brauch bei Verbrechern wäre, sich länger, als nöthig, am Orte des Verbrechens aufzuhalten; noch daß er ungefährdet mit einem Stoffe handthire, der die Leute tödte, deren Kleider damit beschmiert würden; noch viele andere gleich seltsame Unwahrscheinlichkeiten. Aber das Auffallendste und Gräßlichste ist, daß sie auch dem Untersuchungsrichter nicht als solche Unwahrscheinlichkeiten erschienen, und daß er kienerlei Erläuterungen begehrte. Oder wenn er welche verlangte, so würde es noch schlimmer sein, daß er in den Akten davon gar keine Erwähnung machte.

Die Nachbarn, die der Schrecken wer weiß wie viele Unflätherereien entdecken ließ, welche sie wahrscheinlich wer weiß wie lange schon unter den Augen gehabt hatten, ohne darauf zu achten, machten sich über Kopf und Hals daran, sie mit angezündetem Stroh wegzu-

sengen. Dem Barbier Giangiacomo Mora, der an der Ecke wohnte, schien es, daß die Mauern seines Hauses, wie die übrigen gesalbt seien. Und er wußte nicht, der Unglückliche, welche andere Gefahr ihm von eben diesem gleichfalls unglücklichen Commissär bevorstand.

Die Erzählung der Frauen wurde sogleich mit neuen Umständen bereichert; und vielleicht war auch die, welche sie sogleich den Nachbarsleuten zutrugen, nicht in allem derjenigen gleich, die sie später dem Präsidenten des Criminalgerichts machten. Als der Sohn jenes armen Mora später gefragt wurde, ob er wisse, oder gehört habe, in welcher Weise der besagte Commissär die besagten Mauern und Häuser besalbt habe, antwortete er: ich habe gehört, daß ein Weib, eine von denen, welche über jenem Bogengange wohnen, der über die genannte Straße Vetra hinläuft, ich weiß nicht, wie sie heißt, gesagt habe, daß der besagte Commissär mit einer Feder gesalbt habe, indem er ein Gefäß in der Hand gehalten. Es könnte ganz wohl sein, daß jene Katharina von einer Feder gesprochen hätte, die sie in der Hand des Unbekannten gesehen hatte; und Jedermann erräth leicht, was das andere gewesen sein mag, was sie ein Gefäß getauft hatte; denn in einem Gehirne, das nichts sah als Salbungen, mußte eine Feder eine unmittelbarere und engere Beziehung zu einer Salbenbüchse haben, als zu einem Dintenzeug.

Aber leider ging in jenem Aufruhr von Schwatzereien ein wahrer Umstand nicht verloren, daß nämlich der Mann ein Gesundheits-Commissär gewesen; und mit

dieser Anzeige fand sich dann bald heraus, daß es ein Wilhelm Piazza gewesen, Schwiegersohn der Gevatterin Paola, welche eine in jener Umgebung sehr bekannte Hebamme gewesen sein mußte. Diese Nachricht verbreitete sich immer weiter und weiter in den andern Vierteln, und wurde wohl von Leuten dahin gebracht, die im Augenblick des Durcheinander zufällig da vorübergegangen sein mochten. Einige dieser Reden wurden dem Senate hinterbracht, der dem Gerichtsvorstande befahl, sich sogleich an Ort und Stelle zu verfügen, um Erkundigungen einzuziehen und nach Beschaffenheit der Umstände einzuschreiten.

Es ist dem Senate angezeigt worden, daß gestern Morgen die Mauern und Thüren der Häuser in der Straße Vetra de Cittadini mit todbringenden Salben beschmiert worden sind, sagte der Gerichtsvorstand zu dem Criminalnotar, den er bei seiner Sendung mit sich nahm. Und mit diesen Worten, schon voll einer beweinenswerthen Zuversicht, die ohne berichtiget zu werden, aus dem Munde des Volks in jenen der Gerichtspersonen übergegangen waren, beginnt der Proceß.

Beim Anblick dieser festen Ueberzeugung, dieser thörichten Furcht vor einem hirngespenstischen Anschlag kann man nicht umhin, sich an das zu erinnern, was vor wenigen Jahren zur Zeit der Cholera in verschiedenen Theilen Europa's ähnliches sich zutrug. Nur daß diesmal die unterrichteten Leute, mit einiger Ausnahme, diesen unglückseligen Glauben nicht theilten, ja größtentheils ihr Möglichstes thaten, um ihn zu bekämpfen; und es hätte sich kein Gericht gefunden, das die Hand

gegen Beschuldigte dieser Gattung ausgestreckt hätte, es wäre denn gewesen, um sie der Wuth des Pöbels zu entreißen. Dies ist gewiß ein großer Fortschritt; wenn er aber auch noch größer wäre, wenn man gewiß sein könnte, daß bei einer derartigen Veranlassung Niemand mehr derartige Anschläge sich träumen ließe, so sollte man darum nicht glauben, daß die Gefahr vor Gefahren, ähnlich in der Art, wenn auch nicht im Gegenstande, ganz weggefallen sei. Der Mensch kann sich irren, bei viel weniger Schwärmerei, sich schrecklich irren. Jener Verdacht und jene Erbitterung entstehen gleichermaßen aus Veranlassung von Uebeln, welche recht wohl durch menschliche Bosheit verursacht sein können, und es manchmal wirklich sind; und der Verdacht und die Erbitterung, wenn sie nicht von der Vernunft beherrscht werden, haben die traurige Wirkung, auf nichtige Anzeigen und leichtsinnige Versicherungen hin Unglückliche als Verbrecher erscheinen zu lassen. Ich will ein gleichfalls nicht ferne liegendes Beispiel anführen, das der Cholera kurze Zeit vorausging; als die Feuersbrünste in der Normandie so häufig geworden waren, was brauchte es da viel, daß ein Mensch vom Volke sogleich für den Urheber angesehen wurde; er durfte nur unbekannt sein, und keine genügende Auskunft über sich geben: was doppelt schwer, wenn der Befragte erschrocken ist, und die Frager in Wuth sind; er durfte nur von einem Weibe, die eine Katharina Rosa sein konnte, oder von einem Knaben angezeigt werden, der, selbst als Werkzeug fremder Bosheit verdächtig geworden und hart bedrängt zu sagen, wer ihn ausgesendet habe, Feuer einzulegen, auf's Gerathewohl den nächsten besten Namen nennt.

Glücklich die Geschwornen, vor welchen solche Angeschuldigten erschienen (denn mehr als einmal vollzog das Volk von sich aus das selbst gesprochene Urtheil); glücklich jene Geschworenen, wenn sie mit der festen Ueberzeugung in ihren Saal eintreten konnten, daß sie noch nichts wüßten, wenn ihnen auch nicht ein Nachhall des Lärms von Außen in der Erinnerung blieb, wenn sie dachten, nicht, daß sie das Land seien, wie man oft mit einer jener Phrasen die den eigenthümlichen und wesentlichen Charakter der Sache aus dem Gesichte verlieren lassen, oder mit einer unglückseligen und grausamen Redefigur sagt, „das Land habe sich in diesem Falle schon ein Urtheil gebildet,“ da es doch dazu die Mittel nicht besaß; sondern daß sie Männer seien, ausschließlich betraut mit der heiligen, nothwendigen, fürchterlichen Vollmacht, zu entscheiden, ob andere Menschen schuldig oder unschuldig seien.

Die Person, die dem Gerichtsvorstand als jene bezeichnet worden war, die Auskunft zu geben wüßte, konnte nichts Anderes angeben, als daß sie am Tage zuvor, als sie durch die Vetrastraße ging, die Wände habe absengen sehen, und sagen hören, daß sie an jenem Morgen von dem Eidam der Hebamme Paola seien gesalbt worden. Der Gerichtsvorstand und der Notar verfügten sich in jene Straße; und sie sahen wirklich beräucherte Mauern, und eine, jene des Barbiers Mora, frisch beweißt. Und auch ihnen wurde von verschiedenen, die sich dort befunden haben, gesagt, daß dies geschehen sei, und daß sie gesehen hätten, daß sie gesalbt gewesen; wie auch von dem besagten Herrn Gerichtsvorstand und von mir, dem

Notar, schrieb dieser, an den versengten Stellen einige Zeichen eines schmierigen Stoffes gesehen worden sind, der gelblich aussah, und wie mit den Fingern aufgetragen war. Welche Aufnahme eines Thatbestands!

Es wurde auch eine Frau aus dem Hause der Tardati verhört, welche angab, sie habe die Wände des Ganges mit einem gewissen gelben Dinge reichlich angeschmiert angetroffen. Die beiden Weiber, deren Angabe wir bereits berichtet haben, wurden auch vernommen, und manche andere Leute, die in Beziehung auf die Thatsache nichts Neues hinzufügten; unter andern auch der Mann, der den Commissarius gegrüßt hatte. Des weitern befragt, ob er beim Durchgehen der Straße Vetra de Cittadini die beschmierten Mauern gesehen habe, antwortete er: ich habe nicht darauf geachtet, weil man bis dahin noch nichts von der Sache gesprochen hatte.

Es war schon der Befehl ergangen, den Piazza zu verhaften, und dazu gehört nicht viel. An demselben Tage, den 22sten, berichtet .... der Fußknecht von der Compagnie des Häscher-Hauptmanns dem vorgenannten Herrn Vorstand, der noch in der Kutsche saß, er gehe nach seiner Wohnung, da er, als er am Hause des Herrn Senators Monti, Präsidenten des Gesundheitsraths, vorübergegangen, vor der Hausthür den oberwähnten Commissär Guglielmo angetroffen und in Vollziehung er-

haltenen Auftrags ins Gefängniß abgeführt habe.

Den Umstand zu erklären, daß die Sicherheit des Unglücklichen die vorgefaßte Meinung der Richter keineswegs verminderte, dazu reicht gewißlich die Unwissenheit der Zeiten nicht hin. Sie hielten die Flucht eines Angeschuldigten für eine Anzeige der Schuld; daß sie nun dadurch nicht auf den Gedanken gebracht wurden, es müsse die Unterlassung der Flucht unter solchen Umständen eine Anzeige des Gegentheils sein! Aber es wäre lächerlich, zu beweisen, daß Menschen Dinge sehen konnten, die man gar nicht übersehen kann, wohl aber kann man sie absichtlich nicht sehen.

Sogleich wurde bei Piazza eine Haussuchung vorgenommen, alles wurde durchsucht, in omnibus arcis, capsis, scriniis, cancellis sublectis, um zu sehen, ob Salbengefäße oder Geld vorhanden sei, und man fand nichts: nihil penitus compertum fuit. Aber das half ihm auch nichts, wie man leider aus dem ersten Verhöre sieht, das durch den Gerichtsvorstand unter Beihilfe eines Beisitzers, wahrscheinlich vom Gesundheitsrathe, mit ihm abgehalten wurde.

Er wurde über sein Gewerbe, über seine gewöhnlichen Verrichtungen, über die Gänge, die er Tags zuvor gemacht, über die Kleidung, die er getragen habe, befragt; schließlich stellte man noch die Frage: ob er wisse, daß man einige Besudelung an den Mauern der Häuser in der Stadt, besonders beim Tessiner Thor vorgefunden habe. Er antwortete: das ist mir nicht bekannt, weil ich mich beim Tessiner Thore nicht aufzuhalten

pflege. Man entgegnete ihm, das sei nicht wahrscheinlich; man wollte ihm beweisen, daß er es wissen müsse. Auf vier wiederholte Fragen antwortete er, in andern Ausdrücken, viermal das nämliche. Man ging auf einen andern Gegenstand über, aber nicht mit einer andern Absicht: denn wir werden nachher sehen, mit welcher grausamen Bosheit man auf dieser angeblichen Unwahrscheinlichkeit beharrte und irgend einer andern nachjagte.

Unter den Thatsachen vom vorigen Tage, von denen Piazza gesprochen hatte, war auch die, daß er mit den Abgeordneten eines Kirchspiels zusammen gewesen sei (dies waren Edelleute, die in jedem derselben vom Gesundheitsrathe aufgestellt waren, um in diesem Bezirk herumzugehen und die Vollziehung seiner Anordnungen zu überwachen). Er wurde befragt, wer diejenigen seien, mit denen er zusammen gewesen; er antwortete: er kenne sie blos vom Sehen und nicht dem Namen nach. Und auch jetzt wurde ihm gesagt: es sei nicht wahrscheinlich. Schreckliches Wort: um dessen Bedeutung zu begreifen, sind allgemeine Bemerkungen über das Verfahren der Criminalgerichte in jenen Zeiten nöthig, die leider nicht sehr kurz werden sein können.

II.

Dieses Verfahren richtete sich hauptsächlich, wie Jedermann weiß, hier, wie beinahe in ganz Europa, nach dem Ansehen der Schriftsteller, aus dem sehr einfachen Grund, weil bei sehr vielen Fällen gar nichts

vorhanden war, wornach man sich hätte richten können. Es waren zwei natürliche Folgen des Nichtvorhandenseins einer Sammlung von Gesetzen, die einen allgemeinen Endzweck hatten, daß die Ausleger sich zu Gesetzgebern aufwarfen, und als solche nahezu anerkannt wurden; denn wenn das, was noth thut, nicht von denen gethan wird, denen es obläge, oder nicht so gethan wird, daß es dienlich ist, so entsteht gleicherweise bei den einen der Gedanke, es zu thun, bei den andern die Neigung, es anzunehmen, wer immer auch es gethan habe. Das Verfahren ohne Vorschrift ist das mühseligste und schwerste Handwerk auf der Welt.

Die Statuten von Mailand, zum Beispiel schrieben für die Befugniß, Jemand zu foltern, keine andere Regel und Bedingung vor, als daß die Anklage durch das Gerücht bestätigt werde, das Verbrechen die Todesstrafe nach sich ziehe, und daß Anzeigen vorhanden seien; *) ohne jedoch zu sagen, welche. Das römische Recht, das in Fällen zur Anwendung kam, welche die Statuten nicht vorgesehen hatten, sagt es gleichfalls nicht, obwohl es mehr Worte braucht. „Die Richter sollen mit der Tortur nicht anfangen, sondern sich zuerst der wahrscheinlichen und scheinbaren Beweise bedienen, und wenn sie von diesen, als gleichsam sichern Anzeigen geleitet, zur Folter schreiten zu müssen glauben, um die Wahrheit zu entdecken, so mögen sie es thun, wann der Stand der Person es gestattet. **)" Ja, auch in die-

*) Statuta criminalia; rubrica generalis de forma citationis in criminalibus, de tormentis, seu quaestionibus.

**) Cod. l. 9. Tit. 41. de quaest. l. 8.

sen Gesetzen ist die Beurtheilung der Art und des Werthes der Indicien ausdrücklich dem Ermessen des Richters überlassen: ein Ermessen, das in der Folge in den mailändischen Statuten gleichfalls als sich von selbst verstehend angenommen wurde.

In den sogenannten neuen Constitutionen, die auf Befehl Karls V. erlassen wurden, ist die Folter gar nicht genannt; und von diesen an bis zum Zeitpunkte unseres Processes und lange Zeit nachher finden sich gleichwohl, und zwar in großer Zahl, gesetzgeberische Akte, in denen sie als Strafe angedroht ist; kein einziger aber, in dem die Befugniß, sie als Beweismittel zu gebrauchen, geregelt worden wäre.

Und auch hievon sieht man leicht den Grund: die Wirkung war Ursache geworden; der Gesetzgeber hatte hier wie anderwärts, besonders für das, was wir Criminalverfahren nennen, ein Ergänzungsmittel gefunden, das die Nothwendigkeit seiner Zustimmung nicht nur weniger fühlbar machte, sondern beinahe ganz vergessen ließ. Hauptsächlich seit der Zeit, da die einfachen Erläuterungen des römischen Rechts abzunehmen, und die nach einer mehr unabhängigen Ordnung verfaßten Werke, sei's über das ganze Strafverfahren, sei's über diesen oder jenen einzelnen Punkt, häufiger zu werden begannen, behandelten die Schriftsteller die Materie nach einer umfassendern Methode und zugleich mit einer genauen Bearbeitung der Theile; sie vervielfältigten die Gesetze dadurch, daß sie sie auslegten, deren Anwendung nach der Analogie auf andere Fälle ausdehnten und aus besondern Gesetzen allgemeine Regeln abstrahirten; und wann dies nicht genügte, so ergänzten sie dieselben mit

den ihrigen, mit jenen Regeln, die ihnen mit der Vernunft, mit der Billigkeit, mit dem Naturrecht mehr übereinzustimmen schienen, bald einträchtig, sogar sich copirend und wechselseitig sich auf einander beziehend, bald in ihren Meinungen von einander abweichend. Und die Richter, Gelehrte und einige selbst Schriftsteller in dieser Wissenschaft, hatten beinahe in jedem Falle und in jedwedem Umstand eines Falles Entscheidungen zur Hand, denen sie folgen, die sie auswählen konnten. Das Gesetz, sage ich, war eine Wissenschaft geworden; ja der Wissenschaft, das heißt, dem von ihr ausgelegten römischen Rechte, jenen alten Gesetzen der verschiedenen Länder, die das Studium und das wachsende Ansehen des römischen Rechts nicht in Vergessenheit gebracht hatte, und die gleichfalls von der Wissenschaft erläutert worden waren, dem von ihr gebilligten Gewohnheitsrechte, ihren in Gewohnheitsrecht übergegangenen Vorschriften wurde beinahe einzig der Name Gesetz beigelegt; die Akten der obersten Staatsgewalt hießen Erlasse, Verordnungen, Bekanntmachungen und wie die Namen sonst heißen mochten; und mit ihnen war ein gewisser Begriff des Gelegenheitlichen, Zeitweisen verknüpft. Um ein Beispiel anzuführen, so galten die Bekanntmachungen der Statthalter von Mailand, deren Amtsbefugniß auch gesetzgeberisch war, nur so lange das Regiment ihrer Urheber dauerte; und die erste Amtshandlung des Nachfolgers war, sie provisorisch zu bestätigen. Jedes Gridario, wie sie es nannten, war eine Art prätorischen Edicts, ein bischen auf einmal und bei verschiedenen Veranlassungen verfaßt; die Wissenschaft dagegen schaffte immer und schaffte an allem; sie modificirte sich, aber

unmerklich; sie hatte zu Lehrern immer jene, welche Anfangs ihre Schüler gewesen waren; sie war, möchte ich beinahe sagen, eine beständige Revision, und theilweise eine beständige Compilation der zwölf Tafeln, die einem beständigen Decemvirate anvertraut oder überlassen war.

Diese so allgemeine und so andauernde Einwirkung von Privatleuten auf die Gesetze wurde nachmals, da man die Schicklichkeit und zugleich die Möglichkeit einsah, sie abzuschaffen, wenn man neue, vollständigere bestimmtere und geordnetere Gesetze mache, wurde, sage ich, und wird noch als eine auffallende und für die Menschheit traurige Thatsache angesehen, besonders im Strafrecht, und noch weit mehr im Punkte des Strafverfahrens. Wie natürlich sie sei, ist angedeutet worden; übrigens war sie keine neue Thatsache, sondern, daß ich so sage — eine außerordentliche Ausdehnung einer äußerst alten und vielleicht, in andern Verhältnissen, immerwährenden Thatsache; denn, so sehr auch die Gesetze spezialisirt werden mögen, so werden sie vielleicht niemals aufhören, eines Auslegers zu bedürfen, noch wird es vielleicht jemals unterbleiben, daß die Richter bald mehr bald weniger den Geachtetsten unter ihnen aus Ehrfurcht beistimmen, als Männern, die vor ihnen diesem Studium ausschließlich und mit einer allgemeinen Absicht sich gewidmet haben. Und ich weiß nicht, ob eine ruhigere und genauere Prüfung nicht zeigen würde, daß sie, vergleichs- und beziehungsweise, sogar eine Wohlthat gewesen sei, weil sie auf einen viel schlimmeren Zustand der Dinge folgte.

Es ist wahrlich schwer, daß Männer, welche eine

Allgemeinheit von möglichen Fällen betrachten, und die Regeln über deren Behandlung in der Auslegung positiver Gesetze, oder in höhern, allgemeinern Principien suchen, Ungerechteres, Unsinnigeres, Gewaltthätigeres, Launenhafteres anrathen sollten, als in den verschiedenen Fällen bei einem so leicht in Leidenschaftlichkeit ausartenden Verfahren das willkührliche Ermessen anrathen kann. Selbst die Menge der Bücher und Schriftsteller, die Vervielfachung, und sozusagen, das stets zunehmende Kleinschneiden der von ihnen vorgeschriebenen Regeln würden ein Anzeichen des Strebens sein, die Willkühr zu beschränken, und sie (soviel möglich) gemäß der Vernunft zur Gerechtigkeit hinzuleiten; denn es gehört nicht so viel dazu, die Menschen zu verleiten, je nach den Fällen die Gewalt zu mißbrauchen. Man gibt sich nicht die Mühe, das Pferd, dem man den Lauf nach seiner Laune lassen will, sorgfältig anzuschirren, man nimmt ihm sogar den Zaum ab, wenn es einen hat.

Aber so geht es gewöhnlich mit den menschlichen Verbesserungen, daß sie stufenweise erfolgen (ich spreche von den wahren und gerechten Verbesserungen, nicht von allen Dingen, die sich mit diesem Namen brüsten): den ersten, die sie unternehmen, scheint es viel, die Sache zu modificiren, sie in verschiedenen Theilen zu bessern, wegzunehmen, hinzuthun: jene welche nachher und zuweilen lange nachher kommen, und sie, und zwar mit Recht, noch schlecht finden, bleiben leicht bei der nächsten Ursache stehen, schmähen als Urheber der Sache jene, deren Namen sie trägt, weil sie ihr die Gestalt gegeben haben, mit welcher sie zu leben und zu herrschen fortfährt.

In diesen Irrthum, den wir, wenn er ein Gefährte

großer und wohlthätiger Unternehmungen ist, einen beneidenswerthen nennen möchten, scheint uns, mit andern berühmten Männern seiner Zeit, der Verfasser der Betrachtungen über die Tortur verfallen zu sein. So stark und gründlich er darin ist, die Ungereimtheit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit jenes verabscheuungswürdigen Verfahrens zu beweisen, ebenso übereilt, wir wagen es zu sagen, scheint er uns zu Werke zu gehen, indem er dem Ansehen der Schriftsteller das beimißt, was jenes gehässiges an sich hatte. Und sicherlich ist es nicht das Vergessen unserer Schwäche, das uns den Muth gibt, der Meinung eines so berühmten Mannes, die er in einer so gutgemeinten Schrift verfochten hat, freimüthig zu widersprechen: sondern das Vertrauen auf den Vortheil, daß wir nach ihm gekommen sind, und (indem wir als Hauptpunkt betrachten, was für ihn reine Nebensache war,) eine Thatsache, die er als noch herrschend, als ein wirkliches Hinderniß gegen neue und wünschenswerthe Reformen zu bekämpfen hatte, in der Gesammtheit ihrer Wirkungen, und in dem Unterschied der Zeiten als eine todte, dem Gebiete der Geschichte angehörige Angelegenheit leicht mit ruhigerem Auge betrachten können.

Und in jeder Weise hängt jene Thatsache dermaßen mit seinem und unserm Gegenstande zusammen, daß wir beide natürlicherweise veranlaßt waren, etwas darüber im Allgemeinen zu sagen: Verri weil er aus dem Umstande, daß jene Autorität zur Zeit des ungerechten Urtheils anerkannt war, den Schluß zog, daß sie mitschuldig und großentheils Ursache desselben war; wir, weil wir uns dessen, was sie in den verschiedenen Einzeln-

heiten vorschrieb und lehrte, als eines hilfsweisen, aber wichtigen Criteriums bedienen werden, um die so zu sagen individuelle Ungerechtigkeit eben dieses Urtheils anschaulicher darzuthun.

„Es ist gewiß," sagt der geistreiche, aber befangene Schriftsteller, „daß in unsern Gesetzen nichts geschrieben steht über die Personen, gegen welche die Folter zur Anwendung gebracht werden kann, noch über die Veranlassungen, bei denen es geschehen dürfe, noch über die Art zu foltern, ob durch Feuer, oder Verrenkung, und Zerfleischung der Glieder, noch über die Zeit, wie lange die Qual dauern dürfe, noch auch über die Zahl, wie viel mal sie wiederholt werden dürfe; all' diese Pein fügt man den Menschen zu auf das Ansehen des Richters hin, der sich lediglich auf die Lehren der angeführten Strafrechtslehre stützt." *)

Aber in jenen unsern Gesetzen stand die Folter geschrieben; aber in jenen eines großen Theils von Europa, **) aber in den römischen, die so lange den Namen und die Geltung als gemeines Recht hatten,

---

*) Verri Osserv. §. XIII.

**) Das Criminalverfahren Englands, das den Beweis des Verbrechens oder der Unschuld nicht in der Befragung des Angeklagten sucht, schloß indirekt, aber nothwendig jenes trügerische und grausame Mittel aus, ein Geständniß zu erlangen. Franz Casoni (de tormentis cap. I. 3.) und Anton Gomez (variarum resolutionum etc. tom. 3, cap. 13, de tortura reorum n. 4) bezeugen, daß, wenigstens zu ihrer Zeit, die Folter im Königreich Arragonien nicht im Gebrauch war. Giovanni Soccenio (Synopsis jur. Sueco-Gothici), citirt von Otto Tabor (tractatus de tortura et indiciis delictorum, cap. 2, 18.), bezeugt das nämliche von Schweden; sonst weiß ich nicht, ob irgend ein anderes Land in

stand die Folter geschrieben. Die Frage muß also sein, ob die criminalistischen Ausleger (so wollen wir sie nennen, zum Unterschied von jenen, die das Verdienst und das Glück hatten, sie für immer zu verbannen,) die Folter mehr oder weniger grausam gemacht haben, als sie in der Hand der Willkühr gewesen war, der sie das Gesetz beinahe ausschließlich überließ; und Verri selbst hatte in eben demselben Buche den stärksten Beweis zu ihren Gunsten beigebracht, oder wenigstens angedeutet. „Farinaccio selbst," sagt der berühmte Schriftsteller, „behauptet, indem er von seinen Zeiten spricht, daß die Richter, aus Lust, die sie daran fanden, die Angeklagten zu foltern, neue Arten von Folterqualen erfanden: Judices, qui propter delectationem, quam habent torquendi reos, inveniunt novas tormentorum species." *)

Ich sagte: zu ihren Gunsten; denn die Aufforderung an die Richter, sich zu enthalten, neue Arten von Foltern aufzusuchen, und im Allgemeinen, der Tadel und die Klagen, welche die zügellose erfinderische Grausamkeit der Willkühr und zugleich wenigstens die Absicht bezeugen, ihr Einhalt zu thun und sie zu beschämen, rühren nicht sowohl von Farinacci, als vielmehr, ich möchte fast sagen, von sämmtlichen Strafrechtslehrern her. Selbst die eben übersetzten Worte hat dieser Gelehrte einem ältern, Francesco dal Bruno, entnommen, der sie neben andern ernsten und starken Ausdrücken, die

---

Europa von jener schmachvollen Geißel frei geblieben, oder sich früher, als im vorigen Jahrhundert davon frei gemacht habe.

*) Verri Osserv: §. VIII. — Farin., praxis et theor. criminalis. Quaest. XXXVIII. 56.

wir hier in der Uebersetzung nachfolgen lassen, als Worte des Angelo d' Arezzo citirt. „Wüthende und gottlose Richter, die von Gott werden beschämt werden; unwissende Richter, denn der weise Mann verabscheut solche Dinge, und gestaltet die Wissenschaft mit dem Lichte der Tugend.“ *)

Vor allen diesen, schon im 13ten Jahrhundert, sagt Guido von Suzara, indem er von der Folter handelt und die Worte eines Rescripts des Konstanz über die Haft des Angeklagten auf diesen Gegenstand anwendet, es sei seine Absicht, den Richtern, welche maßlos wüthen, einige Mäßigung zu empfehlen. **)

Im folgenden Jahrhundert wendet Baldo das berühmte Rescript des Konstantin gegen den Herrn, der den Sklaven tödtet, „auf die Richter an, welche dem Angeschuldigten das Fleisch zerreißen, damit er gestehe,“ und verlangt, daß, wenn dieser unter den Qualen sterbe, der Richter als Mörder enthauptet werden solle. ***)

Später zieht Paride dal Pozzo gegen jene Richter los, die, „nach Blut lechzend, nicht der Genugthuung und des Beispiels, sondern ihres Ruhmes wegen am Schinden ihre Freude haben, und deßhalb als Mörder zu betrachten sind.“ †)

---

*) Franc. a Bruno, de indiciis et tortura. part. II. quaest. II, 7.

**) Guido de Suza, de tormentis, I. — Cod. lib. IX lit. 4. de cust. reor; l. 2.

***) Boldi ad lib. IX Cod. tit. XIV, de ementatione Servorum; 3.

†) Par. de Puteo, de Syndicatu; in verbo: Crudelitas officialis, 5.

„Der Richter hüte sich, ausgesuchte und ungewöhnliche Folterqualen anzuwenden; denn wer solches thut, verdient eher Henker, als Richter genannt zu werden," schreibt Giulio Claro. *)

„Man muß seine Stimme erheben (clamandum est) gegen jene strengen und grausamen Richter, die, um einen eiteln Ruhm zu erwerben, und durch dieses Mittel zu höhern Stellen zu gelangen, den unglücklichen Angeklagten neue Arten von Martern anthun lassen," **) schreibt Antonio Gomez.

Vergnügen und Ruhm! welche Leidenschaften! und an welchem Gegenstand! Wollust, Menschen zu martern, Stolz, gefangene Menschen zu bezwingen! Aber wenigstens von jenen, die diese Leidenschaften entlarven, darf man nicht annehmen, daß sie beabsichtigen sollten, sie zu begünstigen.

Diesen Zeugnissen (und andere ähnliche werden wir sogleich anführen) fügen wir noch bei, daß es uns nicht gelungen ist, in den Büchern über diesen Gegenstand, die wir haben einsehen können, Klagen gegen solche Richter aufzufinden, welche allzu leichte Martern anwandten. Und wenn in jenen, die wir nicht gesehen haben, sich etwas dergleichen vorfände, so würde es uns wahrlich als Rarität erscheinen.

Einige der Namen, die wir angeführt haben, und von jenen die wir noch anführen werden, setzte Verri auf eine Liste „derjenigen Schriftsteller, die, wenn sie

---

*) Io Clari, Sententiarum receptarum lib. V §. 1 fin. Quaest, LXIV, 36.

**) Gomez Var. resolut. t. 3. c. 13, da tortura reorum, 5.

ihre grausamen Lehren und die methodische Beschreibung ihrer raffinirten Martern in der Landessprache und in einem Style auseinander gesetzt hätten, dessen Roheit und Barbarei die vernünftigen und gebildeten Leute nicht abschreckte, sie zu prüfen, sie mit demselben Auge betrachtet werden könnten, womit man den Henker ansieht, das heißt mit Schmach und Schauder." *) Gewiß kann der Abscheu gegen das, was sie enthüllen, nicht zu groß sein; auch für das, was sie zulassen, ist dies Gefühl ganz gerecht, aber wenn für das was sie dazu thaten, oder dazu thun wollten, der Schauder ein gerechtes Gefühl, und die Schmach eine gerechte Vergeltung ist, so muß das wenige, das wir gesehen haben, genügen, wenigstens einen Zweifel dagegen zu erregen.

Es ist wahr, daß in ihren Büchern, oder, um richtiger zu sprechen, in manchem, mehr als in den Gesetzen, die verschiedenen Gattungen der Folter beschrieben sind; aber als Gewohnheiten, die in die Praxis eingeführt und eingewurzelt waren, nicht als Erfindungen der Schriftsteller. Und Hyppolit Marsigli, Schriftsteller und Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, welcher eine seltsame abschreckende, scheußliche Liste darüber aufstellt, und auch seine Erfahrung mittheilt, nennt dennoch jene Richter bestialisch, die deren neue erfinden. **)

Es ist wahr, jene Schriftsteller waren es, welche die Frage aufs Tapet brachten, wie viel Mal die Folterung wiederholt werden könne; aber (und wir werden

---

*) Osserv. §. XIII.

**) Hipp. Marsigli ad tit. Dig. de quaestionibus; leg. in criminalibus, 29.

Gelegenheit haben, es zu sehen) um der Willkühr Grenzen und Bedingungen zu setzen, indem sie die unbestimmten und zweifelhaften Anzeichen benützten, die das römische Recht an die Hand gab.

Sie waren es, es ist wahr, welche über die Zeit abhandelten, wie lange die Folterqual andauern dürfe; aber nur, um auch hierin der unermüdlichen Grausamkeit, die kein Gesetz beschränkte, einiges Maaß aufzulegen, „gewissen, ebenso unwissenden, als grausamen Richtern, welche einen Menschen drei und vier Stunden lang quälen,“ sagt Farinacci; *) „gewissen ungerechten und gottlosen, aus dem Abschaum der Menschheit erhobenen, aller Wissenschaft, Tugend und Vernunft baren Richtern, die, wenn sie einen vielleicht mit Unrecht Angeklagten in ihrer Gewalt haben, mit ihm nur sprechen, wenn sie ihn auf der Folter haben; und wenn er nicht gesteht, was sie gerne hätten, ihn einen ganzen Tag, eine ganze Nacht am Seile hangen lassen,“ hatte ein Jahrhundert früher Marsigli gesagt. **)

In diesen Stellen und in manch' anderer der oben angeführten kann man auch wahrnehmen, daß sie der Grausamkeit den Gedanken der Unwissenheit beizugesellen suchen. Und aus dem entgegengesetzten Grunde empfehlen sie, im Namen der Wissenschaft, nicht minder als in jenem des Gewissens, die Mäßigung, die Güte, die Menschenfreundlichkeit. Worte, welche, auf einen solchen Gegenstand angewendet, toll machen; die aber zugleich auch erkennen lassen, ob es die Absicht dieser

*) Praxis etc. Quaest. XXXVIII. 54.

**) Practica causar. criminalium; in verbo: Expedita 86.

Schriftsteller war, das Unthier zu reizen, oder es zu zähmen.

In Beziehung auf die Personen, welche auf die Folter gebracht werden konnten, sehe ich nicht ein, was daran liege, daß etwas in den Gesetzen stehe, die im eigentlichen Sinne die unsrigen sind, wenn in Beziehung auf das übrige dieser traurigen Materie, in den römischen Gesetzen, die in Wahrheit gleichfalls unsere Gesetze waren, sehr Vieles steht.

„Unwissende und wilde Menschen," fährt Verri fort, „die, ohne zu untersuchen, woher das Recht fließe, die Verbrechen zu strafen, welches der Zweck sei, warum man strafe, welches der Maaßstab sei, wornach man die Schwere der Verbrecher abmißt, welches das Verhältniß sein soll zwischen Verbrechen und Strafen, ob ein Mensch jemals gezwungen werden könne, der eigenen Vertheidigung zu entsagen, und ähnliche Grundsätze, aus deren gründlicher Kenntniß einzig die natürlichen, der Vernunft und dem Wohl der Gesellschaft mehr angemessenen Folgerungen sich ableiten lassen; Menschen, sage ich, unbekannt, und ohne öffentliches Amt, brachten mit beklagenswerthem Scharfsinn die Wissenschaft, andere Menschen zu quälen, in ein System, und machten es bedachtsam bekannt, mit derselben Ruhe, womit man die Kunst beschreibt, die Leiden des menschlichen Körpers zu heilen; und ihnen gehorchte man, wie Gesetzgebern, und machte sie zu einem ernsten und angenehmen Gegenstand des Studiums; man nahm in die öffentlichen Bibliotheken die grausamen Schriftsteller auf, welche lehrten, wie man die Gliedmaßen lebender Menschen mit erfinderischer Qual auseinander reißen, wie man

sie mit Langsamkeit und Hinzufügung weiterer Qualen steigern könne, um die Todesangst und die Vernichtung noch trostloser und angreifender zu machen."

Aber wie konnte wohl unbekannten und unwissenden Männern ein solches Ansehen eingeräumt werden? ich sage unbekannt zu ihrer Zeit, und unwissend in Beziehung auf sie; denn die Frage ist nothwendig eine beziehungsweise; und es handelt sich darum, zu sehen, nicht ob diese Schriftsteller die Einsichten besaßen, die man von einem Gesetzgeber verlangen kann, sondern ob sie mehr oder weniger besaßen, als jene, welche früher die Gesetze von sich aus anwandten, und großentheils ob sie sie von sich aus machten. Und wie sollte auch der Mann, der Theorien ausarbeitete, und sie vor dem Publikum besprach, grausamer sein, als der Mann, der im Geheimen die Willkühr über Leute übt, die ihnen widerstanden?

Was sodann die von Verri angedeuteten Fragen betrifft: dann wehe, wenn die Lösung der ersten, „woher das Recht fließe die Verbrechen zu bestrafen," nothwendig wäre, um mit Verstand Strafgesetze zu verfassen; denn zu Verri's Zeiten konnte man sie wohl für gelöst halten; aber jetzt (und zum Glück, denn es ist weniger schlimm, im Zweifel hin und her zu schwanken, als im Irrthum zu ruhen) ist sie bestrittener als jemals. Und die andern, ich sage alle Fragen von einer unmittelbaren praktischeren Wichtigkeit, waren sie vielleicht gelöst, und gebührend gelöst, waren sie wenigstens durchgesprochen, geprüft, als die Schriftsteller auftraten? Kamen sie vielleicht, um eine festgesetzte Ordnung gerechterer, menschlicherer Grundsätze zu verwirren, weisere Lehren zu verdrängen, eine durchdachte, vernünftigere Rechts-

wissenschaft so zu sagen im Besitze zu stören? Hierauf können auch wir freimüthig mit Nein antworten; und dies genügt für das, was zu beweisen war. Aber wir wünschen, daß Jemand von denen, die es verstehen, untersuchte, ob nicht vielmehr sie es gewesen, die, ebendeßhalb, weil sie Privatleute und nicht Gesetzgeber waren, von ihren Entscheidungen Rechenschaft abzulegen gezwungen, die Materie auf allgemeine Grundsätze zurückführten, indem sie jene sammelten und ordneten, die im römischen Rechte zerstreut waren, und andere in dem allgemeinen Rechtsbegriffe aufsuchten; ob nicht sie es gewesen, die aus den Bruchstücken, und mit neuen Materialien eine ganze und einheitliche Strafproceß-Ordnung zu verfassen sich bemühend, den ersten Entwurf vorbereiteten, die Möglichkeit und theilweise die Ordnung einer ganzen und einheitlichen Strafgesetzgebung erkennen ließen; ob nicht sie es gewesen, die, indem sie eine allgemeine Form ersannen, andern Schriftstellern, von welchen sie allzu summarisch abgeurtheilt wurden, den Weg bahnten, eine allgemeine Reform zu entwerfen.

Was schließlich die so allgemeine, so bloß hingestellte Anklage betrifft, daß sie die Folterqualen verfeinert hätten, so haben wir dagegen gesehen, daß dies von den meisten unter ihnen ausdrücklich verabscheut, und so viel von ihnen abhing, verboten worden sei. Viele von den Stellen, die wir angeführt haben, können auch dazu dienen, sie zum Theil von den Flecken rein zu waschen, als hätten sie mit theilnahmsloser Ruhe darüber hinweg gesehen. Man erlaube uns, eine andere zu citiren, die beinahe als anticipirter feierlicher Widerspruch gelten könnte. „Ich kann nicht umhin, in heftigen Zorn zu

gerathen," sagt Farinacci, „(non possum nisi vehementer excandescere) gegen jene Richter, die den Angeschuldigten lange Zeit gebunden halten, bevor sie ihn auf die Folter bringen lassen und sie mit jener Vorbereitung noch grausamer machen." *)

Aus diesen Zeugnissen, und aus dem, was, wie wir wissen, die Folter in den letzten Zeiten ihres Bestehens war, kann man ohne weiteres folgern, daß die Strafrechtslehrer sie viel, aber viel weniger barbarisch zurückließen, als sie dieselbe vorgefunden hatten. Gewiß würde es abgeschmackt sein, einer einzigen Ursache eine solche Verminderung eines Uebels zuzuschreiben; aber mir scheint es auch wenig verständig, unter den vielen nicht auch den Tadel und die wiederholten, und von Jahrhundert zu Jahrhundert öffentlich erneuerten Ermahnungen mit aufzuzählen, die von Männern ausgingen, denen man doch eine thatsächliche Einwirkung auf das Verfahren der Gerichte beimißt.

Verri führt sodann einige ihrer Lehrsätze an, die indessen nicht ausreichen würden, um ein allgemeines geschichtliches Urtheil darauf zu gründen, wenn sie auch genau citirt wären. Hier folgt zum Beispiel ein sehr wichtiger, der es nicht ist. „Claro behauptet, es genüge, wenn einige Anzeigen gegen einen Menschen vorlägen, um ihn auf die Folter zu bringen." **)

Wenn jener Gelehrte so gesprochen hätte, so würde dies eher eine Merkwürdigkeit als ein Beweis sein; so sehr steht eine solche Lehre jener einer großen Anzahl

*) Quaest. XXXVIII. 38.

**) Oss. §. VIII.

anderer Gelehrten entgegen. Ich sage nicht aller, um nicht mehr zu behaupten, als ich weiß; obgleich, wenn ich es sagte, ich nicht befürchten dürfte mehr zu behaupten, als was wirklich der Fall ist. Aber in Wirklichkeit sagt auch Claro das Gegentheil; und Verri wurde wahrscheinlich durch die Unachtsamkeit eines Schriftsetzers zu seinem Irrthum verleitet, welcher druckte: nam sufficit adesse aliqua indicia contra reum ad hoc ut torqueri possit *) anstatt non sufficit, wie ich in zwei früheren Ausgaben finde. **) Um sich von dem Irrthum zu überzeugen ist diese Vergleichung nicht einmal nöthig, weil es im Texte weiter heißt: „wenn solche Anzeigen nicht auch rechtmäßig bewiesen sind;" ein Satz, der mit dem vorausgehenden im Widerspruch stände, wenn dieses einen bejahenden Sinn hätte. Und gleich darauf fügt er bei: „ich habe gesagt, es genüge nicht (dixi quoque non sufficere), daß Anzeigen vorhanden, und daß sie gebührend bewiesen seien, wenn sie nicht auch für die Folter zureichend sind. Und es ist eine Sache, die gottesfürchtige Richter immer vor Augen haben sollen, um nicht Jemanden ungerechter Weise auf die Folter zu bringen: eine Sache übrigens, welche sie selbst einem Revisionsgerichte verantwortlich macht. Und Afflictus erzählt, er habe dem König Friedrich geantwortet, nicht einmal er, mit seinem königlichen Ansehen, könne einem Richter befehlen, einen Menschen auf die Folter zu bringen, gegen den nicht hinreichende Indicien vorlägen."

*) Sent. rec. lib. V, quaest. LXIV, 12. Venet. 1640; ex typ. Baretiana, pag. 537.

**) Ven. apud Hier. Polum, 1580, f. 172. — Ibid. apud P. Ugolinum, 1595, f. 180.

So Claro; und dies würde genügen, um uns zu überzeugen, daß er etwas ganz anderes beabsichtigt haben müsse, als die Willkühr mit jenem andern Satze unbeschränkt zu machen, den Verri so übersetzt: „In Sachen der Folter und der Anzeigen läßt sich keine bestimmte Richtschnur geben, und Alles bleibt dem Ermessen des Richters anheimgestellt;" *) der Widerspruch würde zu auffallend sein; und er würde es bei dem, was der Verfasser selbst anderwärts sagt, wo möglich, noch mehr sein: „Wenn gleich der Richter zu ermessen hat, so muß er sich doch nach dem gemeinen Rechte richten . . . . und die Justizbeamten mögen sich wohl in Acht nehmen, daß sie unter jenem Vorwand des Ermessens nicht zu rasch voran gehen (ne nimis animose procedant." **)

Was verstand er also unter jenen Worten: remittitur arbitrio judicis, die Verri übersetzt: „Alles wird dem Ermessen des Richters anheim gestellt."

Er verstand darunter . . . . Aber was sage ich? und warum sollte ich hierin eine besondere Meinung des Claro erkennen? Jenen Satz wiederholte er bloß, weil er, so zu sagen, unter den Strafrechtslehrern sprichwörtlich war; und schon zwei Jahrhunderte vorher wiederholte ihn auch Bartolo, als eine allgemeine Redensart: Doctores communiter dicunt quod in hoc (welches die zur Tortur zureichenden Indicien seien) non potest dari certa doctrina, ved relinquitur arbitrio judicis. ***) Und damit beabsichtigten sie nicht einen Grund-

*) Verri a. a. O. — Claro a. a. O. 13.

**) Ibid. Quaest. XXXI, 9.

***) Bartolo ad Degest. lib. XLVIII. tit. XVIII, l. 22.

saß, eine Theorie aufzustellen, sondern einfach eine Thatsache auszusprechen; das heißt, daß das Gesetz, weil es die Indicien nicht bestimmt habe, sie deßhalb dem Ermessen des Richters überlassen habe. Guido von Suzara, der ungefähr ein Jahrhundert früher lebte, als Bartolus, fügte bei, nachdem er gleichfalls gesagt, und wiederholt hatte, daß die Indicien dem Ermessen des Richters anheimgestellt seien: „wie im Allgemeinen Alles das, was nicht durch das Gesetz bestimmt ist.“ *) Und um einen der weniger alten anzuführen, Paride dal Pozzo, der die gemeinschaftliche Sentenz wiederholt, erläutert sie also: „dasjenige, was vom Gesetz oder vom Gewohnheitsrechte nicht bestimmt ist, muß die Religion des Richters ergänzen; und deßhalb legt das Gesetz über die Indicien eine schwere Last auf sein Gewissen.“ **) Und Bossi, ein Strafrechtslehrer des XIV. Jahrhunderts und Senator zu Mailand: „Ermessen heißt nichts anderes (in eo consistit) als daß der Richter eine bestimmte Regel vom Gesetze nicht hat, welches bloß sagt, man dürfte nicht mit der Folter, sondern nur mit wahrscheinlichen und erweislichen Gründen beginnen. Es komme also dem Richter zu, zu prüfen, ob eine Anzeige wahrscheinlich und erweislich sei. ***) Das was sie Ermessen nannten, war kurz gerade dasjenige, was man in der Folge, um dies zweideutige, übelklingende Wort zu ver-

---

*) Et generaliter omne quod non determinatur a jure, relinquitur arbitrio judicantis. De torm, 30.

**) Et ideo lex super indiciis gravat conscientias judicum. De Syndicatu in verbo: mandarit 18.

***) Aegid Bossii, tractatus varii; tit., de indiciis ante torturum, 32.

meiden, discretionäre Gewalt genannt hat: eine gefährliche, aber in der Anwendung der guten wie der schlechten Gesetze gefährliche Sache; welche die weisen Gesetzgeber nicht abzuschaffen, denn dies würde ein Hirngespinnst sein, wohl aber auf gewisse bestimmte, und minder wesentliche Umstände abzugrenzen, und auch in diesen so viel wie möglich zu beschränken suchen.

Und dies war, ich wage es zu behaupten, auch die ursprüngliche Absicht und die fortschreitende Arbeit der Rechtslehrer, insonderheit in Beziehung auf die Folter, bei welcher das vom Gesetz dem Richter überlassene Ermessen einen erschreckend weiten Spielraum hatte. Schon Bartolus fügt, nach den oben citirten Worten hinzu: „aber ich will die Regeln angeben, die ich anzugeben vermag.“ Andere hatten vor ihm solche gegeben; und seine Nachfolger geben nach und nach noch viel mehr; der eine, indem er eine aus seinem Kopfe vorschlug, der andere, indem er die von andern vorgeschlagenen wiederholte und billigte; ohne jedoch zu unterlassen, die Formel zu wiederholen, welche der Wortlaut des Gesetzes enthielt, wovon sie am Ende doch nur die Ausleger waren.

Aber im Lauf der Zeit, und mit dem Voranschreiten der Arbeit wollten sie auch die Sprache modificiren: und wir haben hiefür das Zeugniß des Farinacci, welcher später ist, als die hier angeführten, früher jedoch, als der Zeitpunkt unseres Processes, und damals noch sehr angesehen. Nachdem er den Grundsatz wiederholt, und mit einer Anzahl von Autoritäten bekräftigt hatte, „daß man das Ermessen nicht als frei und unbeschränkt, sondern als vom Recht und von der Billigkeit gebunden

betrachten dürfe;" nachdem er die Folgerungen daraus gezogen und mit andern Autoritäten bekräftigt hatte, „daß der Richter sich auf die mildere Seite neigen und das Ermessen nach der allgemeinen Disposition der Gesetze und der Lehre der bewährteren Strafrechtslehrer reguliren müsse, und daß man nicht nach Laune Indicien bilden dürfe;" nachdem er in ausgedehnterer und geordneterer Weise, als es je einer gethan, von solchen Indicien gehandelt hatte, schloß er: „Du kannst also sehen, daß der allgemeine Grundsatz der Doctoren, — die Indicien zur Tortur sind dem Ermessen des Richters anheim gestellt, — dermaßen und auch einstimmig von denselben Gelehrten beschränkt worden ist, daß nicht mit Unrecht viele Rechtsgelehrten sagen, man müsse sogar die entgegengesetzte Regel festhalten, d. h. daß die Anzeigen nicht dem Ermessen des Richters überlassen seien." *) Und dabei führt er den Satz des Francesco Casoni an: „Es ist ein allgemeiner Irrthum der Richter, zu glauben, daß die Tortur vom Ermessen abhange, als wenn die Natur die Leiber der Angeschuldigten geschaffen hätte, auf daß sie sie nach Laune zerfleischen lassen könnten." **)

Man sieht hier einen bemerkenswerthen Augenblick in der Wissenschaft, die, indem sie ihre Arbeit mißt, den Lohn dafür verlangt; und indem sie sich, nicht zwar für eine offene Verbesserin (denn sie verlangte es nicht, noch würde es ihr gestattet worden sein), aber für eine thätige Helferin des Gesetzes erklärt, indem sie das

*) Ibid. Quaest. XXXVIII, 193 ad 200.

**) Francisci Casoni, tractatus de tormentis, cap. I. 10.

eigene Ansehen mit jenem eines höheren und ewigen Gesetzes heiliget, bedeutet sie den Richtern, die Regeln zu befolgen, die sie gefunden hat, um jenen, die unschuldig sein können, Marterqualen, ihnen aber schändliche Ungerechtigkeiten zu ersparen. Traurige Verbesserungen einer Sache, die, dem Wesen nach, keine gute Gestalt erlangen konnte; aber eher alles Andere, als Beweise, geeignet, die These Verri's darzuthun: „die Schauder der Folter bestehen nicht blos in den Qualen, die sie erdulden läßt . . . . die Strafrechtslehrer verbreiten noch Schrecken auf die Umstände ihrer Anwendung.“ *)

Man erlaube nun zuletzt einige Bemerkungen über eine andere von ihm angeführte Stelle; denn alle zu prüfen, wäre hier zu viel, und doch für die Frage nicht genug. „Ein Greuel genüge für alle; und dieser wird von dem berühmten Claro, einem Mailänder, berichtet, der der höchste Meister in diesem Verfahren ist: — Ein Richter könne, wenn er eine eines Verbrechens verdächtige Frauensperson im Gefängnisse habe, diese heimlich in sein Zimmer kommen lassen, sie da liebkosen, sich stellen, als liebe er sie, ihr die Freiheit versprechen, um sie dahin zu bringen, daß sie sich des Verbrechens anklage, und durch ein solches Mittel habe ein großer Richter ein Mädchen vermocht, sich eines Mordes schuldig zu bekennen, und sie dahin gebracht, daß sie den Kopf verloren habe. — Damit man nicht etwa denke dieser Greuel gegen die Religion, gegen die Tugend, gegen die heiligsten Grundsätze des Menschen sei über-

---

*) Osserv. §. VIII.

trieben, so höre man, was Claro sagt: Paris dicit, quod judex potest etc." *)

Allerdings ein Greuel: aber um zu sehen, welche Wichtigkeit er in einer derartigen Frage haben könne, bemerke man, daß Paride dal Pozzo, **) indem er jene Meinung äußerte, nicht eine seiner Erfindungen zum Besten gab; er erzählte, leider billigend, eine Handlung eines Richters, das heißt, eine von jenen tausend Handlungen, welche das willkürliche Ermessen ohne Eingebung der Rechtslehrer erzeugte; man bemerke, daß Bajardi, welcher jene Meinung in seinen Zusätzen zu Claro (nicht Claro selbst) berichtet, es thut, um gleichfalls seinen Abscheu auszudrücken und die That als eine teuflische Vorstellung ***) zu brandmarken; man bemerke, daß er keinen andern anführt, der von der Zeit des Paride dal Pozzo bis auf die seinige, das heißt, ein Jahrhundert hindurch, eine solche Meinung aufgestellt hätte. Und wenn man weiter herabgeht, wäre es noch auffallender, daß es einen solchen geben sollte. Jener Paride dal Pozzo selbst, Gott behüte uns, ihn so zu nennen, ist nach Giannone ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter †); aber seine übrigen Worte, die wir oben angeführt haben, würden genügen, zu zeigen, daß jene garstigen Worte nicht genügen, von den Lehren

*) Osserv. §. VIII.

**) Paridis de Puteo. De syndicatu in verbo: et advertendum est, judex debet esse subtilis in investiganda maleficii veritate.

***) Ad Clar. Sentent. recept. quaest. LXIV. 24. add. 80. 81.

†) Istoria civile etc. lib, 28, cap. ult.

auch nur dieses einzigen sich eine richtige Vorstellung zu machen.

Wir wollen sicherlich nicht behaupten, wir hätten bewiesen, daß die Lehren der Strafrechtslehrer im Ganzen genommen nicht dazu beitrugen, oder dazu gemißbraucht wurden, daß die Sache schlimmer wurde. Eine sehr interessante Frage, weil es sich darum handelt, die Wirkung und das Absehen der geistigen Anstrengung mehrerer Jahrhunderte in einer so wichtigen, ja für die Menschheit so nothwendigen Materie zu beurtheilen, eine Frage unserer Zeit, weil, wie wir angedeutet haben, und im Uebrigen Jedermann weiß, der Augenblick, in welchem man daran arbeitet, ein System umzustürzen, nicht der geeignetste ist, die Geschichte desselben unpartheiisch zu schreiben; aber eine Frage, die gelöst, oder vielmehr eine Geschichte, die geschrieben werden muß, mit etwas Anderem, als mit wenigen und unzusammenhängenden Winken. Diese genügen jedoch, wenn ich mich nicht täusche, die entgegengesetzte Lösung als übereilt darzustellen; wie sie auch in gewisser Weise für unsere Geschichte eine nothwendige Vorbereitung waren. Denn in dieser werden wir oft zu beklagen haben, daß das Ansehen jener Männer nicht wirklich wirksam war; und wir sind gewiß, daß der Leser oft mit uns wird sagen müssen: O daß man auf sie gehört hätte!

III.

Um schließlich auf die Anwendung zu kommen, so war es allgemeine Lehre beinahe aller Rechtsgelehrten, daß die Lüge des Angeklagten in seinen dem Richter

gegebenen Antworten eine der gesetzmäßigen Anzeigen zur Tortur sei, wie sie sagten. Deßhalb nun hielt der Inquirent des unglücklichen Piazza diesem entgegen, es sei nicht wahrscheinlich, daß er beim Tessiner Thore von der Einsalbung der Mauern nichts sollte gehört haben, und daß er den Namen der Deputirten nicht wisse, mit denen er zu schaffen gehabt habe.

Aber sie lehrten vielleicht, es genüge hiezu jedwede Lüge?

„Wenn die Lüge eine Anzeige zur Folter sein soll, so muß sie auf die Beschaffenheit und die wesentlichen Umstände des Verbrechens hinweisen, das heißt, sie sollen auf letzteres Bezug haben, und aus ihnen soll es sich schließen lassen; sonst nicht: alias non."

„Die Lüge bildet keine Anzeige zur Folter, wenn sie sich auf Dinge bezieht, die den Angeschuldigten nicht graviren würden, wenn er sie eingestanden hätte."

Und genügte es, nach ihnen, daß die Aussage des Angeklagten dem Richter eine Lüge schien, damit er zur Folter schreiten konnte?

„Wenn die Lüge eine Anzeige zur Folter bilden soll, so muß sie entweder durch das eigene Geständniß des Angeschuldigten oder durch zwei Zeugen bündig bewiesen sein . . . . da es feststehender Grundsatz ist, daß deren zwei nöthig seien, um eine entfernte Anzeige, dergleichen die Lüge ist, zu beweisen." *) Ich führe den Farinacci an und werde ihn öfters anführen als einen, der damals das meiste Ansehen genoß und ein fleißiger Sammler der anerkannten Meinungen war. Einige be-

*) Praxio et theoria criminàlis. Quaest LII, 11. 13. 14.

gnügten sich jedoch mit einem einzigen Zeugen, wenn er nur ein klassischer war. Aber daß die Lüge aus gesetzlichen Beweisen und nicht aus einfachen Vermuthungen des Richters erhellen mußte, war allgemeine und unbestrittene Lehre.

Solche Bedingungen waren aus jenem Kanon des römischen Rechts abgeleitet worden, der verbot, mit der Folter zu beginnen. „Und wenn wir den Richtern," sagt derselbe Schriftsteller, „die Befugniß einräumen wollten, die Angeschuldigten ohne gesetzliche und zureichende Indicien auf die Folter zu bringen, so würde es gleichsam in ihrer Macht stehen, mit derselben anzufangen . . . Und damit man die Indicien so nennen könne, müssen sie wahrscheinlich, nicht fern liegend, noch von bloßer Formalität, sondern gewichtig, dringend, gewiß, klar, ja klarer als die Sonne am hellen Mittag sein, wie man zu sagen pflegt . . . . Es handelt sich darum, einem Menschen die Folter zu geben, die Folter, welche über sein Leben entscheiden kann: agitur de hominis salute; und darum wundere dich nicht, o strenger Richter, wenn die Rechtswissenschaft und die Rechtsgelehrten so schlagende Anzeigen verlangen, und dies mit solchem Nachdruck sagen und so oft wiederholen." *)

Wir sagen nicht, daß das alles vernünftig sei, denn das, was einen Widerspruch enthält, kann es nicht sein. Es waren eitle Bemühungen, die Gewißheit mit dem Zweifel zu versöhnen, die Gefahr zu vermeiden, daß Unschuldige gefoltert und falsche Geständnisse erpreßt

---

*) Ibid. Quaest. XXXVII. 2. 3. 4.

werden, während man doch die Folter gerade als ein Mittel haben will, um zu entdecken, ob Jemand schuldig oder unschuldig sei, und um ihn zum Geständniß einer gegebenen Sache zu bringen. Die logische Folgerichtigkeit hätte erheischt, die Folter für unsinnig und ungerecht zu erklären, aber diesem stand die blinde Ehrfurcht vor dem Alten und vor dem römischen Recht entgegen. Das Büchlein über Verbrechen und Strafen, das nicht blos die Abschaffung der Folter, sondern die Verbesserung der ganzen Strafgesetzgebung befördert, beginnt mit den Worten: „Einige Ueberbleibsel von Gesetzen eines alten erobernden Volkes." Und es schien, was es auch war, das Wagniß eines großen Geistes; ein Jahrhundert früher hätte es für Schwärmerei gegolten. Man darf sich aber darüber nicht wundern; hat man nicht in der Politik, später in der Literatur, noch später in manchem Zweige der schönen Künste eine Ehrfurcht der gleichen Art sich noch länger erhalten, ja noch stärker werden sehen? In großen, wie in kleinen Dingen kommt ein Augenblick, wo das Zufällige und Erkünstelte, das sich als natürlich und nothwendig verewigen will, der Erfahrung, der Vernunft, der Uebersättigung, der Mode, und wenn es möglich ist, je nach Art und Wichtigkeit der Dinge selbst, etwas noch Geringerem weichen muß; aber dieser Augenblick will vorbereitet sein. Und es ist schon kein kleines Verdienst der Rechtslehrer, wenn, wie es scheint, sie es waren, die ihn, wenn gleich langsam und ohne es gewahr zu werden, durch die Rechtswissenschaft vorbereitet haben.

Aber die Regeln, die sie aufgestellt hatten, genü-

gen in diesem Falle, die Richter von wirklicher Pflichtvergessenheit zu überzeugen. Sie wollten durchaus mit der Folter beginnen. Ohne auf Etwas einzugehen, was wesentliche oder zufällige Umstände des vorausgesetzten Verbrechens betroffen hätte, häuften sie nichtssagende Fragen, um Vorwände herauszufinden, dem vorbestimmten Opfer zu sagen: es ist nicht wahrscheinlich, und, indem sie dabei vergeblichen Unwahrscheinlichkeiten die Kraft gesetzlich bewiesener Lügen beimaßen, die Folter zur Hand zu nehmen. Es war ihnen nicht um die Wahrheit zu thun, sondern sie wollten ein Geständniß: da sie nicht wußten, welchen Vortheil sie bei der Untersuchung der vermeintlichen That haben würden, so wollten sie schnell zum Schmerze übergehen, der ihnen einen fertigen und sichern Vortheil versprach; sie hatten große Eile. Ganz Mailand wußte (dies ist ein in ähnlichen Fällen üblicher Ausdruck), daß Gueglielmo Piazza die Mauern, die Thüren, die Hausgänge in der Vetrastraße gesalbt habe, und sie, die ihn in den Händen hatten, sollten ihn nicht sogleich zum Geständniß gebracht haben!

Man wird vielleicht sagen, daß der Rechtswissenschaft, wenn auch nicht dem Gewissen gegenüber, alles gerechtfertigt sei durch den verabscheuungswürdigen, aber damals allgemein angenommenen Grundsatz, daß es bei greulichen Verbrechen erlaubt sei, über das Gesetz hinauszugehen. Sehen wir ganz davon ab, daß die verbreitetere, ja beinahe allgemeine Meinung der Rechtsgelehrten war (und so Gott will, sein mußte), daß ein solcher Grundsatz nicht auf das Strafverfahren, sondern nur auf die Strafe seine Anwendung finden konnte: „weil," um nur einen anzuführen, „wenn es sich auch von

einem ungeheuern Verbrechen handle, doch nicht feststehe, daß ein bestimmtes Individuum es verübt habe; und so lange dies nicht feststehe, es Pflicht sei, sich an die Rechtsformen zu halten." *) Und nur um die Erinnerung aufzufrischen und als einen jener bemerkenswerthen Züge, womit die ewige Vernunft zu allen Zeiten sich offenbart, wollen wir auch die Ansicht eines Mannes, der am Anfange des 15ten Jahrhunderts schrieb, und lange Zeit nachher der Bartolus des Kirchenrechts genannt wurde, des Nicolaus Todeschi anführen; er war Erzbischof von Palermo, und berühmter, so lange er berühmt war, unter dem Namen Abbas Palermitanus: „Je schwerer das Verbrechen ist," sagt dieser Mann, „desto stärker sollen die Vermuthungen sein, weil man da, wo die Gefahr größer ist, auch behutsamer zu Werke gehen muß. **) Aber dies, sage ich, schlägt in unserem Falle nicht an (immer nur in Beziehung auf die Rechtswissenschaft), weil Claro bezeugt, daß bei den mailändischen Gerichten die entgegengesetzte Regel galt: das heißt, es war dort in solchen Fällen dem Richter gestattet, auch bei der Untersuchung über das Recht hinauszugehen. ***) „Eine Regel," sagt Riminaldi, ein anderer berühmter Rechtslehrer, „die in andern Ländern nicht eingeführt werden sollte;" und Farinacci fügt hinzu: „er hat

---

*) P. Folleri, Pract. crim. Cap. quod suffocavit, 52.

**) Quanto crimen est gravius, tanto praesumptiones debent esse vehementiores, quia ubi majus periculum, ibi cautius est agendum. Abatis Panormitani Commentaria in libros decretalium de praesumptionibus, cap. XIV, 3.

***) Clar. Sent. Prec. lib. V, §. 1, 9.

Recht.“ *) Aber wir wollen sehen, wie Claro selbst eine solche Regel auslegt: „Man schreitet zur Tortur, obgleich die Anzeigen nicht in allem zureichen (in totum sufficientia), und von klassischen Zeugen bewiesen sind, und oftmals sogar, ohne dem Angeschuldigten den Gegenstand der Anschuldigung mitzutheilen.“ Und wo er insbesondere von den gesetzlichen Anzeigen zur Tortur handelt, erklärt er sie ausdrücklich für nothwendig: „nicht nur bei geringern Verbrechen, sondern auch bei größern und den allergrößten, sogar bei Majestätsverbrechen.“ **) Er begnügte sich also mit weniger streng bewiesenen Anzeigen, aber er wollte sie einigermaßen bewiesen, mit weniger beglaubigten Zeugen, aber er wollte Zeugen; mit leichtern Anzeigen, aber er wollte Anzeigen, die auf die That sich beziehen sollten; kurz er wollte dem Richter die Entdeckung des Verbrechens leichter machen, nicht ihm die Vollmacht ertheilen, unter jedem Vorwande und jeden zu foltern, der unter seine Hände käme. Dies sind Dinge, die eine abstrakte Theorie nicht annimmt, nicht erfindet, sich nicht einmal träumen läßt, obgleich die Leidenschaft sie verübt.

Der ungerechte Inquirent eröffnete daher dem Piazza: „Er möge die Wahrheit sagen, aus welchem Grunde er leugne, zu wissen, daß die Mauern gesalbt worden seien, und wie jene Abgeordneten heißen; denn sonst werde man, weil das so unwahrscheinlich sei,

---

*) Hipp. Riminaldi Consilia; LXXXVIII, 53. farin. Quaest. XXXVII. 79.

**) Clar. ibid. lib. V. §. fin. Quaest. LXIV, 9.

ihn wippen lassen, um die Wahrheit über diese Unwahrscheinlichkeit zu erfahren." — Wenn man mir auch den Strick um den Hals legen will, so mag man es thun; denn ich weiß von alle dem, worüber man mich gefragt hat, durchaus nichts, antwortete der Unglückliche mit jener Art von verzweifeltem Muthe, mit dem die Vernunft zuweilen die Gewalt herausfordert, um ihr zu verstehen zu geben, daß, so weit sie auch gehen möge, sie niemals Recht werden würde.

Man sehe, zu welcher erbärmlichen List diese Herren ihre Zuflucht nehmen mußten, um ihrem Vorwande ein wenig mehr Anstrich zu geben. Sie jagten, wie wir bereits gesagt haben, einer zweiten Lüge nach, um davon in der Form der Mehrzahl sprechen zu können; sie suchten eine weitere Null, um eine Rechnung zu vergrößern, in die sie keine Zahl mehr hatten hineinbringen können.

Er wird auf die Folter gebracht; man deutet ihm an, er möge sich entschließen, die Wahrheit zu sagen; er antwortet unter Brüllen, Seufzen, Ausrufungen und Flehen: ich habe sie gesagt, Herr. Man dringt in ihn. Ach um Gottes willen! ruft der Unglückliche aus: Gnädiger Herr, laßt mich herab, ich will alles sagen, was ich weiß. Laßt mir ein wenig Wasser geben. Man läßt ihn herab, läßt ihn sitzen und befragt ihn von Neuem; er antwortet: ich weiß nichts, gnädiger Herr, laßt mir ein wenig Wasser geben.

Wie blind ist doch die Wuth! Es fiel ihnen nicht ein, daß er dasjenige, was sie ihm mit Gewalt aus

dem Munde hatte pressen wollen, als den stärksten Beweis seiner Unschuld hätte anführen können, wenn es die Wahrheit gewesen wäre, wie sie, mit grausamer Zuversicht wiederholten. — Ja, Herr, — hätte er antworten können: — ich habe sagen hören, daß die Mauern in der Straße Vetra besalbt gefunden worden seien, und ich stand an der Thür des Hauses des Sanitätsraths-Präsidenten und unterhielt mich darüber. — Und der Beweis würde um so stärker gewesen sein, als, da das Gerücht von der Thatsache, und jenes, daß Piazza der Urheber sei, sich miteinander verbreitet hatten, dieser zugleich mit der Nachricht auch seine Gefahr hätte inne werden müssen.

Aber diese so nahe liegende Bemerkung, welche die Wuth ihnen nicht hatte in den Sinn kommen lassen, konnte nicht einmal dem Unglücklichen in den Sinn kommen, weil man ihm nicht gesagt hatte, wessen er angeklagt sei. Sie wollten ihn zuerst mit der Folter mürbe machen; dies waren für sie die wahrscheinlichen Beweise, die das Gesetz erforderte; sie wollten ihn fühlen lassen, welche fürchterliche, unmittelbare Folgen es nach sich ziehe, wenn er mit Nein antworte; sie wollten, er solle sich einmal als Lügner bekennen, um das Recht zu erlangen, ihm nicht zu glauben, wann er gesagt hätte: ich bin unschuldig. Sie setzten aber ihre ungerechte Absicht nicht durch. Piazza wurde wieder auf die Folter gebracht, vom Boden erhoben und ihm gesagt, er werde noch höher hinaufgezogen werden; die Drohung wurde ausgeführt und ihm dabei immer zugesetzt, die Wahrheit zu sagen; aber immer antwortete er: ich habe sie gesagt; anfangs kläglich schreiend, dann

mit leiser Stimme; bis die Richter, da sie sahen, daß er nunmehr in keiner Weise mehr hätte antworten können, ihn herabnehmen und in's Gefängniß zurückbringen ließen.

Nachdem am 23sten über dieses Verhör im Senate von dem Präsidenten des Gesundheitsrathes und vom Gerichtsvorstand, der, wenn er berufen wurde, den Senatssitzungen beiwohnte, Bericht erstattet worden war, verordnete diese höchste Stelle: „daß Piazza, nachdem er geschoren, mit der Strafkleidung bekleidet und purgirt sein würde, der schweren Folter mit dem großen Seile unterworfen werden sollte;" das war ein grausamer Zusatz, durch welchen nicht die Arme, sondern auch die Hände ausgerengt wurden; „und zwar zu wiederholten Malen und nach dem Ermessen der obgenannten beiden obrigkeitlichen Personen; und dies wegen zweier Lügen und Unwahrscheinlichkeiten, die sich aus dem Verhöre ergäben."

Nur der Senat hatte, ich sage nicht die Vollmacht, aber die Macht, auf einem solchen Wege ungestraft so weit vorzugehen. Das römische Gesetz über die Wiederholung der Folter *) wurde auf zweierlei Weise ausgelegt; und die unwahrscheinlichste Auslegung war die menschlichste. Viele Gelehrte (vielleicht dem Othofredus folgend, **) welcher der einzige von Cino di Pistoia ***)

---

*) Reus evidentioribus argumentis oppressus, repeti in quaestionem potest. Fig. lib. XVIII. tit. 18. L. 18.

**) Numquid potest repeti quaestio? Videtur quod sic; ut Dig. eo l. Repeti Sed vos dicatis, quod non potest ropeti sine novis indiciis. Odofred. ad Cod. lib. IX. tit. 41. lib. 18.

***) Cyni Pistoriensibus, super Cod. lib. IX. tit. 41. l. de tormentis. 8.

und der älteste der von den übrigen angeführten ist) verstanden es so, daß man die Folter nicht wiederholen dürfe, außer wenn neue Anzeigen hinzugekommen seien, augenfälliger als die frühern, und, eine Bedingung, die in der Folge hinzugefügt wurde, von verschiedener Art. Viele Andere, die dem Bartolus *) folgten, verstanden es aber dahin, man könne es, wenn die ersten Anzeigen zu Tage liegend, einleuchtend, dringend seien, und wann, eine Bedingung, die gleichfalls erst in der Folge hinzukam, die Folter nur leicht gewesen sei. **) Nun aber paßte weder die eine noch die andere Auslegung auf unsern Fall. Keine neue Anzeige war zu Tage gekommen; und die ersten waren, daß zwei Weiber gesehen hatten, wie Piazza eine Mauer berührt habe; und was Anzeige und Corpus delicti zugleich war, die obrigkeitlichen Personen hatten einige Spuren eines schmierigen Stoffes an einigen versengten und beräucherten Mauern gesehen, und hauptsächlich in einem Gange . . . . wohin Piazza nicht gekommen war. Ferner waren diese Indicien, von denen Jeder sieht, ob sie zu Tag liegend, einleuchtend und dringend seien, nicht geprüft, mit dem Angeschuldigten nicht besprochen worden. Aber was sage ich? das Decret des Senats thut der auf das Verbrechen bezüglichen Indicien nicht einmal Erwähnung, es wendet nicht einmal das Gesetz falsch an; es thut, als wenn es gar nicht vorhanden wäre. Gegen jedes Gesetz, gegen jede Autorität, wie gegen jede Vernunft befiehlt er, daß Piazza wegen einigen Lügen

*) Bartol. ad Dig. loc. cit.

**) V. Farinac. Quaest. XXXVIII, 72 et seq.

und Unwahrscheinlichkeiten von Neuem gefoltert werde, das heißt, er befiehlt seinen Richtern, auf die grausamste Weise dasjenige wieder zu thun, wofür er sie hätte bestrafen sollen, weil sie es gethan hatten. Denn es war (und konnte es anders sein) allgemeine Lehre, Hauptgrundsatz der Rechtswissenschaft, daß der Unterrichter, der einen Angeschuldigten ohne gesetzliche Anzeigen hatte foltern lassen, vom Oberrichter gestraft werden sollte.

Aber der Senat in Mailand war die höchste Behörde, in dieser Welt, versteht sich. Und der Senat in Mailand, von dem das Publikum, wenn nicht seine Rettung, doch seine Rache erwartete, durfte kein weniger geschickter, weniger beharrlicher, weniger glücklicher Entdecker sein, als Katharina Rosa; denn alles geschah auf deren Ansehen hin, jene ihre Aeußerung, nun kam mir der Gedanke, ob es etwa einer von denen sein möchte rc., war nun die Anordnerin und die Triebfeder des Processes, sowie sie die Veranlassung zu demselben gewesen war; nur mit dem Unterschiede, daß diese mit dem Zweifel, die Richter aber mit der Gewißheit begonnen hatten. Es darf uns nicht auffallend erscheinen, eine Staatsbehörde sich zur Nachtreterin und Nacheiferin eines oder zweier schlechter Weibspersonen machen zu sehen; denn wenn man auf der Bahn der Leidenschaft wandelt, so ist es natürlich, daß die Blindesten zu Führern dienen. Es darf uns nicht auffallend erscheinen, wenn wir sehen, wie Männer, die nicht zu jenen gehören sollten und auch sicherlich nicht gehörten, welche das Böse um des Bösen willen wollten, wenn, sage ich, solche Männer jedes Recht so offen und

grausam mit Füßen treten; denn ungerecht glauben ist der Weg zum ungerecht handeln, bis wohin die ungerechte Ueberzeugung führen kann; und wenn das Gewissen zaudert, sich beunruhiget, warnt, so kann das Geschrei des Pöbels (bei Leuten, die vergessen, daß sie einen andern Richter haben) die Macht haben, die Gewissensbisse zu ersticken, sie sogar nicht einmal aufkommen zulassen.

Den Grund jener gehässigen, wenn auch nicht grausamen Vorschriften, die Haare abzuschneiden, Strafkleider anzuziehen und zu purgiren, wollen wir mit Verri's Worten angeben: In jenen Zeiten glaubte man, daß Einer in den Kopf- und Barthaaren, in den Kleidern, oder sogar in den Eingeweiden ein Amulet oder einen Pakt mit dem Teufel haben könne, daher man ihn mit Scheeren, Umkleiden und Purgiren zu entwaffnen meinte.*) Dies war nun wahrlich ein Irrthum der Zeiten; die Gewaltthätigkeit war (unter verschiedenen Formen) eine Thatsache aller Zeiten, aber nicht die Lehre irgend einer Zeit.

Dieses Verhör war nur eine ebenso unsinnige als grausame Wiederholung des ersten und hatte den gleichen Erfolg. Der unglückliche Piazza wurde befragt und ihm mit Sophistereien widersprochen, die man knabenhaft nennen könnte, wenn auf so etwas ein solches Wort passen könnte; aber immer wurde er über Umstände befragt, die dem Verbrechen ganz fremd waren, und ohne dieses zu nennen; und hierauf muß er jene grausamere Marter erdulden, die der Senat vor-

---

*) Osserv. §. VIII.

geschrieben hatte. Sie preßten ihm Worte verzweifelten Schmerzes, flehende Worte des Schmerzes, aber keines von denen ab, die sie wünschten, und um deren willen sie den Muth hatten, jene anzuhören. O mein Gott! O das ist ein Mord! ach, Herr Fiskal!... Laßt mich doch lieber gleich hängen ... Laßt mir die Hand abhauen ... bringt mich um; laßt mich doch ein wenig ausruhen. Ach, Herr Präsident! ... Um Gottes willen laßt mir zu trinken geben; aber immer dazwischen hinein: ich weiß nichts, ich habe die Wahrheit gesagt. Nach vielen solchen Erwiederungen auf das kaltblütig und unsinnig wiederholte Andringen, verging ihm die Stimme und er verstummte; auf viermaliges Fragen antwortet er nicht: endlich konnte er noch einmal mit schwacher Stimme sagen: ich weiß nichts, ich habe die Wahrheit gesagt. Man mußte aufhören und ihn, ohne daß er eingestanden hätte, ins Gefängniß zurückführen.

Nun waren nicht einmal mehr Vorwände, kein Grund mehr vorhanden, wieder anzufangen: der Weg, den sie für einen Fußweg genommen, hatte sie von der Straße abgeführt. Wenn die Folter ihre Wirkung hervorgebracht, wenn sie das Geständniß der Lüge erpreßt hätte, so hatten sie ihren Mann; und, o entsetzlich! je gleichgiltiger, je unbedeutender der Gegenstand der Lüge an sich war, desto mehr wäre er in ihren Händen ein mächtiger Beweis der Schuld Piazza's gewesen, indem er zeigte, wie nöthig er es habe, der Thatsache ferne zu bleiben, sich in allem unwissend zu stellen, kurz, zu lügen. Aber nach einer ungesetzlichen Folterung, nach

einer zweiten, noch ungesetzlicheren, und grausameren oder schwerern, wie man's nannte, einen Mann nochmals auf die Folter zu bringen, weil er läugnete, von einer Thatsache reden gehört zu haben, und den Namen der Abgeordneten einer Pfarrei zu wissen, das hätte geheißen, über die Grenzen des Außerordentlichen hinausgehen. Sie standen also wieder ganz am Anfang, als wenn sie noch nichts gethan hätten; man mußte, ohne einen Vortheil, zur Erforschung des vermeintlichen Verbrechens schreiten, dem Piazza die Anschuldigung offenbaren, ihn fragen. Und wenn der Mann leugnete? wenn, wie er bewiesen hatte, daß er es thun könne, wenn er auf dem Läugnen auch während der Folter bestand? diese hätte durchaus die letzte sein müssen, wenn die Richter nicht den schrecklichen Ausspruch eines ihrer Collegen, des eben angeführten Bossi auf sich anwenden lassen wollten, der zwar schon vor beinahe einem Jahrhundert verstorben war, dessen Ansehen aber höher stand, als je. „Mehr als dreimal," sagt er, „habe ich niemals die Folter anwenden sehen; außer von henkermäßigen Richtern: nisi a carnificibus." *) Und er spricht von der gesetzmäßig verhängten Folter!

Allein die Leidenschaft ist leider geschickt und muthig in der Auffindung neuer Wege, um den des Rechts zu vermeiden, wenn er lang und ungewiß ist. Sie hatten mit der leiblichen Folter begonnen, sie fingen mit der Folter einer andern Gattung wieder an. Auf Befehl des Senats (wie man aus einem authentischen Briefe des Gerichtspräsidenten an den Statthalter ersieht,

---

*) Tractat. var.; tit. de tortura, 44.

der damals bei der Belagerung von Casale sich befand), hatte der Fiskalbeisitzer des Gesundheitsraths, in Gegenwart des Notars, dem Piazza Straflosigkeit versprochen, unter der Bedigung (dies sieht man später im Prozeß), daß er die gänzliche Wahrheit sagen sollte. So waren sie endlich dazu gekommen, mit ihm über die Anschuldigung zu sprechen, ohne sie untersuchen zu müssen; mit ihm darüber zu sprechen, nicht um aus seinen Antworten die zur Beforschung der Wahrheit nöthigen Aufschlüsse zu erlangen, nicht um zu hören, was er darüber sage: sondern um ihm einen mächtigen Sporn zu geben, daß er sage, was sie haben wollten.

Der Brief, den wir angedeutet haben, wurde am 28sten Juni geschrieben, das heißt, als der Proceß durch jenes Auskunftsmittel einen großen Schritt vorwärts gethan hatte. „Ich war der Meinung, es gezieme sich," beginnt er, „daß Ihr gnädiger Herr, erführet, was man im Besondern von einigen Verbrechern entdeckt hat, die in den jüngst vergangenen Tagen die Mauern und die Thüren dieser Stadt beschmiert haben." Es wird nicht uninteressant, und zugleich belehrend sein zu sehen, wie derlei Dinge von denen erzählt werden, die sie machten. „Ich erhielt," sagt er also, „vom Senate den Auftrag, eine Untersuchung einzuleiten, bei welcher, durch die Aussage einiger Frauen, und eines glaubwürdigen Mannes auf einen Guglielmo Piazza, einen Mann aus dem Volke, aber gegenwärtig Gesundheits-Commissär, der dringende Verdacht fiel, daß er am Freitag den 21. nach Tagesanbruch die Mauern einer Straße beim Tessinerthor, genannt la Vetra de Cittadini, eingesalbt habe."

Und der glaubwürdige Mann, der gleich hingesetzt wurde, um das Ansehen der Frauen zu bekräftigen, hatte gesagt, er habe den Piazza begegnet, den ich grüßte und der mir den Gruß erwiederte. Und das hieß, ihn dringend verdächtig machen! als wenn das ihm zur Last gelegte Verbrechen darin bestanden, daß er in die Straße della Vetra getreten sei. Der Gerichtspräsident sagt aber nichts von der Untersuchung, die er vorgenommen, um den objectiven Thatbestand zu erheben; wie denn auch im ganzen Processe nicht mehr davon die Rede ist.

„Dieser Mann," fährt er fort, „wurde daher sogleich festgenommen." Auch von der bei ihm gemachten Haussuchung spricht er nicht, wo man nichts Verdächtiges vorgefunden „und da er im Verhöre noch mehr belastet wurde (man hat's gesehen!), so wurde er schwer gefoltert, bekannte aber das Verbrechen nicht."

Wenn Jemand dem Spinola gesagt hätte, daß Piazza über das Verbrechen gar nicht gefragt worden sei, so würde Spinola geantwortet haben: — Man hat mir ganz bestimmt das Gegentheil berichtet: der Gerichtspräsident schreibt mir, nicht zwar gerade das, was unnöthig war; aber etwas anderes, was ganz dasselbe ist, was jenes nothwendig voraussetzt; er schreibt mir, daß er schwer gefoltert, es nicht bekannte. — Wenn der andere auf seiner Behauptung bestanden wäre, so hätte der berühmte und mächtige Mann sagen können: — Wie! — behauptet ihr etwa, der Gerichtspräsident wolle seinen Spott mit mir treiben, dermaßen, daß er mir als eine wichtige Nachricht erzählt, es sei nicht geschehen, was nicht geschehen konnte? — Nun aber verhielt sich

die Sache so: der Gerichtspräsident wollte sich über den Statthalter keineswegs lustig machen; man hatte aber etwas gethan, was sich nicht in der Weise erzählen ließ, wie man es gethan hatte; das böse Gewissen findet eben leichter Vorwände zum Handeln, als Formeln, um über das Rechenschaft zu geben, was es gethan hat.

Aber in Betreff der Straflosigkeit findet sich in jenem Briefe ein anderer Irrthum, den Spinola von sich aus, wenigstens zum Theil, hätte erkennen können, oder vielmehr erkennen sollen, wenn er an etwas anderes als an die Einnahme von Casale gedacht hätte, das er nicht einnahm. Der Brief fährt so fort: „Bis daß auf Befehl des Senats (auch in Vollziehung der von Euer Gnaden für diese besondere Angelegenheit erlassenen Verfügung) demselben vom Präsidenten des Senats Straflosigkeit versprochen wurde, worauf er endlich gestand, ꝛc.“

Im 31. Kapitel der vorstehenden Erzählung hat man einer Bekanntmachung erwähnt, wodurch der Gesundheitsrath demjenigen Belohnung und Straflosigkeit versprach, der die Urheber der am 18. Mai an den Mauern und Thüren wahrgenommenen Besudelung entdecken würde, und man hat auch auf einen vom besagten Rathe an den Statthalter über jene Thatsache geschriebenen Brief hingedeutet. Nachdem sie in demselben erklärt hatten, daß jene Bekanntmachung unter Zustimmung des Herrn Großkanzlers ergangen sei, welcher die Stelle des Statthalters vertrat, baten sie den letztern, er möchte sie mit einer weitern von ihm unter dem Versprechen einer größern Belohnung zu erlassenden bekräftigen. Und wirklich erließ

er unterm 13. Juni eine Bekanntmachung, in welcher er einem jeden, der innerhalb dreißig Tagen die Person oder Personen zur Anzeige bringe, die sothanes Verbrechen begangen, begünstigt oder unterstützt haben, eine Belohnung von ꝛc. und wenn ein solcher ein Mitschuldiger wäre, auch den Erlaß der Strafe verspricht. Und nun geschieht es zur Vollziehung dieser so ausdrücklich auf eine That vom 18. Mai beschränkte Bekanntmachung, daß der Gerichtspräsident sagt, man habe dem wegen einer unterm 21. Juni verübten Handlung angeklagten Menschen Straflosigkeit versprochen, und sagt es zu dem nämlichen Manne, der sie, wo nicht verfaßt, doch unterschrieben hatte! So sehr hatten sie sich, scheint es, auf die Belagerung von Casale verlassen! denn sonst würde es zu auffallend sein, daß sie bis auf diesen Punkt sich versehen hätten.

Aber was brauchten sie denn mit Spinola solche Umschweife zu machen?

Sie mußten sich an sein Ansehen anklammern, um ein nach dem gemeinen Rechte, wie nach der einheimischen Gesetzgebung gleich unregelmäßiges und mißbräuchliches Verfahren zu bemänteln. Es war allgemeine Regel, sage ich, daß der Richter, aus eigener Machtvollkommenheit einem Angeklagten Straflosigkeit nicht bewilligen konnte. *) In den Constitutionen Karls V., wodurch dem Senate die ausgedehntesten Vollmachten ertheilt sind, ist gleichwohl das Recht, Strafnachlaß, Begnadigungen oder sicheres Geleite zu bewilligen ausgenommen;

---

*) V. Farinacci, Quaest. LXXXI, 277.

da dies eine dem Landesherren vorbehaltene Sache sei. *) Und der bereits angeführte Bossi, der, als damaliger Senator zu Mailand, einer der Verfasser jener Constitutionen war, sagt ausdrücklich: „ein solches Versprechen der Straflosigkeit kann nur der Landesherr ertheilen." **)

Aber warum sollten sie sich in die Lage versetzen einen solchen Umschweif zu machen, da sie zur rechten Zeit sich an den Statthalter wenden konnten, der vom Fürsten sicherlich eine solche Gewalt und die Vollmacht hatte, sie zu übertragen? Und dies ist keine von uns ausgedachte Möglichkeit: sie thaten dies wirklich selbst, bei Gelegenheit eines andern Unglücklichen, der später in diesen unseligen Proceß verwickelt wurde. Der Akt ist im Processe selbst in folgenden Ausdrücken einregistrirt: Ambrosio Spinola, 2c. In Gemäßheit des uns vom Senate mit Bericht vom 5. currentis erstatteten Gutachtens, werdet Ihr, in Kraft des Gegenwärtigen dem Stefan Baruello, der als Verbreiter und Verfertiger von giftigen, zur Vertilgung des Volkes in dieser Stadt verstreuten Salben verurtheilt ist, die Straflosigkeit bewilligen, wenn er innerhalb der von besagtem Senate ihm anberaumten Frist die Urheber und Mitschuldigen solcher Missethat offenbaren wird.

Dem Piazza wurde die Straflosigkeit nicht durch einen förmlichen und amtlichen Akt versprochen; es geschah nur mündlich durch Worte, die der Fiskalbeisitzer

---

*) Constitutiones dominii Mediol: de Senatoribus.
**) Oss. cit. tit. de Confessis per torturum, II.

des Gesundheitsrathes, außeramtlich ihm gesagt hatte. Und das begreift sich, ein solcher Akt würde eine allzu augenscheinliche Falschheit gewesen sein, wenn er sich auf die Bekanntmachung, eine Gewaltanmaßung, wenn er sich auf nichts gestützt hätte. Aber warum, setze ich bei, warum sich in bestimmter Weise die Möglichkeit benehmen, einen Akt von solcher Wichtigkeit in gesetzliche Form zu bringen?

Diese Gründe können wir gewiß nicht bestimmt wissen; aber später werden wir sehen, wozu es den Richtern diente, so gehandelt zu haben.

In jeder Weise war die Unregelmäßigkeit eines solchen Verfahrens so handgreiflich, daß der Vertheidiger des Padilla es unverholen rügte. Obgleich, wie er mit vollem Rechte versichert, er nicht nöthig hatte, über das hinaus zu gehen, was seinen Clienten direkt betraf, um ihn von der thörichten Anklage reinzuwaschen; obgleich er, ohne Grund, und mit wenig Zusammenhang, in jenem Gemisch von Einbildungen und Erfindungen, ein wirkliches Verbrechen und wahre Schuldige annimmt, so macht er dessenungeachtet, zum Ueberfluß, wie man sagt, und um alles zu entkräften was auf jene Anklage Bezug haben könnte, verschiedene Einwendungen gegen den Theil des Processes, der die andern betraf. Ohne die Autorität des Senats in dieser Materie anzufechten (denn zuweilen halten sich die Leute für mehr beleidigt, wenn man ihre Macht, als wenn man ihre Redlichkeit in Zweifel zieht) wandte er in Beziehung auf die Straflosigkeit ein, daß Piazza „nur bei dem Herrn Fiskalbeisitzer vorgeführt worden, welcher keine Gerichtsbarkeit habe . . . . es sei deßhalb nichtig, und gegen die Vor-

schriften des Rechts verfahren worden.“ Und da er von jener nachträglich geschehenen Meldung und gelegentlich von jener Straflosigkeit spricht, sagt er: „und doch liest man bis zu jenem Zeitpunkte in den Akten nichts von Straflosigkeit, die doch jener Anschuldigung gegenüber nach den Vorschriften des Rechts daraus ersichtlich sein sollte.“

An dieser Stelle der Vertheidigung wird, wie zufällig, ein sehr bedeutungsvolles Wort hingeworfen. Indem der Advokat die Handlungen durchgeht, die der Straflosigkeit vorangingen, machte er gegen die gegen den Piazza angewendete Folter keine ausdrückliche und direkte Einwendung, aber er drückt sich so darüber aus: „unter dem Vorwand von Unwahrscheinlichkeiten gemartert.“ Und es ist, wie mir scheint, ein bemerkenswerther Umstand, daß die Sache auch damals, auch vor denen beim Namen genannt worden ist, welche deren Urheber waren, und zwar von einem Manne, der gar nicht daran dachte, die Unschuld desjenigen zu vertheidigen, welcher das Opfer derselben geworden war.

Man muß sagen, daß jenes Versprechen der Straflosigkeit im Publikum wenig bekannt geworden ist, weil Ripamonti, der die hauptsächlichsten Momente des Processes in seiner Geschichte der Pest erzählt, dessen keine Erwähnung thut, ja es indirekt ausschließt. Dieser Schriftsteller, unfähig, die Wahrheit absichtlich zu entstellen, aber darin unentschuldbar, daß er weder die Vertheidigung des Padilla, noch den dieser beigegebenen Aktenauszug gelesen, und lieber dem Geschwätz des Publikums, oder den Lügen irgend eines Betheiligten geglaubt hatte, erzählt dagegen, daß Piazza gleich nach

der Folterung, und während man ihn losband, um ihn in's Gefängniß zurückzuführen, mit einer freiwilligen Offenbarung hervorgetreten sei, die Niemand erwartet habe. *) Die lügenhafte Offenbarung wurde allerdings gemacht, aber am folgenden Tage, nach der Unterredung mit dem Beisitzer, und mit Leuten, die sie ganz sicher erwarteten; so daß, wenn jene wenigen Urkunden nicht erhalten worden wären, wenn der Senat nur mit dem Publikum und der Geschichte zu thun gehabt hätte, er seine Absicht durchgesetzt haben würde, jene für den Proceß so wichtige Thatsache, welche zu allen nachfolgenden das Signal gegeben hatte, zu verdunkeln.

Was bei jener Unterredung vorging, Niemand weiß es, und Jedermann bildet es sich ungefähr ein. „Es ist sehr wahrscheinlich," sagt Verri, „daß man im Gefängnisse selbst dem Unglücklichen weiß gemacht habe, daß, wenn er auf dem Läugnen beharre, die Pein jeden Tag von Neuem beginnen würde, daß man das Verbrechen für gewiß halte; für ihn gebe es kein anderes Mittel, als sich anzuklagen, und seine Mitschuldigen anzugeben; so würde er sein Leben retten, und sich den Martern entziehen, die seiner täglich von Neuem harreten. Piazza verlangte also und erhielt Straflosigkeit unter der Bedingung jedoch, daß er den Sachverhalt aufrichtig angebe." **)

Es scheint jedoch keineswegs wahrscheinlich, daß Piazza Straflosigkeit begehrt habe. Der Unglückliche, wie wir im weitern Verlauf des Processes sehen werden,

*) De peste etc. pag. 84.
**) Oss. §. IV.

ging nur in soweit vorwärts, als er geschleppt wurde, und es ist viel glaublicher, daß, um ihn zu jenem ersten, so befremdenden und schrecklichen Schritte zu bestimmen, sich selbst und andere zu verläumden, der Beisitzer sie ihm angeboten habe. Ferner würden die Richter als sie nachmals mit ihm darüber sprachen, einen so wichtigen Umstand, der dem Geständnisse ein um so größeres Gewicht beigelegt hätte, nicht ausgelassen haben; noch hätte ihn der Gerichtspräsident in seinem Briefe an Spinola ausgelassen.

Aber wer vermag sich die Kämpfe dieses Mannes vorzustellen, welcher die so neue Erinnerung an die erduldeten Qualen abwechslungsweise durch den Schrecken, sie von Neuem zu erdulden, und den Schauder, sie andern zu verursachen, gefoltert haben wird! an welchen die Hoffnung, einem entsetzlichen Tode zu entgehen, nur in Begleitung des Schreckens herantrat, ihn einem andern Unschuldigen zu bereiten! denn er konnte nicht glauben, daß sie sich entschließen könnten, eine Beute aufzugeben, ohne wenigstens eine andere erhascht zu haben, er konnte nicht glauben, daß sie ohne eine Verurtheilung zur Ruhe kommen würden. Er gab nach, er umfaßte jene Hoffnung, so schauderhaft und ungewiß sie war, er ergriff das Unternehmen, so ungeheuer und schwierig es sein mochte, und dachte darüber nach, wie er anstatt seiner ein anderes Opfer unterschieben könne. Aber wie sollte er eines finden? an welchen Faden sollte er anknüpfen? welche Wahl sollte er treffen? Es war eine wirkliche Thatsache gewesen, die die Veranlassung und den Vorwand zu seiner Anklage gegeben. Er war in die Vetrastraße getreten, war nahe an der Mauer

gegangen, hatte sie berührt; eine Unglückselige hatte etwas gesehen, aber nicht recht. Eine eben so unschuldige, eben so gleichgiltige Handlung, man sieht's, war es, die ihm die Person und das Mährchen an die Hand gab.

Der Barbier Giangiacomo Mora verfertigte und verkaufte eine Salbe gegen die Pest, eines von den tausend Specificis, welche Credit fanden und finden mußten in einer Zeit, da ein Uebel seine Verheerungen anrichtete, gegen welches man kein Heilmittel kannte, und in einem Jahrhunderte, in welchem die Arzneikunde das Zutrauen der Leute nicht in dem Grade sich zu erwerben gewußt hatte, um der Quacksalberei Thür und Thor zu verschließen. Wenige Tage vor seiner Verhaftung hatte Piazza jene Salbe von dem Barbiere verlangt; dieser hatte versprochen, sie zu bereiten; und da er ihn darauf auf dem Carrobio begegnete, am Morgen des Tages, da die Verhaftung erfolgte, so sagte er ihm, die Salbe sei fertig, er solle sie abholen. Man verlangte von Piazza eine Geschichte über Salbe, Verabredung und Vetrastraße; jene ganz neuerlichen Umstände dienten ihm als Stoff, eine zusammenzusetzen: wenn man es zusammensetzen nennen kann, an viele wirklichen Umstände eine mit ihnen unvereinbare Erfindung anzuknüpfen.

Am folgenden Tag, den 26. Juni, wird Piazza vor die Verhörscommission geführt, und der Beisitzer fordert ihn auf: Gebt nun, in Uebereinstimmung mit dem, was Ihr mir außergerichtlich eingestanden habt, auch in Gegenwart des Notars Balbiano an, ob Ihr wißt, wer der Verfertiger der Salben sei, womit man so oftmals die Mauern und Thüren der Häuser und die Thür-

schnallen in dieser Stadt beschmiert gefunden hat.

Aber der Unglückliche, der, nur mit Widerwillen lügend, sich so wenig wie möglich von der Wahrheit zu entfernen suchte, antwortete: mir hat er die Salbe gegeben, der Barbier.

Man sagt ihm, er solle den besagten Barbier nennen; und der Mitschuldige, der Gehilfe bei dem Attentate antwortet: ich glaube er heißt Gio-Giacomo; seinen Geschlechtsnamen kenne ich nicht. Er wußte nicht gewiß, wo er wohne, und wo er seine Officin habe; und sagte dies auf eine weitere Frage.

Sie fragen ihn, ob er Constitut von dem benannten Barbier wenig oder viel von jener Salbe erhalten habe. Antwort: Ich habe so viel bekommen, als dieses Tintengeschirr fassen könnte, das hier auf dem Tische steht. Wenn er von Mora das Töpfchen mit dem Schutzmittel, das er von ihm verlangt hatte, wirklich erhalten hätte, so würde er es beschrieben haben; aber da er seinem Gedächtnisse nichts entnehmen konnte, so hing er sich an einen vor Augen liegenden Gegenstand, um sich an etwas Wesenhaftes anzuklammern. Sie fragen ihn, ob benannter Barbier ein Freund von ihm Constituten sei. Und er, nicht gewahrend, wie die Wahrheit, die sich seinem Gedächtnisse darstellt, gegen die Erfindung verstoße, antwortet: Er ist ein Freund, ja Herr, so von guten Morgen, gutes Jahr, ja Herr; das soll heißen, er kenne ihn kaum vom Grüßen.

Aber die Verhörrichter gingen, ohne eine Bemerkung zu machen, auf die Frage über, bei welcher Gelegenheit benannter Barbier ihm die Salbe gegeben habe. Antwort: Ich ging da vorüber und er rief mir zu und sagte: ich habe Euch da etwas zu geben ich weiß nicht was; ich fragte ihn, was es sei? und er sagte: es ist ich weiß nicht was für eine Salbe; und ich sagte: ja ja ich will dann kommen, und sie holen; und so gab er sie mir denn nach zwei oder drei Tagen. Er ändert die wesentlichen Umstände des Vorgangs, in so weit es nöthig ist, um ihn dem Mährchen anzupassen; aber er läßt ihm seine Färbung; und einige der Worte, die er anführt, waren wahrscheinlich solche, die zwischen ihnen wirklich gewechselt worden waren. Worte, die in Folge einer bereits getroffenen Verabredung, in Betreff eines Präservativs gegen die Pest gesprochen worden waren, gab er für solche aus, die in der Absicht gesprochen worden seien, plötzlich eine, wenigstens ebenso thörichte als greuliche Vergiftung in Vorschlag zu bringen.

Bei alledem gehen die Verhörrichter mit den Fragen um Ort, Tag, Stunde des Antrages, und der Zustellung voran, und, von den Antworten nie zufriedengestellt, verlangen sie noch andere. Was sagte er, da er Euch das Salbentöpfchen zustellte?

Er sagte mir: nehmet dieses Töpfchen, und salbet damit die Mauern dahinten, und dann kommt zu mir, Ihr sollt eine Handvoll Geld haben.

„Aber warum salbte denn der Barbier nicht selbst

bei Nacht, da er keine Gefahr lief!" bemerkt, ich möchte fast sagen, schreit Verri hier auf. Eine solche Unwahrscheinlichkeit tritt bei einer folgenden Antwort noch mehr hervor. Befragt, ob der besagte Barbier ihm Constitut den bestimmten Ort zu salben angewiesen habe, antwortet er: er sagte mir, ich sollte hier in Vetra de Cittadini salben, und bei seiner Thür anfangen, wo ich wirklich auch anfing.

„Nicht einmal seine eigene Thür hatte der Barbier gesalbt!" bemerkt hier Verri von Neuem. Und es bedurfte wahrlich nicht seines Scharfsinnes, um eine ähnliche Bemerkung zu machen; es bedurfte der Verblendung der Leidenschaft, um sie nicht zu machen, oder der Bosheit der Leidenschaft, um ihr nicht Rechnung zu tragen, wenn sie, wie es natürlicher ist, sich auch dem Geiste der Untersuchungsrichter aufdrang.

Der Unglückliche erfand so aus Noth, wie mit Gewalt, und blos wenn er angeregt, und wie von den Fragern angestachelt war, so daß man nicht zu errathen vermag, ob jenes Geldversprechen von ihm ersonnen worden sei, um irgend einen Grund dafür anzugeben, daß er einen derartigen Auftrag angenommen habe, oder ob es ihm durch eine Frage des Beisitzers in jener geheimnißvollen Unterredung eingeblasen worden sei. Das Gleiche gilt von einer andern Erfindung, womit er im Verhöre indirekt einer andern Schwierigkeit begegnete, jener nämlich, wie er, ohne Schaden zu nehmen, mit dieser tödtlichen Salbe habe umgehen können. Sie fragen ihn, ob besagter Barbier ihm Constituten gesagt habe, aus welchem Grunde er die besagten Thüren und Mauern einsalben lasse.

Er antwortet: er hat mir nichts gesagt; ich bilde mir aber wohl ein, daß besagte Salbe vergiftet gewesen sei, und den menschlichen Leibern habe schaden können, denn am folgenden Morgen gab er mir ein Wasser zu trinken, wobei er mir sagte, ich würde dadurch gegen das Gift dieser Salbe geschützt.

Allen diesen Antworten, und andern von gleichem Werthe, die zu berichten unnütz und weitläufig wäre, fanden sie gar nichts entgegen zu halten, oder um uns richtiger auszudrücken, sie hielten ihnen nichts entgegen. Blos über einen Umstand glaubten sie Erläuterung verlangen zu müssen: aus welchem Grunde er es nicht die andern Male habe sagen können.

Er antwortete: ich weiß es nicht; auch weiß ich es keiner andern Ursache zuzuschreiben, als jenem Wasser, das er mir zu trinken gab; denn Ihr seht wohl, gnädiger Herr, daß ich der großen Qualen unerachtet, nichts habe sagen können.

Dies Mal aber sind diese Männer, die sonst so leicht zu befriedigen waren, nicht zufrieden, und sie kommen nochmals auf die Frage zurück: Aus welchem Grunde habt Ihr diese Wahrheit nicht früher als erst jetzt gesagt, besonders da Ihr Samstag und gestern auf eine Weise gefoltert worden seid, wie es geschehen ist.

Ei welche Wahrheit denn? Er antwortet: ich habe es nicht gesagt, weil ich nicht gekonnt habe, und wenn ich hundert Jahre unter dem Seil gewesen wäre, hätte ich niemals etwas sagen

können, weil ich nicht sprechen konnte, denn sobald man mich nach etwas genauerem fragte, so kam es mir aus dem Sinne, und ich konnte nicht sprechen. Nachdem sie dies gehört hatten, brachen sie das Verhör ab, und schickten den Unglücklichen in's Gefängniß zurück.

Aber genügt es, ihn einen Unglücklichen zu nennen?

Bei einer solchen Frage wird das Gewissen verwirrt, weicht aus und möchte sich für incompetent erklären; es scheint beinahe eine erbarmungslose Vermessenheit, eine pharisäische Schaustellung, einen Menschen zu verurtheilen, der in solchen Aengsten und unter solchen Nachstellungen handelte. Aber zu einer Antwort genöthigt, muß das Gewissen sagen: er war auch schuldig; die Leiden und der Schrecken des Unschuldigen sind etwas Großes, haben große Kraft; aber nicht jene, das ewige Gesetz zu ändern, zu bewirken, daß die Verläumdung aufhöre eine Schuld zu sein. Und selbst das Mitleid, das den Gemarterten doch gerne entschuldigen möchte, empört sich gleichfalls gegen den Verläumder: es hat einen andern Unschuldigen nennen hören; es sieht andere Leiden, andere Schrecken, vielleicht andere ähnliche Verschuldungen voraus.

Und glauben wir die Menschen, welche jene Aengsten schufen, jene Fallstricke legten, mit den Worten entschuldigt zu haben: man glaubte eben an die Salbungen; und die Folter war da? Auch wir glauben an die Möglichkeit, die Menschen mit Gift zu tödten; und was würde man von einem Richter sagen, der dieses als Beweis anführen würde, daß er einen Menschen als Giftmischer gerechter Weise verurtheilt habe? Es besteht

auch noch die Todesstrafe; und was würde man einem antworten, der es unternähme, alle Todesurtheile damit zu rechtfertigen? nein, es gab für Guglielmo Piazza's Fall keine Folter; es waren die Richter, die sie wollten, die, sozusagen sie für jenen Fall erfanden. Wenn er sie getäuscht hätte, wäre es ihre Schuld gewesen, weil es ihr Werk war; aber wir haben gesehen, daß er sie nicht getäuscht hatte. Setzen wir den Fall, daß sie von Piazza's Worten im letzten Verhöre getäuscht worden seien, daß sie eine in jener Weise auseinander gesetzte, erläuterte, ausführlich erzählte Thatsache haben glauben können. Wodurch waren jene Worte, wie sie sie erhalten hatten, hervorgerufen worden? Durch ein Mittel, über dessen Ungesetzmäßigkeit sie sich nicht täuschen durften, und sich wirklich auch nicht täuschten, weil sie dasselbe zu verbergen und zu bemänteln suchten.

Wenn, was unmöglich war, alles was nachher kam, ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen gewesen wäre, ganz geeignet den Irrthum zu bestärken, so würde die Schuld dennoch auf denjenigen lasten, die demselben die Bahn gebrochen hatten. Allein wir werden dagegen sehen, daß alles von jenem nämlichen Willen geleitet wurde, der, um den Irrthum bis ans Ende aufrecht zu halten, auch die Gesetze umgehen, der handgreiflichen Wahrheit widerstreben, sich über die Redlichkeit hinwegsetzen, wie dem Mitleid sich verschließen mußte.

IV.

Der Beisitzer rannte mit der Häscherschaar nach dem Hause des Mora, und sie fanden ihn in seiner

Officin. Nun hatte man wieder einen andern Verbrecher, der nicht daran dachte, zu fliehen, oder sich zu verbergen, obgleich sein Mitschuldiger schon vier Tage im Gefängniß lag. Es war einer seiner Söhne bei ihm; und der Beisitzer befahl, daß beide verhaftet werden sollten.

Verri, der die Taufbücher von St. Lorenz eingesehen, hatte gefunden, daß der unglückliche Barbier auch noch drei Töchter haben konnte, eine von vierzehn Jahren, eine von zwölf, und eine die kaum sechs zurückgelegt hatte. Es ist schön, zu sehen, wie ein reicher, adeliger, berühmter, in Amt und Würden stehender Mann sich um eine arme, unbekannte, vergessene, was sage ich? um eine beschimpfte Familie kümmert; und mitten unter einer Nachkommenschaft, der blinden und zähen Erbin der thörichten Verwünschung ihrer Ahnen, neue Gegenstände eines großmüthigen, und weisen Mitleids aufsucht. Gewiß, es ist nicht vernünftig, das Mitleid der Gerechtigkeit entgegen zu setzen, welche auch dann strafen muß, wenn sie gezwungen ist, zu beweinen, und sie wäre nicht Gerechtigkeit, wenn sie dem Schmerze der Unschuldigen zu lieb die Strafe der Schuldigen nachlassen wollte. Aber gegen die Gewalt und den Betrug ist das Mitleid auch ein Recht. Und wenn es nichts gewesen wäre, als jener erste Kummer einer Gattin und einer Mutter, jene Offenbarung eines so neuen Schreckens, eines so neuen Herzeleides für die zarten Mädchen, welche ihren Vater, ihren Bruder ergreifen, binden, wie Verbrecher behandeln sehen mußten; so wäre es schon ein schrecklicher Vorwurf gegen jene, die von der Gerechtigkeit nicht verpflichtet, ja vom Gesetze nicht ein-

mal befugt waren, so weit zu gehen. Denn, auch um zur Verhaftung zu schreiten, waren natürlicher Weise Anzeigen erforderlich. Und hier lag weder ein Gerücht, noch Flucht, noch Klage eines Beleidigten, noch die Anklage einer glaubwürdigen Person, noch Zeugenaussage vor; es war nichts anderes, als die Angabe eines vermeintlichen Mitschuldigen. Und damit eine solche Angabe, die an sich gar keinen Werth hatte, dem Richter die Befugniß zum Einschreiten gebe, waren noch viele Bedingungen erforderlich. Wir werden Gelegenheit haben zu sehen, daß mehr als eine wesentliche nicht beobachtet wurde, und man könnte es leicht von vielen andern nachweisen. Aber dies ist nicht nöthig; denn wenn auch alle pünktlich erfüllt worden wären, so lag in diesem Falle ein Umstand vor, der die Anklage von Grund aus und unheilbar nichtig machte: weil sie in Folge eines Versprechens der Straflosigkeit gemacht worden war. „Wer etwas offenbart wegen Hoffnung auf Straflosigkeit, ob sie ihm nun vom Gesetze eingeräumt, oder vom Richter versprochen sei, dem wird gegen den als mitschuldig bezeichneten kein Glauben beigemessen," sagt Farinacci. *) Und Bossi: „man kann gegen das Zeugniß einwenden, daß derjenige, der es abgelegt hat, es darum abgelegt habe, weil ihm Straflosigkeit versprochen worden sei . . . . indem ein Zeuge aufrichtig, und nicht in der Hoffnung auf einen Vortheil aussagen muß . . . . Und dies gilt auch in den Fällen, in denen man, aus andern Gründen, Einwendungen gegen die Regel erheben kann, welche den Mitschuldigen vom Zeugnisse ausschließt . . . .

---

*) Quaest. XLIII, 192. V. Summarium.

weil derjenige, welcher wegen versprochener Straflosigkeit Zeugniß gibt, ein bestochener ist, und man ihm deßhalb nicht glaubt." *) Und dies war eine unbestrittene Lehre.

Während sie sich anschickten, alles zu durchsuchen, sagte Mora zu dem Beisitzer: O sehet, gnädiger Herr! ich weiß, daß Ihr wegen der Salbe gekommen seid; seht sie hier, gnädiger Herr; gerade dieses Töpfchen hatte ich bereitet, um es dem Commissär zu geben, aber er ist nicht gekommen, es abzuholen; ich habe Gott sei Dank, nichts Unrechtes gethan. Seht Euch nur überall um, gnädiger Herr; ich habe nichts Unrechtes gethan: Ihr könnt mir's wohl ersparen, mich einsperren zu lassen. Der Unglückliche glaubte, sein Vergehen bestehe darin, daß er jenes Specificum ohne Licenz bereitet und verkauft habe.

Sie durchsuchen alles; mustern Töpfe, Töpfchen, Flaschen, Fläschchen, Gläser. (Die Barbiere jener Zeit trieben die niedere Wundarzneikunde, und spielten nebenbei ein wenig den Arzt, ein wenig den Apotheker, es war ja nur ein Schritt.) Zwei Dinge schienen verdächtig; und, indem wir den Leser um Entschuldigung bitten, sind wir genöthigt, davon zu sprechen, weil der von ihnen während der Visitation geäußerte Verdacht es war, der in der Folge dem armen Unglücklichen einen Wink, ein Mittel an die Hand gab, sich unter den Folterqualen anklagen zu können. Uebrigens ist in dieser ganzen Geschichte etwas Schlimmeres, als der Eckel.

Zur Zeit der Pest war es natürlich, daß ein Mann,

---

*) Tractatus var. tit. de oppositionibus contra testes; 21.

der mit vielen Personen und hauptsächlich mit Kranken verkehren mußte, so viel wie möglich von seiner Familie abgesondert blieb; und der Vertheidiger Padilla's macht diese Bemerkung, wo er, wie wir gleich sehen werden, dem Processe den Mangel eines objectiven Thatbestandes entgegen hält. Selbst die Pest hatte später unter jener verzweifelten Bevölkerung das Bedürfniß der Reinlichkeit vermindert, das schon vorher gering war. Es fanden sich deßhalb hinter der Officin duo vasa stercore humano plena, heißt es im Processe. Ein Häscher wunderte sich darüber, und (allen war es erlaubt, gegen die Salber zu reden) macht die Bemerkung, daß die Kloake oben sei. Mora antwortete: ich schlafe hier unten und gehe nicht hinauf.

Das zweite war, daß man in einem Höfchen einen Ofen mit einem eingemauerten kupfernen Kessel sah, in welchem trübes Wasser gefunden wurde, auf dessen Grund ein klebriger gelbweißer Stoff sich vorfand, der, an die Wand geworfen, sich anhängte, wie ein angestellter Versuch bewies.

Mora sagte: es ist Lauge, und die Akten bemerken, daß er es mit vielem Nachdruck sagte: was uns zeigt, wie sie sich stellten, als fänden sie ein Geheimniß darin. Aber wie konnten sie es doch wagen, mit jenem so gefährlichen, so geheimnißvollen Gifte so zutraulich umzugehen? Man muß eben sagen, daß die Wuth die Furcht verschlang, die doch eine ihrer Ursachen war.

Unter den Papieren fand man dann ein Recept, das der Beisitzer dem Mora in die Hand gab, damit er erkläre, was es sei. Dieser zerriß es, weil er in

seiner Verwirrung meinte, es sei das Recept zu dem Specificum. Die Stücke wurden geschwind wieder zusammengesucht; aber wir werden sehen, wie dieser unglückselige Vorfall in der Folge gegen den Unglücklichen ausgebeutet wurde.

In dem Auszug des Processes findet man nicht, wie viele Personen zugleich mit ihm verhaftet wurden. Ripamonti sagt, daß man alle Leute aus dem Hause und aus der Officin weggeführt habe; Knaben, Jünglinge, Frau, Kinder und auch Verwandte, welche da waren.

Beim Austritt aus jenem Hause, in das er keinen Fuß mehr setzen sollte, aus jenem Hause, das von Grund aus zerstört werden und einem Denkmal der Schande Platz machen sollte, sagte Mora: ich habe nicht gefehlt, und wenn ich gefehlt habe, so mag ich gestraft werden; aber außer jener Latwerge habe ich nichts gemacht; sollte ich jedoch in etwas gefehlt haben, so bitte ich um Gnade.

Er wurde am nämlichen Tage verhört, und hauptsächlich über die Lauge, die man bei ihm im Hause gefunden hatte, und über seine Beziehungen zum Commissär. In Betreff der erstern antwortete er: Herr, ich weiß nichts, die Frauen haben sie machen lassen: von ihnen mag man Auskunft verlangen, sie werden es sagen; ich wußte so viel, daß jene Lauge da sei, als ich glaubte, daß man mich ins Gefängniß abführen würde.

In Betreff des Commissärs erzählte er von dem Salbentöpfchen, das er ihm geben sollte, und spezificirte dessen Bestandtheile; andere Beziehungen habe er zu

ihm keine gehabt, außer daß er vor etwa einem Jahre zu ihm gekommen sei, um eine chirurgische Verrichtung an sich vornehmen zu lassen.

Gleich darauf wurde sein Sohn verhört; und damals war es, da der arme Knabe das närrische Geschwätz von dem Töpfchen und der Feder wiederholte, von dem wir im Anfange berichtet haben. Uebrigens war das Verhör ganz beweislos, und Verri bemerkt in einer Randglosse: „man mußte den Sohn des Barbiers über jene Lauge befragen und sehen, wie lange sie in dem Kessel war, wie und zu welchem Gebrauche sie gemacht worden sei, und dann hätte man die Sache besser aufgeklärt. „Aber," setzte er bei, „sie fürchteten, ihn nicht schuldig zu finden." Und das ist in Wahrheit der Schlüssel zu allem.

Sie befragten jedoch über diesen Gegenstand die arme Frau des Mora, welche auf die verschiedenen Fragen antwortete, daß sie vor zehn oder zwölf Tagen eine Wäsche gehabt habe; daß man jedesmal zum chirurgischen Gebrauch Lauge aufbewahre, daß sie deßhalb dieselbe im Hause vorgefunden hätten; man habe sie aber nicht verwendet, weil man sie eben nicht nöthig gehabt habe.

Man ließ die Lauge von zwei Wäscherinnen und drei Aerzten untersuchen. Jene sagten, es sei Lauge, aber verdorbene; diese, es sei keine Lauge; die einen und die andern, weil der Bodensatz anklebe und Fäden mache. „In der Officin eines Barbiers," sagt Verri, „wo man von Wunden und Pflaster verunreinigte Tücher gewaschen haben wird, was ist natürlicher, als daß

man da nach mehreren Sommertagen einen klebrigen, fetten, gelben Bodensatz antrifft?" *)

Aber am Ende kam bei dieser Untersuchung keine Entdeckung, sondern blos ein Widerspruch zum Vorschein. Und Padilla's Vertheidiger folgert daraus mit augenscheinlichem Recht, daß man bei der Durchlesung dieses Anklageprocesses keinen objectiven Thatbestand aufzufinden vermöge; ein nothwendiges Erforderniß und eine nothwendige Vorbedingung, ehe von einer Anschuldigung, einem so nachtheiligen Akte, einem so unersetzlichen Schaden die Rede sein könne. Und er bemerkt, daß dies um so nöthiger wäre, als die Wirkung, die man einem Verbrechen zuschreiben wolle, ihre ganz natürliche Ursache habe.

„Wie nöthig es sei, bei derartigen unzuverläßigen Urtheilen," sagt er, „auf den wahren Grund zu kommen, das forderten gebieterisch die unglückdrohenden Constellationen und die Deutereien der Astrologen, die für das Jahr 1630 nichts Anderes finden wollten als Pest, und schließlich die Wahrnehmung, daß so viele berühmte Städte in der Lombardei und in Italien von der Pest verheert und entvölkert werden, in denen man nicht an Salbungen denkt, noch sich davor fürchtet." Auch der Irrthum kommt hier der Wahrheit zu Hilfe, die dessen jedoch nicht bedurfte. Aber es thut weh, wenn man sehen muß, daß dieser Mann, nachdem er diese und andere Bemerkungen gemacht hatte, die gleich geeignet waren, das Verbrechen selbst als ein Hirngespenst hinzustellen, nachdem er die Aussagen, welche seinen Schützling anklagten, der Gewalt der Folterqualen

*) Osserv. §. IV.

beigemessen hatte, daß dieser Mann, sage ich, an einer Stelle folgende auffallende Worte sagt: „man muß bekennen, daß die Genannten und andere Mitschuldigen aus Bosheit und in der Absicht, die Häuser auszuplündern und Gewinn zu machen, wie der besagte Barbier zu Fol. 104 der Akten angegeben hat, zu einem solchen Verbrechen gegen ihre eigene Vaterstadt sich verleiten ließen."

In dem Berichte an den Statthalter spricht der Gerichtspräsident von diesem Umstande also: „Der Barbier ist verhaftet, in seinem Hause wurden einige nach dem Urtheile von Sachverständigen sehr verdächtige Mischungen gefunden." Verdächtige! das ist ein Wort, womit der Richter beginnt, aber nicht endiget, außer gegen seinen Willen, und nachdem er erst alle Mittel versucht hat, um zur Gewißheit zu gelangen. Und wenn nicht Jedermann wüßte oder errathen könnte, welches die Mittel seien, die damals noch im Gebrauche waren oder die man hätte anwenden können, wenn man wahrhaft darauf gedacht hätte, über die giftige Beschaffenheit jener Schweinerei ins Reine zu kommen, so hätte der Mann, der bei dem Processe die obere Leitung hatte, es uns zu wissen gethan. In jenem zweiten, eben erst erwähnten Briefe, durch den der Gesundheitsrath den Statthalter von der großen Besudelung vom 18. Mai benachrichtigte, sprach man auch von einem an Hunden gemachten Versuche, „um sich Gewißheit zu verschaffen, ob jene Fettsubstanzen ansteckend seien, oder nicht." Aber damals hatten sie noch keinen Menschen in ihrer Gewalt, an dem man mit der Folter hätte experimentiren können, und gegen den der Pöbel schrie: fort mit ihm.

Bevor man jedoch den Mora folterte, wollte man von dem Commissär deutlichere und bestimmtere Aussagen; und der Leser wird sagen, daß diese nöthig waren. Sie ließen ihn also kommen und fragten ihn, ob das, was er angegeben habe, wahr sei, und ob er sich nicht noch an etwas Anderes erinnere. Er bestätigte seine erste Angabe, fand aber nichts beizusetzen.

Dann sagten sie, es habe sehr viel Unwahrscheinliches, daß zwischen ihm und besagtem Barbier nicht eine andre Verabredung stattgefunden, als jene, die er angegeben habe, da es sich von einer so hochwichtigen Sache gehandelt habe, die man Niemanden zur Ausführung überlasse, als wenn man erst lange und vertraute Unterhandlung gepflogen, aber nicht so im Vorbeigehen, wie er angegeben habe.

Die Bemerkung war richtig, aber sie kam zu spät. Warum machte man sie nicht gleich, da Piazza die Sache in jenen Ausdrücken vorbrachte? Warum so etwas Wahrheit nennen? Hatten sie denn für die Wahrscheinlichkeit einen so abgestumpften, unempfänglichen Sinn, daß ein ganzer Tag dazu gehörte, um wahrzunehmen, daß keine vorhanden war? Sie? Ganz das Gegentheil. Sie hatten einen sehr feinen, ja einen nur zu feinen. Waren es nicht dieselben Leute, welche auf der Stelle die Unwahrscheinlichkeit herausgefunden hatten, daß Piazza nicht von der Verunreinigung in der Vetrastraße hätte reden gehört? und daß er den Namen des Kirchspiels-Deputirten nicht kennen sollte? Und

warum denn in dem einen Falle so bedenklich, im andern so leichtgläubig?

Das Warum wußten sie, und derjenige, der alles weiß; was auch wir sehen können, ist, daß sie die Unwahrscheinlichkeit fanden, da sie ein Vorwand zur Folterung Piazza's sein konnte; sie aber nicht fanden, da sie ein zu offenbares Hinderniß gegen die Gefangensetzung des Mora gewesen wäre.

Es ist wahr, wir haben gesehen, daß die Aussage des erstern, als von Grund aus nichtig, ihnen kein Recht gab, dazu zu schreiten. Aber weil sie um jeden Preis sich derselben bedienen wollten, so mußten sie sie wenigstens unangetastet lassen. Wenn sie ihm das erste Mal jene Worte gesagt hätten: Es hat viel Unwahrscheinliches; wenn er die Schwierigkeit nicht gelöst hätte, indem er die Sache in eine minder befremdende Form brachte, und ohne dem bereits Gesagten zu widersprechen (Dinge, die kaum zu erwarten gewesen waren); so hätten sie sich in die Alternative versetzt gesehen, entweder den Mora unangefochten zu lassen, oder aber ihn einzusperren, nachdem sie selbst gegen einen solchen Akt, so zu sagen, protestirt hatten.

Die Bemerkung war von einer fürchterlichen Warnung begleitet. Darum, wenn er sich nicht entschließen werde, die reine Wahrheit zu sagen, so betheuere man ihm, daß man ihm die zugesicherte Straflosigkeit nicht halten werde; sobald man finde, daß das frühere Geständniß gemindert werde, und er nicht alles so angebe, wie es sich zwischen ihm und dem obgenannten Barbier zugetragen habe; im Ge-

gentheil aber, wenn er die Wahrheit sage, werde man ihm das Versprechen der Straflosigkeit halten.

Nun sieht man, wie wir oben angedeutet haben, wozu es den Richtern diente, daß sie sich wegen dieser Straflosigkeit nicht an den Statthalter gewendet hatten. Wäre sie von diesem in königlicher Vollmacht durch einen feierlichen, den Akten einverleibten Akt ertheilt worden, so konnte man sie nicht mit solcher Ungezwungenheit zurückziehen.

Man bemerke, daß die Straflosigkeit für Baruello vom Statthalter unterm 5. September, d. h. nach der Folterung des Piazza, Mora und manches andern Unglücklichen erbeten worden war. Man konnte sich nun schon der Gefahr aussetzen, etwa einen durchschlüpfen zu lassen: das wilde Thier hatte gefressen, und sein Gebrüll mußte nicht mehr so ungeduldig und gebieterisch sein.

Auf diese Warnung hin mußte der Commissär, weil er auf seinem unseligen Vorsatze beharrte, seinen ganzen Verstand aufbieten, aber er wußte nichts Anderes zu thun als die frühere Geschichte zu wiederholen. Ich will's Euch sagen, gnädiger Herr: zwei Tage, bevor er mir die Salbe gab, war der benannte Barbier in Gesellschaft von drei andern in der Straße zum Tessiner Thor; und als er mich vorübergehen sah, sagte er zu mir: Commissär, ich muß Euch eine Salbe geben; ich antwortete ihm: wollt Ihr sie mir gleich geben? er aber sagte nein, und sagte mir damals nichts von der Wirkung, welche

die benannte Salbe hervorbringen sollte; aber als er mir sie später gab, so sagte er mir, es sei eine Salbe, um die Mauern zu beschmieren, damit die Leute daran stürben; und ich fragte ihn nicht, ob er sie schon probirt habe. Nur hatte er das erste Mal gesagt: er sagte mir nichts; ich bilde mir wohl ein, daß benannte Salbe vergiftet war. Das zweite Mal: er sagte mir, es sei, um zu machen, daß die Leute daran stürben. Aber ohne auf den Widerspruch im Geringsten zu achten, fragen sie ihn, wer die Leute gewesen, die den benannten Barbier begleitet hätten, und wie sie gekleidet gewesen.

Wer sie gewesen, weiß er nicht; er vermuthet, es müßten Nachbarn Mora's gewesen sein; wie sie gekleidet gewesen seien, erinnert er sich nicht. Blos behauptet er, es sei alles wahr, was er gegen ihn ausgesagt habe. Befragt, ob er bereit sei, es ihm in's Gesicht zu sagen, antwortet er ja. Er wird auf die Folter gebracht, um sich von der Ehrlosigkeit zu reinigen und damit er gegen jenen Unglücklichen Anzeige machen könne.

Die Zeiten der Folter liegen, Gott sei Dank, weit genug hinter uns, als daß diese Redensarten nicht einer Erläuterung bedürften. Ein römisches Gesetz schrieb vor, daß „das Zeugniß eines Gladiators oder einer ähnlichen Person ohne die Folter nichts gelten sollte;" *) die Rechtswissenschaft hatte darum in der Folge unter dem Titel als Ehrlose die Personen bezeichnet, auf

*) Dig. lib. XXII. tit. V. de testibus; l. 21. 2.

welche jene Regel ihre Anwendung finden sollte: und der Angeschuldigte, geständig oder überwiesen, gehörte dieser Kathegorie an. Dies ist es also, was sie unter dem Ausdrucke verstanden, daß die Folter von der Ehrlosigkeit reinige. Als ein Ehrloser, sagten sie, verdient der Mitschuldige keinen Glauben; aber wann er etwas gegen seinen eigenen höchsten vor Augen liegenden Vortheil bestätiget, so könne man glauben, daß es die Wahrheit sei, die ihn zu seiner Aussage zwinge. Wenn also ein Angeschuldigter zum Ankläger Anderer wird und man ihm eröffnet, er solle entweder die Anklage zurücknehmen, oder sich die Folter gefallen lassen, und er auf seiner Anklage besteht, wenn er, nachdem die Drohung zur Ausführung gebracht worden ist, auch unter Folterqualen noch beharrt, dann wird seine Aussage glaublich: die Folter hat von der Ehrlosigkeit gereinigt, indem sie dem Betreffenden die Glaubwürdigkeit wieder zurückgibt, die man bei dem Charakter der Person nicht annehmen konnte.

Aber warum hatten sie denn den Piazza seine erste Angabe nicht auf der Folter bestätigen lassen? Geschah auch dies, um jene so ungenügende, aber für die Verhaftung des Mora so nothwendige Aussage nicht auf die Probe zu stellen? Gewiß, eine solche Unterlassung machte diese noch ungesetzlicher; denn wohl war angenommen, daß die Anklage des Ehrlosen, die nicht unter der Folter bestätigt war, wie jede andere noch mangelhaftere Anzeige Veranlassung geben könne, um Nachforschungen anzustellen, nicht aber um gegen die Person einzuschreiten. *) Und in Beziehung auf das Herkom-

*) V. Farinacci, quaest. XLIII. 134. 135.

men bei den mailändischen Gerichten bezeugt Claro Folgendes in der allgemeinsten Form: „damit die Aussage eines Mitschuldigen Glauben finde, ist nothwendig, daß sie auf der Folter bestätigt werde; denn da er wegen seines eigenen Verbrechens ehrlos ist, so kann er ohne Folter nicht als Zeuge angenommen werden; und so wird es bei uns gehalten: et ita apud nos servatur. *)

War also wenigstens die gegen den Commissär in diesem letzten Verhöre verhängte Folter gesetzlich? Gewiß nicht: sie war ungerecht, auch nach den Gesetzen, weil man sie gegen ihn verhängte, um eine Anklage zu bekräftigen, die durch kein Mittel giltig werden konnte wegen der Straflosigkeit, durch welche sie hervorgerufen worden war. Und man sehe, wie ihr Bossi sie so wohlmeinend gewarnt hatte. „Da die Folter ein Uebel ist, das nicht mehr gut gemacht werden kann, so nehme man sich wohl in Acht, sie gegen einen Angeschuldigten unter ähnlichen Umständen vergebens zu verhängen, d. h. wenn keine andere Vermuthungen oder Anzeigen des Verbrechens vorhanden sind." **)

Aber wie? handelten sie also gegen das Gesetz, indem sie ihm die Folter gaben, und nicht gaben? Gewiß; und was Wunders, daß einer, der einen falschen Weg eingeschlagen hat, bei zweien ankomme, die beide nicht die rechten sind?

Uebrigens ist leicht zu errathen, daß die Folter,

---

*) Op. cit. quaest. XXI. 13.

**) Opus est tit. de indiciis et considerat. ante torturam; 152.

die man ihm gab, um ihn zum Widerrufe einer Anklage zu veranlassen, nicht so wirksam sein mochte, als jene, die ihn zwingen sollte, sich anzuklagen. Wirklich hatten sie diesmal keine Ausrufungen aufzuschreiben, kein Winseln und Wehklagen zu registriren: er behauptete ruhig seine Aussage.

Sie fragten ihn zweimal, warum er sie nicht in den ersten Verhören gemacht habe. Man sieht, daß sie den Zweifel nicht aus dem Kopfe, die Gewissensbisse nicht aus dem Herzen verbannen konnten, daß jene thörichte Geschichte eine Eingebung des Versprechens der Straflosigkeit sein möchte. Er antwortete: es geschah, weil ich von dem Wasser daran gehindert wurde, das ich getrunken hatte, wie ich gesagt habe. Sie hätten sicherlich etwas Bündigeres gewünscht; aber sie mußten sich eben zufrieden geben. Sie hatten alle Mittel vernachläßigt, was sage ich? nein, vermieden und ausgeschlossen, die zur Entdeckung der Wahrheit führen konnten: Von den beiden einander entgegengesetzten Schlüssen, die aus der Untersuchung hervorgehen konnten, hatten sie einen gewollt, und erst ein Mittel, dann ein anderes angewendet, um ihn um jeden Preis zu erlangen: konnten sie behaupten, sie hätten jene Befriedigung dabei gefunden, welche die aufrichtig gesuchte Wahrheit geben kann? Das Licht auszulöschen, ist ein sehr bequemes Mittel, um dasjenige nicht zu sehen, was nicht gefällt, aber nicht, um das zu sehen, was man wünscht.

Als er von dem Seile herabgelassen wurde, und während man ihn losband, sagte der Commissär: Herr, ich will Euch ein wenig nachdenken bis mor-

gen, und will Euch dann alles sagen, dessen ich mich erinnern werde sowohl gegen ihn als gegen andere.

Als sie ihn dann in's Gefängniß zurückführten, blieb er stehen, und sagte: ich sollte etwas sagen, ich weiß nicht was; und nannte als Leute, die mit dem Mora befreundet seien, und von denen man nichts Gutes erwarten dürfe: jenen Baruello und zwei Scheerenschleifer, Girolamo und Gaspare Migliavacca, Vater und Sohn.

So suchte der Unglückselige mit der Zahl der Opfer den Mangel an Beweisen zu ergänzen. Aber konnten die Leute, die ihn gefragt hatten, wohl übersehen, daß dieses Hinzufügen ein Beweis mehr war, daß er nichts zu antworten hatte? Sie waren es, die von ihm Umstände verlangt hatten, welche die Thatsache wahrscheinlich machen sollten; und wer die Schwierigkeit aufstellt, kann nicht sagen, daß er sie nicht sehe. Jene neuen aus der Luft gegriffenen Angebereien und jene Versuche zu Angebereien wollten offenbar sagen: ihr Leute verlangt, daß ich eine Sache klar mache; wie ist das möglich, wenn die Sache gar nicht existirt? Aber woran euch zu guter Letzt gelegen ist, das ist, Personen zu kriegen, um sie zu verurtheilen; Personen gebe ich euch: nun ist es eure Sache, aus ihnen herauszubringen, was ihr braucht. Mit dem einen oder dem andern wird es euch gelingen; es ist euch ja auch mit mir gelungen.

Der drei von Piazza genannten und anderer, die im Laufe des Processes mit gleichem Grunde genannt und mit gleicher Sicherheit verurtheilt wurden, werden wir keine Erwähnung mehr thun, außer in so ferne es

für die Geschichte Piazza's und Mora's nöthig sein wird, (die, weil sie zuerst in jene Hände gefallen waren, immer als die ersten Urheber des Verbrechens angesehen wurden); oder in so ferne etwas daraus sich ergibt, was einer besondern Bemerkung würdig wäre. Lassen wir auch an dieser Stelle, wie wir es anderwärts thun werden, zufällige, minder wichtige Thatsachen bei Seite, um sogleich zum zweiten Verhöre Mora's überzugehen, das am gleichen Tage stattfand.

Nach verschiedenen Fragen über sein Specificum, über die Lauge, über gewisse Eidechsen, die er durch Knaben hatte fangen lassen, um daraus eine in jenen Zeiten gebräuchliche Arznei zu bereiten (Fragen, die er als ein Mann beantwortete, der nichts zu verbergen, noch zu erfinden braucht), legen sie ihm die Stücke von jenem Papiere vor, das er bei der Haussuchung zerrissen hatte. „Ich erkenne es," sagte er, „als jene Schrift, die ich unbedachtsamer Weise zerriß; man darf aber die Stückchen wieder zusammen legen, um den Inhalt zu sehen, und es wird mir noch einfallen, von wem es mir gegeben worden ist."

Hierauf legten sie ihm folgende Frage vor: in welcher Weise, da er mit dem besagten Commissär Guglielmo Piazza, wie er in seinem vorhergehenden Verhör gesagt habe, nicht so befreundet sei, er, der Commissär ihm mit solcher Freiheit das obgenannte Töpfchen Präservativsalbe abverlangt, und der Constitut mit so viel Freigebigkeit und Bereitwilligkeit sich an=

geboten habe, es ihm zu geben und ihn dabei aufgefordert habe, es abzuholen, wie er in seinem andern Verhöre angegeben.

Nun kommt das knappe Maß der Wahrscheinlichkeit wieder auf's Tapet. Da Piazza das erstemal behauptete, daß der Barbier, sein Freund von: guten Tag, gutes Jahr her, ihm mit derselben Freigebigkeit und Schnelligkeit ein Töpfchen angeboten habe, um die Leute zum Tode zu bringen, machten sie ihm keine Schwierigkeit; aber sie machen sie einem, der behauptet, es habe sich um ein Heilmittel gehandelt, und doch braucht man natürlicherweise weniger Rücksicht zu nehmen, wenn man einen nothwendigen Mitschuldigen aufsucht bei einer leichten Gesetzesübertretung und für eine an sich ehrbare Sache, als wenn man ohne Noth ein gefährliches, verabscheuungswerthes Attentat hinter ihm sucht: und dies ist keine Entdeckung, die man in den beiden letzten Jahrhunderten gemacht hat. Es ist nicht der Mann des sechszehnten Jahrhunderts, der so verkehrt sprach, es war der Mann der Leidenschaft. Mora antwortete: ich that es um des Nutzens willen.

Sie fragen ihn sodann, ob er jene kenne, die Piazza genannt habe; er antwortet, er kenne sie, aber er sei mit ihnen nicht befreundet, weil es Leute seien, die man ihres Weges gehen lasse. Sie fragen ihn, ob er wisse, wer die Schmiererei in der ganzen Stadt herum gemacht habe: er antwortet mit nein. Ob er wisse, von wem der

Commissär die Salbe bekommen habe, um die Mauern zu beschmieren: er antwortet nochmals mit nein.

Schließlich fragen sie: ob er wisse, daß Jemand unter Anbieten von Geld den besagten Commissär angegangen habe, die Mauern in Vetra de Cittadini zu salben, und man ihm, um dies zu thun, ein gläsernes kleines Gefäß gegeben habe, worin Salbe gewesen sei. Er antwortete, indem er den Kopf neigte und leise sprach (flectens caput, et submissa voce): ich weiß nichts.

Vielleicht fing er jetzt erst an, einzusehen, zu welch' befremdendem, entsetzlichem Ende dieser Umweg von Fragen führen könne. Und wer weiß, in welcher Weise diese Frage gestellt worden sein mag von Leuten, die ihrer Entdeckung ungewiß, unschlüssig um so mehr sich stellen mußten, als wüßten sie davon, auch zum Voraus, gegen das Leugnen, das sie vorher sahen, sich gewappnet zeigen mußten. Die Gesichter, die sie schnitten und die Geberden, die sie machten, notirten sie nicht zu Protocoll. Sie gingen also mit directen Fragen vor: ob er Constitut den obgenannten Guglielmo Piazza angegangen habe, die Mauern in Vetra de Cittadini umher zu beschmieren, und ob er ihm, um dies zu thun, ein gläsernes Gefäß mit Salbe gegeben habe, die er dazu verwenden solle, unter dem Versprechen, ihm dann eine Summe Geldes zu geben.

Nein Herr! bei meinem Gotte, nein! in Ewigkeit nein! ich sollte so etwas thun?" schrie

er mehr als er antwortete. Dies sind Worte, die ein Verbrecher eben so wohl als ein Unschuldiger sagen kann, aber nicht auf gleiche Weise.

Es wurde ihm erwiedert, was er dann sagen werde, wenn der obgenannte Guglielmo Piazza Gesundheits-Commissär ihm diese Wahrheit ins Gesicht behaupten würde.

Schon wieder diese Wahrheit! Sie kannten die Sache blos aus der Angabe eines vermeintlich Schuldigen; diesem hatten sie selbst am nämlichen Tage gesagt, sie habe, wie er sie erzähle, viel Unwahrscheinlichkeit; er hatte ihr nicht einmal einen Schatten von Wahrscheinlichkeit verleihen können, wenn etwa der Widerspruch keine gibt; und zu Mora sagten sie nun ohne Scheu diese Wahrheit! Ich wiederhole es, war es etwa die Rohheit der Zeiten? war es die Barbarei der Gesetze? war es Unwissenheit? war es Aberglaube? oder aber war es eine von jenen Wendungen, welche die Ungerechtigkeit von sich aus Lügen straft?

Mora antwortete: wenn er mir dies ins Gesicht sagt, so werde ich ihm sagen, er sei ein Niederträchtiger, und daß er dieses nicht sagen könne, da er mit mir niemals von so etwas gesprochen hat, wovor mich Gott bewahre.

Man läßt den Piazza kommen, und befragt ihn nach einander ob das und das und das wahr sei; kurz alles, was er angegeben habe. Er antwortet: Ja Herr, es ist wahr. Der arme Mora schreit auf: O barmherziger Gott! Es wird sich nicht so befinden!

Der Commissär: ich bin im Stande, es zu behaupten.

Mora: es befindet sich nicht so: Ihr werdet nie beweisen können, daß Ihr in meinem Hause gewesen seid.

Commissär: ich sollte nicht in Euerm Hause gewesen sein, und bin doch darin gewesen; ich bin im Stande es zu behaupten.

Mora: man wird finden, daß Ihr nie in meinem Hause waret.

Hierauf wurde jeder in sein Gefängniß zurückgeführt.

Der Gerichtspräsident berichtet dem Statthalter in dem mehrerwähnten Briefe über diese Gegenüberstellung in folgenden Ausdrücken: „Piazza hat ihm keck ins Gesicht behauptet, es sei wahr, daß er von ihm die Salbe erhalten habe, unter Angabe der Zeit, und des Orts." Spinola mußte glauben, Piazza habe diese Umstände im Widerspruche mit Mora, genau auseinandergesetzt; und jenes ganze kecke Behaupten beschränkte sich in Wirklichkeit auf ein: Ja Herr, es ist wahr.

Der Brief endigt mit den Worten: „Wir werden allen Fleiß anwenden, um noch andere Mitschuldige und Urheber zu entdecken. Inzwischen wollte ich das, was vorgeht, nicht unverhalten lassen, der ich Euer Gnaden demüthig die Hände küsse, und einen glücklichen Erfolg in Hochdero Unternehmungen anwünsche. Wahrscheinlich wurden noch andere Briefe in dieser Sache geschrieben, welche verloren gegangen sind. Was Spinola's Unternehmungen betrifft, so blieb der Wunsch unerfüllt. Spinola, der keine Verstärkungen erhielt, und nun daran verzweifelte, Casale zu nehmen, erkrankte, zum Theil auch aus Aerger, gegen den Anfang Sep-

tembers, und starb am 25sten, indem er noch in seinen letzten Tagen dem berühmten Namen als Städtebezwinger, den er in Flandern sich erworben hatte, nicht zu entsprechen vermochte. Er starb, mit den (spanischen) Worten auf den Lippen: Sie haben mich um meine Ehre gebracht. Sie hatten noch Schlimmeres gethan, da sie ihm einen Posten gaben, mit dem so viele Verbindlichkeiten verknüpft waren, von denen ihm, wie es scheint, nur eine am Herzen lag, und wahrscheinlich hatten sie ihm denselben nur dieser einen wegen übertragen.

Den Tag nach der Confrontation ließ sich der Commissär zum Verhöre melden, und als er vorgeführt worden war, sagte er: der Barbier hat gesagt, ich sei nie in seinem Hause gewesen; deßhalb belieben Euer Gnaden den Baldassare Litto zu vernehmen, der im Hause des Aeltesten, in der Straße St. Bernardino wohnt, wie auch den Stefano Bussio, den Färber, wohnhaft im großen Thor bei St. Ambrosio, St. Augustin gegenüber. Diese wissen, daß ich im Hause und in der Officin des besagten Barbiers gewesen bin.

War er aus eigenem Antrieb dazu gekommen, eine solche Angabe zu machen? Oder war es eine Eingebung, die ihm von den Richtern gemacht worden war? Das Erstere wäre seltsam, und der Erfolg wird es zeigen; für Letzteres liegt ein sehr triftiger Grund vor. Sie wollten einen Vorwand, um gegen Mora die Folter anwenden zu können; und unter den Umständen, welche nach der Meinung vieler Rechtsgelehrten, der Anklage des Mitschuldigen, jenen Werth geben konnte, den sie

an sich nicht hatte, und sie zu einer genügenden Anzeige für die Folter zu machen vermochte, war einer, daß Freundschaft zwischen ihnen bestehe. Nicht aber jedwede Freund- oder Bekanntschaft; „denn, wenn man es so nähme," sagt Farinacci, „dann würde jede Anklage eines Mitschuldigen eine Anzeige bilden, da es nur zu leicht geschieht, daß der Nennende den Genannten in irgend einer Weise kennt; sondern es muß ein näherer, und häufiger, ein solcher Umgang vorliegen, um es wahrscheinlich zu machen, daß zwischen ihnen das Verbrechen habe verabredet werden können. *) Deßhalb hatten sie gleich Anfangs den Commissär befragt, ob der besagte Barbier ein guter Freund von ihm Constituten sei. Aber der Leser erinnert sich der Antwort, die sie erhielten: ein guter Freund ja, von guten Tag, gutes Jahr. Die drohende Eröffnung, die man ihm dann machte, hatte nichts weiteres vermocht, und das, was sie als ein Mittel aufgesucht hatten, war ein Hinderniß geworden. Es ist wahr, es war kein rechtmäßiges und gesetzmäßiges Mittel, und konnte es niemals werden, und die innigste, aufs Genaueste erwiesene Freundschaft hätte einer Anklage keinen Werth beilegen können, die wegen der versprochenen Straflosigkeit unheilbar nichtig war. Aber über diese Schwierigkeit, wie über so viele andere, die nicht auf materielle Weise aus dem Processe entstanden, gingen sie hinweg: jene hatten sie durch ihre Fragen selbst offenbar gemacht; und man mußte sie zu heben suchen. Im Processe sind Reden von Gefangenwärtern, Häschern und Leuten berichtet worden,

*) Quaest. XLIII 172. 174.

die wegen andern Vergehen eingesperrt, und mit jenen Unglücklichen zusammen gesetzt worden waren, damit sie diesen etwas ablocken könnten. Es ist darum mehr als wahrscheinlich, daß sie durch eine dieser Mittelspersonen dem Commissär sagen ließen, seine Rettung könne von den Beweisen abhangen, die er über seine Freundschaft mit Mora zu geben vermöge; und daß der Unglückselige, um nicht zu sagen, daß er keine hätte, seine Zuflucht zu diesem Auskunftsmittel nahm, an welches er von sich aus nie gedacht hätte. Denn welche Rechnung er auf das Zeugniß der beiden machen konnte, die er angeführt hatte, das sieht man aus ihren Aussagen. Baldassare Litto befragt, ob er je den Piazza im Hause und in der Officin des Mora gesehen habe, antwortete: Nein Herr! Stefano Bussi, befragt, ob er wisse, daß zwischen Piazza und dem Barbier Freundschaft obwalte, antwortet: es mag sein, daß sie Freunde sind, und daß sie sich grüßen: aber ich wüßte es Euer Gnaden nicht zu sagen. Weiter befragt, ob er wisse, daß besagter Piazza jemals in dem Hause und in der Officin des besagten Barbiers gewesen sei, antwortet er: ich wüßte es Euer Gnaden nicht zu sagen.

Sie wollten darauf einen andern Zeugen hören, um einen von Piazza in seiner Aussage behaupteten Umstand zu verificiren; nämlich daß ein gewisser Matteo Volpi gegenwärtig gewesen sei, als der Barbier ihm gesagt habe: ich muß euch dann etwas geben. Dieser Volpi hierüber befragt, antwortete nicht nur, er wisse nichts davon, sondern er setzte entschlossen bei:

Ganz falsch; ich kann schwören, daß ich niemals gesehen habe, daß sie miteinander gesprochen haben.

Am folgenden Tage, den 30. Juni, wurde mit Mora ein neues Verhör abgehalten: und man würde nicht errathen, wie sie es anfingen.

Er solle sagen, aus welchem Grunde er Konstitut in seinem vorigen Verhöre, als er mit Guglielmo Piazza confrontirt worden sei, behauptet habe, er kenne ihn kaum, und er sei niemals in seinem Hause gewesen, was doch im Gegentheil ihm ins Gesicht behauptet worden sei; auch zeige er in seinem ersten Verhöre, daß er ihn ganz gut kenne; was auch andere in dieser Untersuchungssache angäben; dies erkenne man auch noch aus seiner Bereitwilligkeit, ihm die Präservativsalbe anzubieten und zu bereiten, was er in seinem vorigen Verhöre angegeben habe.

Er antwortet: es ist wohl wahr, daß besagter Commissär oft an meiner Officin vorbeigeht; aber er kennt weder mein Haus noch mich genauer.

Sie entgegnen: dies stehe nicht nur mit seinem ersten Verhöre, sondern auch mit der Aussage anderer Zeugen im Widerspruche....

Hier ist jede Bemerkung überflüssig.

Sie wagten es jedoch nicht, ihn auf die Aussage des Piazza hin auf die Folter zu bringen, aber was thaten sie? sie nahmen zu dem Auskunftsmittel der Unwahrscheinlichkeiten ihre Zuflucht; und was kaum zu glauben ist, eine war, daß er läugne mit Piazza auf

freundschaftlichem Fuße zu stehen, und daß Piazza in seinem Hause aus- und eingehe; während er behaupte, ihm das Präservativ versprochen zu haben! die andere Unwahrscheinlichkeit war, weil er nicht genügende Rechenschaft darüber ablegen könne, warum er jene Schrift in Stücken zerrissen habe, denn Mora sagte fortwährend, er habe es gethan, ohne sich zu bedenken, und in dem Glauben, so etwas könne dem Gericht ganz gleichgiltig sein; sei es, daß er befürchtete, armer Unglücklicher! sich zu belasten, wenn er bekenne, er habe es gethan, um den Beweis für eine Uebertretung zu vernichten, oder daß er wirklich sich selbst keine Rechenschaft über das zu geben vermochte, was er in jenen ersten Augenblicken der Verwirrung und des Schreckens gethan hatte. Dem sei nun wie ihm wolle, sie hatten ja jene Fetzen: und wenn sie glaubten, daß in der Schrift irgend eine Anzeige des Verbrechens enthalten sein könnte, so konnten sie sie wieder zusammensetzen, und lesen wie zuvor: Mora selbst hatte es ihnen an die Hand gegeben. Wer würde es glauben, daß sie dies durchaus nicht gethan hätten?

Sie eröffneten also dem Mora, unter Androhung der Folter, er solle über diese zwei Punkte die Wahrheit sagen. Er antwortete: ich habe schon gesagt, was über die Schrift zu sagen war; und der Commissär mag sagen was er will, er ist ein Schurke, denn ich habe ihm nichts gegeben.

Er glaubte (und mußte er es nicht glauben) dieses sei am Ende die Wahrheit, die sie von ihm verlangten; aber nein; sie sagen ihm: man frage ihn jetzt nicht nach diesem besondern Umstand, man wolle

für jetzt keine andere Wahrheit von ihm wissen, als warum er die besagte Schrift zerrissen habe, und warum er geläugnet habe, und läuge, daß besagter Commissär in seiner Officin gewesen sei, indem er sich beinahe stelle, als kenne er ihn gar nicht.

Man könnte, meine ich, nicht so leicht ein zweites Beispiel einer so schamlosen Lüge hinsichtlich der gesetzlichen Formalitäten auffinden; da es offenbar am Rechte fehlte, wegen dem hauptsächlichen, ja dem einzigen Gegenstande der Anklage die Folter zur Anwendung zu bringen, so wollten sie es klar machen, es geschehe wegen etwas anderem. Aber der Mantel der Ungerechtigkeit ist kurz; und man kann ihn nicht ziehen, um einen Theil zu bedecken, ohne einen andern zu entblößen. Es kam so um so klarer zum Vorschein, daß sie, um zu jener Gewaltthat zu schreiten, nur zwei sehr ungerechte Vorwände hatten: einen der von ihnen selbst dadurch dafür erklärt wurde, daß sie sich nicht über das belehren lassen wollten, was die Schrift enthielt; den andern der als solcher oder als etwas noch Schlimmeres durch die Zeugnisse nachgewiesen wurde, durch welche sie denselben zu einer gesetzlichen Anzeige zu stempeln versucht hatten.

Aber will man noch mehr? Wenn auch die Zeugen die zweite Aussage des Piazza über diesen besondern Nebenumstand vollständig bestätigt hätten; wenn auch die Straflosigkeit nicht dazwischen gekommen wäre, so konnte die Aussage desselben keine gesetzliche Anzeige mehr an die Hand geben. „Der Mitschuldige, der in seinen Aussagen wechselt und sich widerspricht, kann, weil er deßhalb auch ein Meineidiger ist, gegen die von

ihm als Mitschuldige bezeichneten keine Anzeige zur Folter .... ja nicht einmal zur Untersuchung bilden, und dies kann man eine von den Rechtsgelehrten allgemein anerkannte Lehre nennen.“ *)

Mora wurde unter die Folter gebracht!

Der Unglückliche hatte nicht die Festigkeit seines Verläumders. Einige Zeit jedoch preßte ihm der Schmerz nur jämmerliches Geschrei und Betheuerungen aus, die Wahrheit gesagt zu haben. O mein Gott, ich kenne diesen Menschen nicht, habe niemals Umgang mit ihm gepflogen, und kann deßhalb nicht sagen .... und deßhalb sagt er die Lüge, er sei in meinem Hause bekannt; er ist niemals in meiner Officin gewesen. O ich sterbe, Barmherzigkeit, o Herr, Barmherzigkeit! Ich habe die Schrift zerrissen, weil ich glaubte, es sei das Recept zu meiner Latwerge .... denn ich wollte den Gewinn für mich allein.

Das ist kein genügender Grund, antworteten sie ihm. Er bat, herabgelassen zu werden, er wolle die Wahrheit sagen. Er wurde herabgelassen und sagte: die Wahrheit ist, daß der Commissär mich gar nicht kennt. Man fing wieder an, und die Folter wurde verstärkt: auf das erbarmungslose Zusetzen der Verhör-Richter antwortete der Unglückliche: Gnädiger Herr, sagt mir doch was ich sagen soll, ich will es sagen: es ist dies die Antwort des Philotas an den, der ihn auf Befehl Alexanders des Großen folterte, während dieser hinter einer Tapetenwand zuhorchte: **)

*) Farinacci Quaest. XLIII. 185. 186.

**) Plutarch im Leben Alexanders.

„dic quid me velis dicere;" *) und die Antwort von Gott weiß wie vielen andern Unglücklichen.

Als endlich die Qual mehr vermochte, als der Schauder, sich selbst zu verläumden, als der Gedanke an die Strafe, sagte er: ich habe dem Commissär ein Gefäß mit Unrath, das heißt mit Menschenkoth, gegeben, damit er die Mauern beschmiere. Laßt mich los, gnädiger Herr, ich will jetzt die Wahrheit sagen.

So war es ihnen denn gelungen, den Mora die Vermuthungen des Häschers, wie den Piazza die Einbildungen jener Weibsperson bestätigen zu lassen; aber in diesem zweiten Fall durch ungesetzliche Folter wie im ersten durch ungesetzliche Straflosigkeit. Die Waffen waren dem Zeughaus der Rechtswissenschaft entnommen, aber die Streiche wurden nach Willkühr und auf verrätherische Weise geführt.

Da sie sahen, daß der Schmerz die Wirkung that, nach der sie sich so sehr gesehnt hatten, erhörten sie doch die Bitte des Unglücklichen nicht, ihn wenigstens sogleich loszulassen. Sie sagten ihm, er möge sogleich beginnen.

Er sagte: es war Menschenkoth und Lauge; (siehe da die erste Wirkung jener Untersuchung des Kessels, die mit so viel Lärm begonnen, und mit solcher Arglist abgebrochen worden war) weil er, der Commissär, es von mir verlangte, um die Häuser zu bestreichen; es war auch von dem Stoffe dabei, der aus dem Munde der Todten

*) G. Curtius VI. 11.

herausfließt, die auf den Karren liegen. Und nicht einmal dies war seine Erfindung. In einem spätern Verhöre wurde er befragt, woher er die Zusammensetzung gelernt habe, und er antwortete: man sagte es eben so in der Barbierstube, man verwende die Materie, die aus dem Munde der Todten herausfließe .... und ich hatte den Einfall, die Lauge und den Koth beizusetzen. Er hätte antworten können: ich habe es von meinen Mördern gelernt; von euch und von dem Publikum.

Aber es ist noch etwas sehr Auffallendes dabei. Wie konnte er doch mit einem Geständnisse hervortreten, das sie ihm nicht abverlangt, das sie sogar beim Verhöre zurückgewiesen hatten, indem sie ihm sagten, man verlange diesen Umstand nicht von ihm zu wissen, denn man frage ihn nicht darüber? Weil der Schmerz ihn zum Lügen zwang, so scheint es natürlich, daß die Lüge wenigstens innerhalb der Grenzen der Frage bleiben mußte. Er konnte sagen, er sei ein vertrauter Freund des Commissärs; er konnte irgend einen verbrecherischen, erschwerenden Grund erfinden, warum er die Schrift zerrissen habe; aber warum ging er weiter, als sie ihn trieben? Vielleicht gaben sie ihm, während er von der Folterqual überwältigt war, andere Mittel an die Hand, um die Sache zu Ende zu bringen? oder stellten ihm andere Fragen, die nicht ins Protocoll eingetragen wurden? Wenn dem so wäre, so könnten wir dabei getäuscht sein, wenn wir sagten, sie hätten den Statthalter getäuscht, indem sie ihn glauben ließen, Piazza sei über das Verbrechen befragt worden. Aber wenn wir damals den Verdacht noch nicht geäußert

haben, daß die Lüge eher im Protocoll als im Briefe liege, so geschah es, weil die Thatsachen uns keinen genügenden Grund dafür boten. Nun liegt die Schwierigkeit darin, eine äußerst auffallende Thatsache anzunehmen, die uns beinahe zwingt, zu den vielen augenscheinlichen Greueln noch eine greuliche Voraussetzung zu machen. Wir befinden uns, sage ich, in der Schwebe zwischen dem Glauben, daß Mora, ohne befragt zu werden, sich eines schauderhaften Verbrechens anklagte, das er nicht begangen hatte, und das eine schreckliche Todesstrafe nach sich ziehen mußte, und zwischen der Vermuthung, daß jene, während sie thatsächlich anerkannten, daß sie keinen hinlänglichen Grund hätten, ihn zu foltern, um ihn zum Geständniß jenes Verbrechens zu bringen, die ihm unter einem andern Vorwande gegebene Folter benützten, um ihm ein solches Geständniß abzupressen. Der Leser mag wählen, was ihm das Annehmbarste scheint.

Das Verhör, das auf die Folter folgte, war, von Seite der Richter, gerade wie jenes des Commissärs nach dem Versprechen der Straflosigkeit, ein Gemisch, oder richtiger gesprochen, ein Widerstreit von Unsinn und Arglist, ein Aufeinanderhäufen von Fragen ohne Grund, und ein Unterlassen von Nachforschungen, die von der Sache dringend angezeigt und von der Rechtsgelehrsamkeit gebieterisch vorgeschrieben waren.

Da der Grundsatz feststand, „daß Niemand ohne Grund ein Verbrechen begehe," und die Thatsache anerkannt war, „daß viele schwache Menschen Verbrechen eingestanden hatten, die sie in der Folge nach der Verurtheilung und im Augenblick der Strafe nicht began-

gen zu haben betheuerten, und die sie, wie sich später, wenn es nicht mehr Zeit war, herausstellte, auch wirklich nicht begangen hatten," so hatte die Rechtswissenschaft festgesetzt, „daß das Geständniß keinen Werth habe, wenn der Grund des Verbrechens nicht erhellte, und wenn dieser Grund im Verhältniß zum Verbrechen selbst nicht wahrscheinlich und gewichtig war." *) Nun sagte der unglückliche Mora, gezwungen, neue Mährchen auszusinnen, um jenes zu bekräftigen, das ihn einem grausamen Tode überliefern mußte, in jenem Verhöre aus, er habe den Geifer der an der Pest Gestorbenen von dem Commissär erhalten, dieser habe ihm das Verbrechen vorgeschlagen, und der Grund, warum ein solcher Vorschlag gemacht und angenommen worden sei, sei der, daß beide bei den durch jenes Mittel verursachten Erkrankungen vieler Personen viel gewonnen haben würden; der eine durch seine Stelle als Commissär, der andere durch den Verkauf jenes Präservativmittels. Wir wollen den Leser nicht fragen, ob zwischen der Gräßlichkeit und den Gefahren eines solchen Verbrechens und der Erheblichkeit solchen Gewinnes ein Verhältniß stattfinde. Wenn er aber glaubte, daß jene Richter, weil sie Leute des sechszehnten Jahrhunderts waren, ein solches darin gefunden hätten, und daß eine solche Ursache ihnen wahrscheinlich schien, so wird er sie selbst in einem andern Verhöre nein sagen hören.

Aber noch mehr: gegen den von Mora angeführten Grund lag eine bestimmtere, materiellere, wo nicht stärkere Schwierigkeit vor. Der Leser kann sich gewiß noch

*) Farinacci, quaest. L. 31. LXXXI. 10. L. II. 150. 152.

erinnern, daß der Commissär, da er sich selbst anklagte, ebenfalls den Grund angeführt hat, durch den er zu dem Verbrechen verleitet wurde; nämlich daß der Barbier ihm gesagt habe: Salbet nur ein . . . und dann kommt zu mir, Ihr sollt eine Hand voll, oder wie er im folgenden Verhöre sagte, eine tüchtige Hand voll Geld bekommen. Hier liegen nun für ein einziges Verbrechen zweierlei, nicht blos verschiedene, sondern einander entgegengesetzte, mit einander unverträgliche Ursachen vor. Es ist derselbe Mann, der, nach dem einen Geständniß, reichlich Geld anbietet, um einen Mitschuldigen zu bekommen; nach dem andern in der Hoffnung eines erbärmlichen Gewinnes in das Verbrechen einwilliget. Vergessen wir, was wir bis hieher gesehen haben: wie die beiden Ursachen an den Tag gekommen; mit welchen Mitteln man die beiden Geständnisse erlangt hat; nehmen wir die Sachen auf dem Punkte, wo sie angekommen sind. Konnten in einer solchen Lage Richter, denen die Leidenschaft nicht das Gewissen verkehrt, verdunkelt und betäubt hatte, so handeln? nein, sie erschraken vielmehr, so weit gegangen zu sein (wäre es auch ohne Schuld); sie trösteten sich, wenigstens nicht bis aufs Aeußerste, bis zum Unersetzlichen gegangen zu sein: sie blieben beim glücklichen Hindernisse stehen, das sie vom Abgrund abgehalten hatte; sie hängten sich an jene Schwierigkeit an, wollten jenen Knoten lösen; hier wandten sie ihre ganze Kunst, ihre ganze Zudringlichkeit, alle Umwege in Fragen an; hier nahmen sie zu Confrontationen ihre Zuflucht; sie thaten keinen Schritt, bevor sie gefunden hatten (und war dies vielleicht so schwer?), welcher von

beiden lüge, oder ob vielleicht beide lögen. Unsere Verhörenden aber gingen, nachdem sie von Mora die Antwort erhalten hatten: weil er großen Gewinn gemacht haben würde, denn es wären sehr viele Leute erkrankt, und ich hätte mit meiner Latwerge sehr viel gewonnen, ohne Anstand auf etwas anderes über.

Nach diesem wird es genügen, wenn es nicht schon zu viel ist, wenn wir das Uebrige von jenem Verhör nur flüchtig und theilweise berühren.

Befragt, ob noch andere Mitschuldige vorhanden seien, antwortete er: es werden wohl noch Piazza's Kameraden sein, die ich nicht weiß, wer sie sind. Man hält ihm entgegen: es sei nicht wahrscheinlich, daß er sie nicht kenne. Beim Klange jenes Wortes, dem schrecklichen Vorläufer der Folter, versichert der Unglückliche sogleich in der bestimmtesten Weise: es sind die Scheerenschleifer und Baruello: jene, die ihm im vorigen Verhöre genannt und so angezeigt worden waren.

Er sagt, das Gift habe er im Ofen gehabt, wo sie nämlich sich eingebildet hatten, daß es sein könnte; er sagte, wie er es verfertigt habe, und schließt: das übrige warf ich in der Vetrastraße weg. Wir können uns nicht enthalten, eine Bemerkung Verri's herzusetzen. „Nach der Gefangennehmung Piazza's würde er den Rest wohl nicht in die Vetra geworfen haben!"

Er antwortet auf gut Glück auf andere Fragen, die sie über Umstände des Orts, der Zeit und ähnliche Dinge an ihn stellen, als wenn es sich von einer be-

stimmten, in der Hauptsache bewiesenen Thatsache handelte, und als wenn es nur noch an den Einzelnheiten fehlte: und zu guter Letzt wird er nochmals auf die Folter gebracht, damit seine Aussage gegen die genannten und besonders gegen den Commissär gelten konnte, welchem sie die Folter hatten geben lassen, um eine dieser in wesentlichen Punkten widersprechende Aussage zu bestärken. Hier wüßten wir keine Gesetzesstellen, noch Meinungen von Rechtsgelehrten anzuführen, weil die Jurisprudenz in Wahrheit einen ähnlichen Fall nicht vorgesehen hatte.

Das unter der Folter abgelegte Geständniß galt nicht, wenn es nicht ohne die Folter und an einem andern Orte, von wo aus man das fürchterliche Werkzeug nicht sehen konnte, und an einem andern Tage, genehmigt wurde. Dies waren Erfindungen der Wissenschaft, um, wenn es möglich gewesen wäre, ein erzwungenes Geständniß zu einem freiwilligen zu machen, und um dem gesunden Menschenverstande, welcher allzudeutlich sagte, daß das vom Schmerze ausgepreßte Wort keinen Glauben verdienen kann, und dem römischen Rechte, welches die Folter heiligte, zugleich ein Genüge zu thun. Ja, den Grund zu diesen Vorsichtsmaßregeln leiteten die Ausleger aus dem Gesetze selbst, nämlich aus jenen sonderbaren Worten ab: „die Folter ist eine gebrechliche, gefährliche und dem Irrthum unterworfene Sache; denn Viele machen sich aus Seelen= oder Körperstärke so wenig aus den Folterqualen, daß man durch ein solches Mittel die Wahrheit nicht aus ihnen herausbringen kann; andere können den Schmerz so wenig ertragen, daß sie eher

jede Falschheit aussagen, als daß sie die Folter ertrügen." *) Ich sage: sonderbare Worte in einem Gesetz, das die Tortur aufrecht hielt; und um zu begreifen, wie es keinen andern Schluß daraus zog, als den: „den Qualen darf man nicht immer nachgeben," muß man sich erinnern, daß jenes Gesetz ursprünglich gegen die Sklaven erlassen war, die in der Verworfenheit und Verkehrtheit des Heidenthums wie Sachen und nicht wie Personen betrachtet werden konnten und gegen die man darum jeden Versuch für erlaubt hielt, dermaßen, daß man sie folterte, um die Verbrechen Anderer zu entdecken. Neue Interessen neuer Gesetzgeber ließen sie später auch auf freie Personen anwenden, und die Macht der Autorität ließ sie so viele Jahrhunderte länger andauern, als das Heidenthum: ein nicht seltenes, aber bemerkenswerthes Beispiel, wie leicht ein Gesetz, wenn es einmal in Geltung gebracht ist, sich über sein Princip hinaus ausdehnen und es überleben könne.

Um also eine solche Formalität zu erfüllen, ließen sie am folgenden Tage den Mora zu einem neuen Verhöre vorrufen. Aber wie sie in alles etwas Hinterlistiges, Verfängliches legen mußten, so stellten sie nun, anstatt ihn zu fragen, ob er beabsichtige, sein Geständniß zu genehmigen, blos die Frage, ob er dem Verhör und dem Geständniß etwas beizufügen habe, das er gestern abgelegt, nachdem man mit der Folter aufgehört habe. Sie schloßen den Zweifel aus: die Rechtswissenschaft

*) Dig. lib. XLVIII. tit. XVIII. lib. 1, 23.

verlangte, daß das Foltergeständniß in Fragstücke gebracht werde; sie gaben es für fest aus und verlangten blos, daß es bestätigt werde.

Aber in jenen Stunden (sollen wir sagen der Ruhe?) hatten das Gefühl der Unschuld, der Schauder vor der Strafe, der Gedanke an Frau und Kinder dem armen Mora vielleicht die Hoffnung eingegeben, daß er gegen neue Qualen stärker sein würde; und er antwortete: Nein, Herr, ich habe nichts beizufügen, sondern vielmehr etwas wegzunehmen. Sie mußten doch fragen, was er denn wegzunehmen habe. Er antwortete offener und als wenn er Muth bekäme: jene Salbe, von der ich gesprochen habe, habe ich keineswegs gemacht, und was ich gesagt habe, habe ich wegen der Folterqual gesagt. Sogleich drohten sie ihm mit der Erneuerung der Folter, und zwar (indem wir von allen andern gewaltthätigen Unregelmäßigkeiten absehen) ohne die Widersprüche zwischen ihm und dem Commissär aufgeklärt zu haben, das heißt, ohne daß sie selbst sagen konnten, ob sie diese neue Folter auf sein Geständniß oder auf die Aussage des Andern hin, ob als Mitschuldigen oder als intellectuellen Urheber über ihn verhängt hätten; ob für ein auf Anstiften eines Andern oder als Anstifter von ihm verübtes Verbrechen, ob für ein Verbrechen, das er großmüthig hatte bezahlen wollen, oder für ein solches, von dem er einen erbärmlichen Gewinn gehofft hatte.

Auf jene Drohung antwortete er noch: ich wiederhole es, was ich gestern sagte, ist nicht wahr, und ich sagte es in den Qualen: dann

fuhr er fort: Gnädiger Herr, laßt mich ein Ave Maria beten und dann will ich thun, was der Herr mir eingeben wird; und er warf sich vor einem Bilde des Gekreuzigten, nämlich vor dem auf die Kniee nieder, der eines Tages seine Richter richten sollte. Nach einigen Augenblicken stand er auf, und nachdem er aufgefordert worden war, sein Geständniß zu bestätigen, sagte er: Auf mein Gewissen, es ist nichts wahr daran. Er wurde sogleich in's Foltergemach geführt, und da er mit jener grausamen Zugabe des dicken Seiles gebunden war, sagte er: Gnädiger Herr, laßt mich nicht mehr foltern, ich will jetzt die Wahrheit bestätigen, die ich angegeben habe. Losgebunden und ins Verhörzimmer zurückgeführt, sagte er von Neuem: nichts ist wahr daran. Von Neuem auf die Folter gespannt, sagte er von Neuem alles, was sie wollten, und da der Schmerz den kleinen Ueberrest von Muth noch vollends aufgezehrt hatte, so hielt er seine Aussage aufrecht, erklärte sich bereit, sein Geständniß zu genehmigen: er wollte nicht einmal, daß sie es ihm vorlesen sollten. Sie gaben dies aber nicht zu: gewissenhaft in der Beobachtung einer nunmehr nichtsbedeutenden Förmlichkeit, während sie die wichtigsten und bestimmtesten Vorschriften aufs Gröblichste verletzten. Nachdem man ihm das Protocoll vorgelesen hatte, sagte er: Alles ist die reine Wahrheit.

Beharrlich in der Methode, die Nachforschungen nicht fortzusetzen, die Schwierigkeiten erst anzusehen, wenn die Folter vorüber war (was doch das Gesetz selbst ausdrücklich verbieten zu müssen geglaubt hatte,

was Diocletian und Maximian hatten verhindern wollen!*) dachten sie schließlich noch daran, ihn zu fragen, ob er keine andere Absicht gehabt habe, als durch den Verkauf seiner Latwerge einen Gewinn zu machen. Er antwortete: Was mich betrifft, so hatte ich keine andere Absicht dabei, so viel ich weiß.

So viel ich weiß! Wer, wenn nicht er, konnte wissen, was in seinem Innern vorgegangen war? Und doch waren diese so seltsamen Worte der Lage angemessen; der Unglückliche hatte keine andern finden können, welche besser bezeichnet hätten, wie sehr er in jenem Augenblicke, so zu sagen, sich selbst aufgegeben hatte, und wie er zustimmte, zu bestätigen, zu leugnen, blos das, oder alles das zu wissen, was den Leuten beliebte, welche über die Folter verfügten.

Sie gehen voran und sagen ihm: es sei sehr unwahrscheinlich, daß der Commissär und er blos darum, daß jener Gelegenheit zu vieler Arbeit und er Constitut zum Verkauf seiner Latwerge habe durch die Einsalbung der Thüren den Untergang und den Tod so vieler Leute verursacht hätten, er solle darum sagen, zu welchem Zwecke und aus welchem Grunde sie beide veranlaßt worden seien, eines so geringen Vortheils wegen so zu handeln.

Kommt jetzt die Unwahrscheinlichkeit zu Tag? Sie

---

*) Cod. lib. IX. tit. XLI. de quaest. l. 8.

hatten ihn also bedroht und zu wiederholten Malen auf die Folter gespannt, um zu bewirken, daß er ein unwahrscheinliches Geständniß genehmige! Die Bemerkung war richtig, aber sie kam zu spät: wir müssen es hier wiederholen; denn die Erneuerung der gleichen Umstände nöthigt uns beinahe, immer wieder die gleichen Ausdrücke zu gebrauchen. Wie sie nicht bemerkt hatten, daß in der Aussage des Piazza eine Unwahrscheinlichkeit liege, als bis sie auf jene Aussage hin den Mora eingekerkert hatten; ebenso bemerken sie nicht, daß des Letztern Geständniß unwahrscheinlich sei, als erst, nachdem sie ihm dessen Bestätigung abgepreßt hatten, die in ihren Händen ein genügendes Mittel wird, ihn zu verurtheilen. Wollen wir annehmen, daß sie es wirklich erst in diesem Augenblicke wahrnahmen? Wie sollen wir es aber dann erklären, wie es bezeichnen, daß sie nach einer solchen Wahrnehmung ein solches Geständniß als giltig festhielten? Gab vielleicht Mora eine befriedigendere Antwort, als jene gewesen, die Piazza gegeben hatte? Mora's Antwort war folgende: *Wenn es der Commissär nicht weiß, ich weiß es nicht; aber er muß es wohl wissen und von ihm könnt Ihr es erfahren, gnädiger Herr, weil er der Erfinder gewesen ist.* Man sieht wohl, daß sie sich wechselseitig die Hauptschuld beimaßen; das geschah nicht sowohl darum, weil jeder die seinige vermindern wollte, als vielmehr, um sich der Verbindlichkeit zu entziehen, Dinge zu erklären, die nicht erklärt werden konnten.

Nach einer ähnlichen Antwort machten sie ihm den Vorhalt: *da er Constitut die obgenannte*

Mischung und Salbe im Einverständnisse mit dem Commissär gemacht und diesem darauf gegeben habe, um die Mauern der Häuser in der von ihm und dem Commissär angegebenen Art und Weise damit zu salben, in der Absicht, die Leute zu tödten, wie der besagte Commissär vollführt zu haben eingestanden hätte, so habe er Constitut sich des Verbrechens schuldig gemacht, auf diese Art den Tod der Leute verursacht zu haben, und weil er dies gethan habe, so sei er den von den Gesetzen auf derlei Handlungen und Versuche gesetzten Strafen verfallen.

Fassen wir die Sache kurz zusammen. Die Richter sagen zu Mora: wie ist es möglich, daß Ihr, eines so geringen Vortheils wegen, Euch habt entschließen können, ein solches Verbrechen zu begehen? Mora antwortet: der Commissär muß es wissen, für sich und für mich. Fragt ihn darüber. Er beruft sich zur Erklärung dessen, was in seiner Seele vorgegangen war, auf einen andern, damit sie sich belehren könnten, wie ein Beweggrund hinreichend gewesen sei, in ihm eine Entschließung hervorzubringen. Und auf welchen andern? Auf einen, der einen solchen Beweggrund nicht annahm, weil er das Verbrechen einer ganz andern Ursache zuschrieb. Und die Richter fanden, daß die Schwierigkeit gelöst, daß das von Mora eingestandene Verbrechen wahrscheinlich sei, so daß sie ihn dessen für schuldig erklären.

Es konnte nicht die Unwissenheit sein, die sie in

einem solchen Beweggrund Unwahrscheinlichkeit erkennen ließ; es war nicht die Rechtswissenschaft, die sie veranlaßte, die von ihr erfundenen und befohlenen Bedingungen so wenig zu beachten.

V.

Die Straflosigkeit und die Folter hatten zwei Geschichten geschaffen, und obgleich dies solchen Richtern genügte, um zwei Verurtheilungen auszusprechen, so werden wir nun sehen, wie sie sich bemühten, und wie es ihnen gelang, so gut wie möglich die beiden in eine zusammenzuschmelzen. Wir werden dann schließlich sehen, wie sie sich der That nach stellten, als wären sie selbst auch von dieser überzeugt.

Der Senat bestätigte und erweiterte die Entscheidung seiner Delegirten. „Nach Anhörung dessen, was sich aus dem Geständniß des Giangiacomo Mora ergibt im Zusammenhalt mit dem, was vorangegangen ist und in Anbetracht aller Umstände," aber nicht desjenigen, daß für ein einziges Verbrechen zwei verschiedene Haupturheber, zwei verschiedene Ursachen, zwei verschiedene Reihen von Thatsachen vorlagen, „verordnete er, daß der obgenannte Mora . . . . von Neuem, aber ohne Folter, aufs Sorgfältigste verhört werden sollte, um ihn dahin zu bringen, daß er die einbekannten Dinge deutlicher erläutere und die übrigen Urheber und Mitschuldigen an sothanem Verbrechen angebe; und nach dem Verhöre solle er unter Bekanntgebung der Thatsache für schuldig erklärt werden, die tödtliche Salbe verfertigt und dem Guglielmo Piazza gegeben zu haben und ihm eine Frist von drei Tagen zu seiner Verthei-

digung anberaumt werden. Und was den Piazza betreffe, so sollte er befragt werden, ob er seinem Geständnisse, welches mangelhaft sei, noch etwas beizusetzen habe; und wo nicht, solle er ebenfalls als schuldig erkannt werden, die obbemeldte Salbe verbreitet zu haben und ihm dann zu seiner Vertheidigung der gleiche Termin gesetzt werden.“ Das heißt: sehet zu, daß ihr aus dem einen und dem andern herausbringet, was herauszubringen ist: auf jeden Fall sollen sie, ein jeder auf sein Geständniß hin, verurtheilt werden, obgleich es zwei einander widersprechende Geständnisse sind.

Sie begannen und zwar noch am gleichen Tage mit dem Piazza. Er hatte nichts beizufügen und wußte nicht, was sie etwa beizufügen hätten; und da er einen Unschuldigen anklagte, hatte er vielleicht nicht vorausgesehen, daß er sich einen Ankläger schuf. Sie fragen ihn, warum er nicht angegeben habe, dem Barbier den Geifer der Verpesteten überbracht zu haben, damit er die Salbe bereiten könnte. Ich habe ihm nichts gegeben, antwortete er; als ob die Leute, welche ihm die Lüge geglaubt hatten, ihm nun auch die Wahrheit glauben müßten. Nach einem Labyrinthe von andern Fragen halten sie ihm entgegen, daß, weil er nicht, wie er versprochen, die ganze Wahrheit angegeben habe, er der Straflosigkeit, die man ihm zugesagt, nicht theilhaftig werden könne und dürfe. Gleich darauf sagte er: Herr, es ist wahr, daß der obbenannte Barbier mich ersucht hat, ihm von jener Materie zu überbringen, und ich brachte sie ihm, damit er die Salbe bereiten könne. Er hoffte,

wenn er alles zugebe, die Straflosigkeit wieder herauszufischen. Hierauf, und um sich immer mehr Verdienst zu erwerben und Zeit zu gewinnen, setzte er bei, das ihm von dem Barbier versprochene Geld müsse von einer hohen Person herkommen; er habe es vom Barbier selbst erfahren, ohne es jedoch je herauszubringen, wer es sein möge. Er hatte nicht Zeit gehabt, es zu erfinden.

Tags darauf fragten sie darüber den Mora; und wahrscheinlich hätte es der Arme erfunden, wie er eben gekonnt hätte, wäre er auf die Folter gespannt worden. Aber der Senat hatte sie, wie wir gesehen haben, für diesmal ausgeschlossen, zu dem Ende, man sieht es, um die neue Bestätigung, die sie für das vorausgegangene Geständniß zu erlangen suchten, als weniger schamlos erpreßt erscheinen zu lassen. Befragt, ob er Constitut es gewesen, der zuerst den Commissär angegangen .... und ihm eine bedeutende Summe Gelds versprochen habe, antwortete er: Nein Herr; und wo wollt Ihr gnädiger Herr, daß ich die bedeutende Summe Geldes hätte hernehmen sollen? In der That konnten sie sich erinnern, daß bei der genauen Durchsuchung, die man bei seiner Verhaftung in seinem Hause vorgenommen hatte, der Schatz, den sie dort gefunden hatten, in einem Büchschen bestand, worin fünf Parpagliolen (ungefähr 12 Kreuzer) sich befanden. Ueber die hohe Person befragt, antwortete er: Wenn Ihr, gnädiger Herr, nur die Wahrheit verlangt, nun so habe ich die Wahrheit gesagt, als ich gefoltert worden bin, und habe sie überreichlich gesagt.

In den beiden Auszügen ist nicht gesagt, daß er

das frühere Geständniß genehmigt habe; wenn, wie anzunehmen ist, sie es ihn thun ließen, so waren diese Worte ein Protest, dessen Gewicht er vielleicht nicht kannte, sie aber mußten es kennen. Uebrigens war es seit Bartolo, ja seit der Glosse, bis auf Farinacci allgemeine Lehre, ja Axiom der Rechtswissenschaft gewesen, und war es immer, daß das Geständniß abgelegt auf der Folter, die ohne gesetzliche Anzeigen angewendet wurde, null und nichtig blieb, sollte es auch in der Folge tausendmal ohne Folter genehmigt werden: etiam quod millies sponte sit ratificata. *)

Hierauf wurde ihm und Piazza der Proceß, wie man damals sagte, publicirt (d. h. die Akten mitgetheilt) und ihnen eine Frist von zwei Tagen zu ihrer Vertheidigung anberaumt: es ist nicht ersichtlich, warum ein Tag weniger bewilligt wurde, als der Senat decretirt hatte. Beiden wurde von Amts wegen ein Vertheidiger bestellt; der dem Mora zugewiesene lehnte ab. Verri schreibt jene Weigerung muthmaßlich einer Ursache zu, die in jener verwickelten Sache leider nicht auffallend ist. „Die Wuth," sagt er, „war auf einen Punkt gestiegen, daß man es für eine schlechte, und entehrende Handlung hielt, jenes verhaßte Opfer zu vertheidigen." **) Aber in dem gedruckten Auszuge, den Verri nicht zu Gesicht bekommen haben mußte, ist die wahre Ursache registrirt, die vielleicht nicht weniger befremdend, und nach einer Seite hin, noch trauriger ist. „Am nämlichen Tage, den 2. Juli, sagte der zur Vertheidigung Mora's

---

*) Farinacci Quaest. XXXVII. 110.

**) Osserv. §. 4.

berufene Notar: ich kann dies Geschäft nicht übernehmen, weil ich zum Ersten Criminalnotar bin, für den es sich nicht ziemt, Clientelen anzunehmen; und weil ich ferner weder Procurator, noch Advocat bin; ich will wohl hingehen, und mit ihm sprechen, um ihm einen Gefallen zu erweisen, aber ich werde die Vertheidigung nicht übernehmen.

Einem Manne, der am Fuße des Schaffottes stand, dessen eine fürchterliche Todesstrafe harrte, einem Manne ohne Schutz und ohne Kenntnisse, der nur von ihnen, und vermittelst ihrer, Beistand erhalten konnte, gaben sie zum Vertheidiger Jemanden, dem die zu einem solchen Amte nöthigen Eigenschaften abgingen, und dessen Stellung damit unvereinbar war! Mit solcher Leichtfertigkeit gingen sie zu Werk! Wenn wir auch annehmen, daß keine Bosheit mit im Spiele war. Und ein untergeordneter Beamter mußte sie auf die Beachtung der bekanntesten und heiligsten Gesetze aufmerksam machen.

Als er zurück kam, sagte er: ich bin bei Mora gewesen; er hat mir offen gesagt, er habe kein Unrecht begangen, und was er gesagt habe, das habe er wegen der Folter gesagt, und weil ich ihm freimüthig bemerkt habe, daß ich den Auftrag, ihn zu vertheidigen nicht annehmen wolle noch könne, so hat er mir gesagt, der Herr Präsident wenigstens möchte die Gnade haben, ihn mit einem Vertheidiger zu versehen, und möge doch nicht gestatten, daß er unvertheidigt sterben müsse. Um solche Gunst

und mit solchen Worten flehte die Unschuld die Ungerechtigkeit an! Sie bestellten ihm wirklich einen andern.

Der für Piazza bestellte erschien und bat mündlich, man möchte ihn die Akten seines Clienten einsehen lassen, und nachdem er sie erhalten hatte, las er sie. War dies der Vortheil, den man der Vertheidigung einräumte? Nicht immer, denn der Advocat des Padilla, in welch' Letzterem, wie wir bald sehen werden, die hohe Person sich verkörperte, die so gedankenlos, und ohne allen Grund hinein gezogen worden war, hatte die Akten selbst so lang zu seiner Verfügung, um jenen großen Theil davon abschreiben zu lassen, der durch dieses Mittel zu unserer Kenntniß gelangt ist.

Nach dem Ablauf der Frist baten die beiden Unglücklichen um Verlängerung: der Senat bewilligte ihnen noch den ganzen folgenden Tag, und nicht mehr: et non ultra. Padilla's Vertheidigung wurde binnen drei Malen eingereicht: ein Theil den 24. Juli 1631; er wurde angenommen, ohne der Befugniß, das Uebrige später einzureichen, zu präjudiciren; der zweite Theil den 13. April 1632, und der letzte am 10. Mai desselben Jahrs: er war damals seit ungefähr zwei Jahren verhaftet. Wahrlich eine schmerzliche Verschleppung für einen Unschuldigen; aber verglichen mit der Ueberstürzung, die bei Piazza und Mora stattgefunden hatte, für welche nur die Todesqual lange war, ist eine solche Verschleppung eine monströse Partheilichkeit.

Jene neue Erfindung Piazza's verzögerte jedoch die Todesstrafe um einige Tage, voll lügnerischer Hoffnungen, aber auch zugleich voll neuer grausamer Qualen, und neuer elender Verläumdungen. Der Beisitzer des

Gesundheitsrathes wurde beauftragt, im größten Geheimniß, und ohne Zuziehung eines Notars denselben neuerdings zu verhören; aber diesmal war er es, der die Unterredung durch seinen Vertheidiger veranlaßt hatte, indem er zu verstehen gab, er habe in Beziehung auf jene hohe Person etwas Weiteres zu enthüllen. Er dachte wahrscheinlich, daß, wenn es ihm gelinge, einen recht dicken Fisch in jenes für das Entkommen so geschlossene, und für das Hineingerathen so offene Netz zu locken, dieser, um durchzukommen, einen solchen Riß in dasselbe machen würde, daß auch die kleinern mit durchschlüpfen könnten. Und da man, unter den vielen und verschiedenen Vermuthungen, welche über die Urheber jener verhängnißvollen Beschmierung vom 18. Mai unter dem Volke von Mund zu Mund gingen (denn die Gewaltthätigkeit des Gerichts war großentheils der Aufregung, dem Schrecken, und der durch diesen bewirkten Ueberzeugung zuzuschreiben: um wie viel strafbarer waren deren Urheber als sie selbst wußten!) auch gesagt hatte, daß es spanische Beamte seien, so fand der unglückselige Erfinder auch hier einen Anknüpfungspunkt. Daß nun Padilla ein Sohn des Festungs-Commandanten war, und darum einen natürlichen Beschützer hatte, der, um ihm beizustehen, den Proceß hätte verhindern können, das war es wahrscheinlich, was den Piazza bewog, eher ihn, als einen andern anzugeben: wenn dieser nicht etwa der einzige spanische Beamte war, den er beim Namen kannte. Nach dieser Besprechung wurde er vorgerufen, um seine neue Deposition gerichtlich zu bekräftigen. In einer frühern hatte er gesagt, daß der Barbier ihm die hohe Person nicht habe nennen wollen. Nun be-

hauptete er das Gegentheil, und um den Widerspruch einiger Maßen zu mindern, sagte er, er habe sie ihm nicht gleich genannt. Endlich sagte er mir nach etwa vier oder fünf Tagen, daß dieser vornehme Herr ein gewisser de Padiglia sei, dessen Taufnamens ich mich nicht erinnere, obwohl er mir ihn sagte; ich weiß aber wohl, und erinnere mich ganz bestimmt, daß er mir sagte, er sei der Sohn des Festungs-Commandanten von Mailand. Nicht blos sagte er aber nicht, daß er Geld von dem Barbier bekommen habe, sondern er betheuerte auch, nicht einmal zu wissen, ob dieser Geld von Padilla erhalten habe.

Man ließ diese Aussage von Piazza unterzeichnen; und sogleich wurde der Beisitzer des Gesundheitsraths abgesendet, um sie dem Statthalter zu berichten, wie die Akten besagen; und sicherlich um ihn zu fragen, ob er gestatten wolle, daß Padilla, welcher Cavallerie-Capitän war, und sich beim Heere in Montferrat befand, an die Civilbehörde ausgeliefert werde. Nachdem er zurückgekehrt war, und man den Piazza neuerdings seine Angabe hatte bestätigen lassen, so gings wieder von Neuem über den unglücklichen Mora her. Auf das Andringen, um ihn zu vermögen, daß er sage, er habe dem Commissär Geld versprochen, antwortete er: das wird man in Ewigkeit nicht finden: wenn ich es wüßte, würde ich es sagen, auf mein Gewissen. Es kömmt zu einer neuen Confrontation, und man fragt den Piazza, ob es wahr sei, daß Mora ihm Geld versprochen habe, erklärend, all das geschehe auf Befehl und Auftrag des Padiglia, Sohnes des

Herrn Castellans zu Mailand. Der Vertheidiger Padilla's bemerkt, mit vollem Recht, sie hätten, „unter dem Vorwand der Confrontation,“ so den Mora erkennen lassen, „was man wünsche, daß er sagen sollte.“ Wirklich wäre es ihnen, ohne dieses, oder ein anderes ähnliches Mittel, gewiß nicht gelungen, ihn dahin zu bringen, jenen Namen hinzuwerfen. Die Folter konnte ihn wohl zum Lügner, aber nicht zum Wahrsager machen.

Piazza behauptete, was er angegeben hatte. Und Ihr wollt dieses sagen? schrie Mora. Ja, ich will es sagen, denn es ist die Wahrheit, versetzte der schamlose Unglückliche: und Ihr wißt wohl, daß Ihr mir das unter der Thür euerer Officin gesagt habt. Mora, der vielleicht gehofft hatte, mit Hilfe seines Vertheidigers seine Unschuld in's Licht setzen zu können, und nun voraussah, daß neue Qualen ihm ein neues Geständniß abpressen würden, hatte nicht einmal die Kraft, noch einmal die Wahrheit der Lüge entgegen zu setzen. Er sagte blos: In Gottes Namen! So muß ich denn Euch zu Lieb sterben!

Wirklich wurde Piazza sogleich weggeführt, und ihm bedeutet, er solle nunmehr die Wahrheit sagen. Kaum hat er aber geantwortet: Herr, ich habe sie gesagt; so drohen sie ihm mit der Folter: was man immer thun wird ohne Präjudiz für das was gestanden und bewiesen ist und nicht anders. Es war dies eine gewöhnliche Formel: daß man sie aber in diesem Falle anwendete, das beweist, wie sehr die Sucht zu verdammen, sie der Fähigkeit beraubt hatte, zu überlegen. Wie war es möglich, daß das Bekenntniß, den Piazza zu dem Verbrechen durch das Versprechen

von Geldern verleitet zu haben, die man von Padilla bekommen würde, dem Geständniß keinen Eintrag thun sollte, sich von Piazza zu dem Verbrechen verleitet lassen zu haben durch die Hoffnung auf Gewinn vermittelst des Präservativs?

Nachdem er unter die Folter gebracht worden war, bestätigte er sogleich alles, was der Commissär gesagt hatte; da aber dies den Richtern nicht genügte, so sagte er, daß wirklich Padilla ihm vorgeschlagen habe, eine Salbung vorzunehmen, um die Thüren und Thürschnallen zu salben, und es sei ihm Geld versprochen worden, so viel er nur wolle, und gegeben worden, so viel er nur gewollt habe.

Wir, die wir weder Furcht vor den Salbungen, noch Wuth gegen die Salber haben, noch auch andere Wüthende zufrieden stellen dürfen, sehen deutlich und ohne Mühe, wie ein solches Geständniß gekommen und wodurch es veranlaßt worden sei. Aber wenn es dessen bedürfte, so haben wir darüber auch die Erklärung dessen, der es abgelegt hatte. Unter den vielen Zeugnissen, die Padilla's Vertheidiger sammeln konnte, ist auch das eines Hauptmanns Sebastian Gorini, der zu jener Zeit (man weiß nicht aus welchem Grunde) in demselben Gefängnisse sich befand, und der oft mit einem Bedienten des Beisitzers vom Gesundheitsrathe sprach, welcher jenem Unglücklichen als Wächter beigegeben worden war. Er deponirt folgender Maßen: Besagter Bediente sagte mir, nachdem besagter Barbier eben erst aus dem Verhöre zurückgeführt worden war: Wißt Ihr auch, Herr, daß der Barbier mir so eben gesagt hat, er habe in dem Verhör, das er bestanden

den Don Givanni, den Sohn des Herrn Castellans, angegeben? Als ich dies hörte, war ich ganz erstaunt, und sagte zu ihm: ist das auch wahr? und er, der Bediente, erwiederte mir, es sei wahr; aber es sei auch wahr, daß er betheuert habe, er könne sich gar nicht erinnern, jemals mit einem Spanier gesprochen zu haben, und wenn man ihm den Herrn Don Givanni gezeigt hätte, so würde er ihn gar nicht gekannt haben. Und er der Bediente setzte noch bei: ich sagte ihm, warum er ihn doch angegeben habe? und er sagte, er habe ihn eben angegeben, weil er ihn dort habe nennen hören und er antworte was er eben höre, und was ihm so in den Mund komme." Dies galt (und dem Himmel sei's gedankt) zu Gunsten des Padilla; aber wollen wir glauben, daß die Richter, die dem Mora den Bedienten jenes so thätigen, so spürnasigen Beisitzers als Wächter beigegeben hatten, oder hatten beigeben lassen, erst so spät, und blos zufällig durch einen Zeugen jene so wahrscheinlichen Worte sollten erfahren haben, die ohne Hoffnung, einen Augenblick nach jenen so befremdenden Worten, die der Schmerz ihm abgedrungen hatte, gesagt worden waren?"

Und weil den Richtern jenes Verhältniß zwischen dem Mailändischen Barbier, und dem Spanischen Ritter auffallend erschien, und sie ihn fragten, wer den Mittelsmann gemacht habe, antwortete er zuerst, es sei einer von den Seinigen gewesen, der so und so ausgesehen habe, und so und so gekleidet gewesen sei. Als man ihn aber drängte, ihn zu nennen, so sagte er: Don Pietro de Saragoza. Dieser wenigstens war eine fingirte Person.

In der Folge (versteht sich nach der Hinrichtung Mora's) wurden dann die genauesten und beharrlichsten Nachforschungen angestellt. Man befragte Soldaten und Offiziere, den Festungs-Commandanten Don Francesco de Vargas nicht ausgenommen, der dem Vater des Padilla im Commando gefolgt war: keiner hatte jemals den Namen nennen hören. Am Ende fand man in den Gefängnissen des Landvogts einen Pietro Verdeno, gebürtig von Saragoza, der eines Diebstahls angeklagt war. Dieser wurde vernommen, und sagte, er sei zu jener Zeit in Neapel gewesen; auf die Folter gespannt bestand er auf seiner Aussage; und man sprach nicht mehr von Don Pietro de Saragoza.

Immer von neuen Fragen bedrängt, fügte Mora bei, er habe dem Commissär den Vorschlag gemacht, und dieser habe gleichfalls Geld dafür erhalten, von Jemanden, er wisse nicht von wem. Und sicherlich wußte er es nicht; aber die Richter wollten es eben wissen. Der Unglückliche nannte unter der Folter leider eine wirkliche Person, einen Giulio Sanguinetti, Banquier: „den ersten besten, der dem Manne einfiel, der unter Qualen erdichtete." *)

Piazza, der immer gesagt hatte, er habe kein Geld bekommen, sagte, als er neuerdings gefragt wurde, sogleich ja. (Der Leser wird sich vielleicht besser, als die Richter erinnern, daß sie bei der Haussuchung noch weniger Geld bei ihm gefunden hatten als bei Mora, das heißt, gar keines.) Er sagte also, er habe welches

---

*) Quorum capita . . . . fingenti, inter dolores gemitusque occurrere. Liv. XXIV. 5.

von einem Banquier erhalten; und da ihm die Richter den Sanquinetti nicht genannt hatten, so nannte er einen andern: Girolamo Turcone. Dieser und jener, und verschiedene ihrer Agenten wurden verhaftet, verhört, auf die Folter gespannt; da sie aber beharrlich läugneten, so wurden sie schließlich freigegeben.

Am 21. Juli wurden dem Piazza und dem Mora die nach der Wiederaufnahme des Processes erwachsenen Akten mitgetheilt, und eine neue Frist von zwei Tagen zur Vertheidigung bewilliget. Jeder wählte diesesmal einen Vertheidiger, wahrscheinlich auf den Rath jener, die ihnen von Amtswegen bestellt worden waren. Am 23. desselben Monats wurde Padilla verhaftet; das heißt, es wurde ihm, wie in der Vertheidigung bezeugt ist, vom General-Commissär der Cavallerie gesagt, daß er sich, auf Befehl des Spinola, im Castell Pomate als Gefangener zu stellen habe; was er auch that. Wie man aus der Vertheidigung ersieht, drang der Vater vermittelst seines Stellvertreters und seines Secretär darauf, daß man die Vollziehung des Urtheils gegen Piazza und Mora aufschieben möchte, bis sie mit Don Givanni würden confrontirt worden sein. Man ließ ihm antworten: man könne sie nicht aufschieben, weil das Volk murre . . . . siehe da, nun ist es ausgesprochen jenes civium ardor prava jubentium; das einzige Mal, daß man konnte, ohne eine schimpfliche und grausame Willfährigkeit zu bekennen, denn es handelte sich um die Vollziehung eines Urtheils, nicht des nämlichen Urtheils. Aber begann das Volk erst damals zu murren? oder begannen die Richter erst damals auf sein Murren Rücksicht zu nehmen? . . . „Aber in keinem Falle solle

es sich der Herr Don Francesco zu Herzen nehmen, denn ehrlose Menschen, wie diese Beiden seien, könnten durch ihre Aussage dem guten Rufe des Herrn Don Givanni keinen Schaden bringen." Und doch hatte die Aussage eines jeden der beiden Ehrlosen gegen den Andern ihre Giltigkeit! Und die Richter hatten sie so oftmals Wahrheit genannt! Und doch verordneten die Richter im Urtheile selbst, daß nach dessen Verkündigung beide auf das hin, was sich auf die Mitschuldigen bezog, von Neuem gefoltert werden sollten! Und doch veranlaßten ihre Aussagen Folterungen, und dadurch Geständnisse, und dadurch Todesurtheile; und wenn dies nicht genügt, auch Todesurtheile ohne Geständnisse!

„Und so," schließt der Bericht des obgenannten Secretärs, „kehrten wir zum Herrn Castellan zurück, und meldeten ihm was geschehen war, und er sagte nichts; aber er war sehr betrübt, und seine Betrübniß war der Art, daß er nach wenigen Tagen starb."

Jenes höllische Urtheil lautete, daß sie, auf einem Karren zum Richtplatz geführt, auf dem Wege dahin mit glühenden Eisen gezwickt werden sollten; vor Mora's Officin sollte ihnen die rechte Hand abgehauen, ihre Glieder mit dem Rade abgeschlagen, und sie lebendig darauf geflochten und von dem Boden erhöht werden; nach sechs Stunden sollten sie dann geschunden, ihre Leiber verbrannt und die Asche in den Fluß geworfen, Mora's Haus niedergerissen werden; auf der Stelle, wo es gestanden, sollte eine Säule mit dem Namen Schandsäule errichtet werden, und auf ewig sollte es verboten sein, an jener Stelle wieder zu bauen. Und wenn etwas den Schauder, die Entrüstung, das Mitleid

steigern könnte, so wäre es die Wahrnehmung, daß jene Unglücklichen nach der Eröffnung eines solchen Urtheils ihre Geständnisse bestätigten, ja noch erweiterten, und zwar durch die Gewalt der nämlichen Ursachen, die sie ihnen abgepreßt hatten. Die noch nicht erloschene Hoffnung, dem Tode, und einem solchen Tode zu entgehen, die Heftigkeit der Folterqualen, welche man jenem entsetzlichen Urtheile gegenüber beinahe leicht, aber gegenwärtig und vermeidlich nennen könnte, ließen sie theils die frühern Lügen bestätigen, theils neue Personen angeben. So brachten es jene Richter durch ihre Straflosigkeit, wie durch ihre Folter dahin, nicht nur Unschuldige zu einem grausamen Tode zu bringen, sondern auch, so viel von ihnen abhing, sie als Verbrecher sterben zu lassen.

In der Vertheidigung Padilla's findet man, und dies ist ein Trost, die Betheuerungen, die sie über ihre Unschuld und jene der übrigen ablegten, sobald sie überzeugt waren, daß sie sterben müßten, und nicht mehr antworten dürften. Jener obengenannte Hauptmann sagte aus, daß er sich in der Nähe der Kapelle befunden habe, wohin Piazza gebracht worden sei; er habe gehört, daß er gelärmt und gesagt habe, er sterbe unschuldig, und sei unter Versprechungen gemordet worden; er habe auch den Beistand zweier Kapuziner zurückgewiesen, die gekommen seien, um ihn auf einen christlichen Tod vorzubereiten. „Was mich betrifft," fährt er fort, „so merkte ich, daß er Hoffnung hatte, man werde seinen Proceß wieder aufnehmen . . . . und ich ging nun zum besagten Commissär, indem ich ein Liebeswerk zu thun vermeinte, wenn ich ihn überreden könnte, sich vorzube-

reiten, in der Gnade Gottes zu sterben; wie ich denn in Wahrheit sagen kann, daß es mir gelang; denn die Patres berührten den Punkt nicht, den ich berührte, indem ich ihm nämlich sagte, ich hätte nie gesehen, noch gehört, daß der Senat ähnliche Fälle, nachdem die Verurtheilung bereits erfolgt sei, wieder aufgenommen habe. Kurz, ich sagte ihm so viel, daß er sich beruhigte . . . und nachdem er sich beruhigt hatte, stieß er einige Seufzer aus, und sagte dann, daß er ohne Grund viele Unschuldige angegeben habe." Sowohl er als Mora ließen sodann von den beiden Geistlichen, die ihnen beistanden, einen förmlichen Widerruf aller Anklagen aufsetzen, die die Hoffnung, oder der Schmerz ihnen abgenöthigt hatte. Beide ertrugen jene lange Marter, jene Reihe und Mannigfaltigkeit von Qualen mit einer Standhaftigkeit, welche man nicht begreifen könnte bei Männern, die so oft von Todesfurcht und Schmerz besiegt worden waren; bei Männern, die nicht als Opfer irgend einer großen Sache, sondern eines unglückseligen Vorfalls, eines thörichten Irrthums, leichter und niedriger Arglist starben; bei Männern, die ehrlos geworden, in der Dunkelheit blieben, und der öffentlichen Verwünschung nichts anderes als das Gefühl ihrer nicht geglaubten, von ihnen selbst so oft verläugneten Unschuld entgegen zu stellen hatten; bei Männern, (es thut weh daran zu denken, aber muß man denn nicht daran denken?) die Familie, Weib und Kinder hatten; eine solche Standhaftigkeit wäre bei solchen Männern wahrlich nicht zu begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es Ergebung in den göttlichen Willen war: jene Himmelsgabe, die uns in der Ungerechtigkeit der Menschen die Gerechtigkeit Gottes, und in den

Leiden, wie groß sie auch sein mögen, das Unterpfand nicht blos der Vergebung, sondern der Belohnung erkennen läßt. Beide hörten nicht auf, bis an ihr Ende, sogar noch auf dem Rade zu sagen, sie nähmen den Tod als Strafe für die Sünden an, die sie wirklich begangen hätten. Etwas annehmen, was man nicht zurückweisen könnte! Worte, die demjenigen sinnlos scheinen können, der in den Dingen nur auf die materielle Wirkung schaut; aber Worte voll eines klaren, tiefen Sinnes für jenen, der bedenkt, oder ohne zu bedenken begreift, daß das, was bei einer Entschließung schwerer sein kann und wichtiger ist, die Ueberzeugung des Geistes und die Beugung des Willens, gleich schwer, gleich wichtig ist, sei es nun, daß die Wirkung davon abhange oder nicht; in der Zustimmung wie in der Wahl.

Jene Betheuerungen konnten das Gewissen der Richter erschrecken; sie konnten es erbittern. Leider gelang es diesen, sie zum Theil Lügen zu strafen in der Weise, welche die entscheidendste gewesen sein würde, wenn sie nicht die täuschendste gewesen wäre; nämlich, indem sie machten, daß Viele sich selbst anklagten, die durch jene Betheuerungen so zuversichtlich und glaubwürdig für unschuldig erklärt worden waren. Von diesen andern Processen werden wir, wie bereits gesagt wurde, nur etwas und blos von einigen berühren, um auf den des Padilla zu kommen; das heißt auf denjenigen, der, gleichwie er durch die Wichtigkeit der Anschuldigung der hauptsächlichste, so auch durch die Form und den Ausgang der Probierstein für alle übrigen ist.

VI.

Die beiden, von Piazza und dann von Mora unglückseligerweise benannten Scheerenschleifer waren seit dem 27. Juni eingekerkert; aber sie wurden weder mit dem einen noch mit dem andern confrontirt und vor der Vollstreckung des Urtheils, die am ersten August erfolgt, nicht einmal verhört. Den eilften kam der Vater zum Verhör; Tags darauf wurde er unter dem gewöhnlichen Vorwande der Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten auf die Folter gespannt und gestand, das heißt, er erfand eine Geschichte, indem er, wie Piazza, eine wahre Thatsache verfälschte. Sie machten es Beide, wie jene Spinnen, die die Enden ihrer Fäden an irgend einen festen Gegenstand anknüpfen und dann in der Luft arbeiten. Sie hatten eine Flasche mit einem Schlafmittel gefunden, das ihm von seinem Freunde Baruello gegeben, ja von diesem in seinem Hause bereitet worden war. Er sagte, es sei eine Salbe, um zu machen, daß die Leute daran stürben; ein Extract von Kröten und Schlangen, mit gewissen Pulvern, von denen ich nicht weiß, was es für Pulver sind. Außer Baruello nannte er als mitschuldig diese oder jene Person von oberflächlicher Bekanntschaft und als Haupt den Padilla. Die Richter hätten diese Geschichte gerne an jene von den beiden angeknüpft, die sie umgebracht hatten und deßhalb diesen gerne sagen lassen, er habe von ihnen Salbe und Geld bekommen. Hätte er einfach geleugnet, so hatten sie die Folter; aber er kam dieser mit der sonderbaren

Antwort zuvor: Nein Herr, es ist nicht wahr; wenn Ihr mich aber foltert, weil ich diesen Umstand leugne, werde ich gezwungen sein, zu sagen, es sei wahr, obwohl dem nicht so ist. Nun konnten sie, ohne mit der Gerechtigkeit und Menschlichkeit allzu offen ihren Spott zu treiben, ein Mittel, von dem sie so feierlich versichert worden waren, daß die Wirkung eine sichere sein würde, nicht mehr als Versuch anwenden.

Er wurde zur nämlichen Strafe verurtheilt; nach der Eröffnung des Urtheils gefoltert, klagte er einen andern Banquier und noch andere an; in der Kapelle und auf dem Richtplatz widerrief er Alles.

Wenn Piazza und Mora von diesem Unglücklichen blos gesagt hätten, er sei ein Taugenichts, so hätten sie ihn, wie man aus verschiedenen Thatsachen sieht, die im Processe zu Tag kamen, nicht verleumdet. Sie verleumdeten hierin aber auch seinen Sohn Gasparo; zwar ist über ihn ein Fehltritt berichtet, aber von ihm selbst und in einer Weise berichtet, daß daraus ein Beweis der Unschuld und der Rechtschaffenheit seines ganzen Lebenswandels hervorgeht. Unter Folterqualen, im Angesicht des Todes sind seine Worte besser als die Worte eines tapfern Mannes; es waren Worte eines Martyrers. Da sie ihn nicht zu einem Verleumder seiner selbst noch anderer hatten machen können, so verurtheilten sie ihn (es ist nicht ersichtlich, unter welchen Vorwänden) als überwiesen; und nach der Urtheilspublication fragten sie ihn, ob er noch andere Verbrechen begangen habe und wer seine Genossen gewesen bei jenem, wegen dessen er verurtheilt worden sei. Auf die erste

Frage antwortete er: ich habe weder dieses Verbrechen, noch auch andere verübt; aber ich sterbe, weil ich einmal Jemanden im Zorne einen Faustschlag aufs Auge versetzte. Auf die zweite: ich habe keine Genossen, weil ich mich nur um meine Angelegenheiten bekümmerte; und wenn ich es nicht gethan habe, so kann ich auch keine Genossen gehabt haben. Mit der Folter bedroht, sagte er: Gnädiger Herr, macht, was Ihr wollt; ich aber werde niemals sagen, was ich nicht gethan habe; noch werde ich je meine Seele verdammen; und es ist besser, daß ich drei oder vier Stunden lang Qualen erleide, als daß ich in die Hölle gehe, um ewig zu leiden. Auf die Folter gebracht, schrie er im ersten Augenblicke auf: ach Herr! ich habe nichts gethan: ich werde umgebracht. Dann setzte er bei: die Martern werden bald enden, aber in jener Welt muß man ewig bleiben. Die Folterpein wurde von Grad zu Grad bis zum äußersten gesteigert und mit ihnen die zudringliche Aufforderung, die Wahrheit anzugeben. Er antwortete immer: ich habe sie schon gesagt; ich will mein Gewissen nicht belasten: ich habe nichts gethan.

Man kann hier nicht umhin, zu denken, daß, wenn die nämlichen Gesinnungen dem Piazza die nämliche Standhaftigkeit eingeflößt hätten, der arme Mora ruhig in seiner Werkstätte, im Schoße seiner Familie geblieben wäre, und dieser Jüngling, dem noch mehr Bewunderung als Mit-

leid zu zollen ist, und so viele Andere sich nicht einmal hätten einbilden können, welchem schrecklichen Schicksale sie entgangen seien. Aber er selbst, wer weiß es? Gewiß um ihn ungeständig und auf jene bloßen Anzeigen hin zu verurtheilen, und da, beim Mangel anderer Geständnisse, das Verbrechen selbst nur Muthmaßung war, mußte man frecher und offenkundiger jeden Grundsatz des Rechts, jede Vorschrift des Gesetzes mit Füßen treten. Auf keinen Fall konnten sie ihn zu einer entsetzlicheren Strafe verurtheilen; aber sie konnten sie ihn wenigstens nicht in Gesellschaft mit einem erdulden lassen, bei dessen Anblick er jeden Augenblick sich selbst sagen mußte: ich habe ihn hieher gebracht. Die Ursache so vieler Schauerthaten war die Schwäche .... was sage ich? die grimmige Wuth, die Treulosigkeit derjenigen, die es als ein Unglück, als eine Niederlage ansahen, keine Schuldigen aufzuspüren und jene Schwäche durch ein ungesetzliches, hinterlistiges Versprechen in Versuchung führten.

Wir haben oben die feierliche Urkunde angeführt, wodurch dem Baruello ein ähnliches Versprechen gemacht wurde, und wir haben auch angedeutet, daß wir zeigen würden, welch' verschiedenen Gebrauch die Richter davon machten. Deßhalb hauptsächlich wollen wir hier die Geschichte auch dieses Unglücklichen in Kürze erzählen. Zuerst von Piazza, wie man gesehen, grundlos angeklagt, daß er ein Genosse Mora's, hierauf von Mora, daß er ein Genosse Piazza's sei; dann von beiden, daß er Geld empfangen habe, um die von Mora aus gewissen unsaubern Dingen und noch Schlimmerem bereitete Salbe zu verbreiten (und zuerst hatten sie betheuert, nichts davon zu wissen); schließlich von Miglia-

vacca, daß er selbst aus schlimmern Bestandtheilen als Unsauberkeiten eine bereitet habe; aller dieser Vergehen, als wenn sie nur eines ausmachten, für dringend verdächtig erklärt, leugnete er und ertrug standhaft die Folter. Während seine Sache anhängig war, empfahl ihn ein Priester (der einer der von Padilla benannten Zeugen war), von einem der Verwandten des Baruello darum gebeten, einem Fiscale des Senats; dieser sagte ihm bald darauf, sein Schützling sei mit Hinzufügung aller jener obenangeführten Schindereien zum Tode verurtheilt worden; aber er sagte ihm dabei zugleich, daß „der Senat sich verabredet habe, ihm bei Sr. Excellenz gänzliche Begnadigung auszuwirken." Er trug dem Priester auf, er solle ihn besuchen und trachten, ihn zu überreden, daß er die Wahrheit sage: „denn der Senat wolle der Sache auf den Grund kommen und hoffe, es durch ihn zu erfahren." Nachdem man ihn gefoltert hatte! Und nach jenen Executionen!

Nachdem Baruello die fürchterliche Nachricht und den Vorschlag vernommen hatte, sagte er: „werden sie es mir dann machen wie dem Commissär?" der Priester erwiederte ihm, das Versprechen scheine ihm aufrichtig, worauf er dann eine Geschichte begann; ein gewisser (der bereits gestorben war) habe ihn zu dem Barbier geführt. Dieser habe eine Tapetenblendung im Zimmer hinweggenommen, welche eine Thür verborgen habe, habe ihn in einen großen Saal geführt, in welchem viele Personen, unter ihnen Padilla, herumgesessen seien. Dem Priester, dem nicht darum zu thun war, Verbrecher aufzuspüren, schien das seltsam, so daß er ihn mit der Warnung unterbrach, er solle zusehen, daß mit dem

Leibe nicht zugleich auch die Seele verloren gehe; worauf er sich entfernte. Baruello nahm die Begnadigung an und verbesserte seine Geschichte; am 11. Septbr. erschien er vor den Richtern, erzählte ihnen, wie ein Fechtmeister (der leider noch am Leben war) ihm gesagt habe, es sei eine gute Gelegenheit vorhanden, reich zu werden, wenn er dem Padilla einen Dienst erweise; er habe ihn dann auf den Festungsplatz geführt, wo Padilla selbst mit andern angekommen sei; dieser habe ihn sogleich eingeladen, einer von denen zu sein, die unter seinen Befehlen salben sollten, um den dem Don Gonzalo de Cordova bei seiner Abreise von Mailand zugefügten Schimpf zu rächen; er habe ihm Geld und ein Töpfchen mit der mörderischen Salbe gegeben. Wenn man sagen wollte, daß in dieser Geschichte, von der wir hier nur den Anfang gegeben haben, unwahrscheinliche Dinge vorkommen, so würde das sehr uneigentlich gesprochen sein: das Ganze war ein Berg von Narrheit, wie der Leser aus dieser Probe allein schon hat sehen können. Unwahrscheinlichkeiten jedoch fanden auch die Richter darin und dazu noch Widersprüche: deßhalb sagten sie ihm, nach verschiedenen Fragen, auf welche Antworten folgten, welche die Sache immer mehr verwirrten: er *solle sich deutlicher erklären, damit man aus dem, was er sage, etwas Zuverläßiges entnehmen könne.* Jetzt aber, sei es nun eine List gewesen, um sich auf irgend eine Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, oder eine wirkliche Anwandlung von Raserei, wozu Gründe genug vorhanden waren, fing er an zu zittern, sich zu winden und zu krümmen, nach Hilfe zu schreien, sich auf dem

Boden zu wälzen, sich unter den Tisch zu verkriechen. Er wurde exorcisirt, beruhiget und zum Reden angetrieben. Nun begann er eine andere Geschichte, in welche er Hexenmeister, magische Kreise und magische Worte, sogar den Teufel hineinbrachte, den er als seinen Herrn anerkannt habe. Uns genügt, zu bemerken, daß das wieder ganz neue Dinge waren, und daß er von den übrigen das widerrief, was er von der Rache für die dem Don Gonzalo zugefügten Unbilden gesagt hatte, und dagegen behauptete, die Absicht des Don Padilla sei gewesen, sich zum Herrn von Mailand zu machen; und ihm habe er versprochen, ihn zu einem der Ersten zu machen. Nach verschiedenen Fragen wurde das Verhör geschlossen, wenn es je einen solchen Namen verdient; und nachher bestand er drei andere, in denen er, nachdem ihm gesagt worden war, die und die Angabe sei nicht wahrscheinlich, die und die sei nicht glaublich, entweder antwortete, er habe wirklich das erste Mal die Wahrheit nicht gesagt, oder irgend eine Erläuterung gab; und da ihm Migliavacca's Aussage wohl fünf Mal in's Gesicht geschleudert wurde, in welcher er angeklagt war, so und so vielen Personen Salbe zum Verbreiten gegeben zu haben, wovon er in der seinigen nicht gesprochen habe, so antwortete er immer, es sei nicht wahr; und immer gingen die Richter zu etwas Anderem über. Der Leser, der sich erinnert, wie sie bei der ersten Unwahrscheinlichkeit, die sie in Piazza's Aussage zu finden für gut hielten, diesem sogleich drohten, ihm die Straflosigkeit wieder zu entziehen; wie sie bei dem ersten Zusatz, den er jener Aussage anfügte, bei der ersten Thatsache, die von Mora gegen ihn vorgebracht

und von ihm geleugnet worden war, sie ihm wirklich entzogen, weil er nicht die ganze Wahrheit gesagt habe, wie er versprochen; der wird, wenn es nöthig ist, noch mehr sehen, wie sehr es jenen zu Statten kam, dem Statthalter, eher als eine Vollmacht von ihm zu verlangen, einen Betrug zu spielen und dem Piazza, der das der Wuth des Volkes und der ihrigen darzubringende Erstlingsopfer sein sollte, ein Versprechen in Worten und mit Worten gemacht zu haben.

Wollen wir vielleicht sagen, es wäre gerecht gewesen, jenes Versprechen der Straflosigkeit aufrecht zu halten? Gott bewahre! dies wäre so viel, als wenn wir sagten, er habe eine wahre Thatsache angegeben. Wir wollen blos sagen, es sei gewaltthätig zurückgezogen worden, wie es gesetzwidrig ertheilt worden sei; und daß dieses das Mittel für jenes gewesen. Uebrigens müssen wir stets wiederholen, daß sie auf dem eingeschlagenen Weg nichts Gerechtes thun konnten, als umkehren, so lange es noch Zeit war. Abgesehen von dem Mangel an Vollmacht, so hatten sie nicht das Recht, dem Piazza jene Straflosigkeit zu verkaufen, wie auch der Straßenräuber nicht das Recht hat, dem Wanderer das Leben zu schenken: er hat die Pflicht, es ihm zu lassen. Es war ein ungerechter Nachtrag zu einer ungerechten Folterung: Folter und Straflosigkeit, beide wurden von den Richtern gewollt, gedacht und befördert, anstatt zu thun, was, ich will nicht sagen, von der Vernunft, von der Gerechtigkeit, von der Nächstenliebe, aber vom Gesetze vorgeschrieben war: anstatt die Thatsache zu verificiren, indem man sie von den beiden Anklä-

rinnen erläutern ließ, wenn ihre Aussage je Anklage, und nicht vielmehr Vermuthung war; indem man sie von dem Angeschuldigten erläutern ließ, wenn man ihn je Angeschuldigten nennen konnte; indem man jene mit diesem confrontirte.

Den Erfolg der dem Baruello versprochenen Straflosigkeit konnte man nicht sehen, weil dieser am 18. September an der Pest starb, gerade einen Tag nachher, nachdem er bei einer Confrontation jenem Fechtmeister Carlo Vedano auf's Unverschämteste gegenübergetreten war. Als er aber sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu einem Mitgefangenen, der ihm beistand und der ein weiterer von Padilla benannter Zeuge war: „thut mir den Gefallen, dem Herrn Landvogt zu sagen, daß ich alle, die ich angeschuldigt habe, mit Unrecht angeschuldiget habe, und daß es nicht wahr sei, daß ich von dem Sohne des Castellans Geld bekommen habe . . . . ich muß an dieser Krankheit sterben: ich bitte jene, die ich ungerechter Weise beschuldiget habe, sie mögen mir doch verzeihen: und seid doch so gut und sagt es dem Herrn Oberrichter, ich kann sonst nicht selig werden. Und ich ging sogleich," setzte der Zeuge bei, „und berichtete dem Landvogt, was Baruello mir gesagt hatte."

Dieser Widerruf konnte für den Padilla gelten; aber Vedano, der bisher nur von Baruello angegeben worden war, wurde an jenem Tage grausam gefoltert. Er vermochte zu widerstehen, und man ließ ihn (versteht sich im Gefängniß) bis Mitte Januars im folgenden Jahre in Ruhe. Er war unter jenen Unglücklichen der einzige, der den Padilla wirklich kannte, weil er in der Festung zweimal mit ihm gefochten hatte; und man

sieht, daß gerade dieser Umstand es war, der Baruello veranlaßte, ihm eine Rolle in seinem Mährchen zuzutheilen. Er hatte ihn jedoch nicht angeklagt, die Pestsalbe bereitet, verbreitet oder ausgetheilt zu haben, sondern blos die Mittelsperson zwischen ihm und Padilla gewesen zu sein. Die Richter konnten darum einen solchen Angeschuldigten nicht als überwiesen verurtheilen, um der Sache jenes Edelmanns nicht zu präjudiciren; und das ist es wahrscheinlich, was ihn rettete. Er wurde nicht von Neuem verhört, als bis nach dem ersten Verhör des Padilla, und dessen Freisprechung hatte auch die seinige zur Folge.

Padilla wurde aus dem Castell Pizzighettone, wohin er gebracht worden war, am 10. Januar 1631 nach Mailand geführt und in die Gefängnisse des Gerichtspräsidenten gesetzt. Er wurde am nämlichen Tage verhört. Und wenn es eines thatsächlichen Beweises bedürfte, um sich zu überzeugen, daß auch diese Richter ohne Arglist, Lügen und Gewaltthat fragen, daß auch sie nicht Unwahrscheinlichkeiten finden konnten, wo keine waren, daß auch sie sich mit vernünftigen Antworten begnügen, auch in einer Untersuchung über giftige Salbungen zugeben konnten, daß ein Angeklagter die Wahrheit sagen könne, auch wenn er nein sage, der könnte es aus diesem Verhör und den andern beiden sehen, die mit Padilla abgehalten wurden.

Die einzigen, welche ausgesagt hatten, daß sie sich mit ihm besprochen hätten, Mora und Baruello, hatten die Zeit angezeigt, ersterer beiläufig, letzterer genauer. Die Richter fragten daher den Padilla, wann er in's Lager abgegangen sei: er gab den Tag an;

von wo er abgegangen sei, um sich dahin zu verfügen, von Mailand; ob er in der Zwischenzeit einmal nach Mailand zurückgekehrt sei: blos einmal, und er war nur einen Tag geblieben, den er gleicherweise bezeichnete. Dies stimmte mit keinem der von den beiden Unglücklichen erfundenen Zeitpunkten. Dann sagten sie ihm, ohne Drohungen, mit guter Art, er solle sich besinnen, ob er nicht zu der und der Zeit in Mailand gewesen sei: er antwortete jedesmal mit Nein, indem er sich immer auf seine erste Antwort bezog. Sie gingen hierauf auf Personen und auf Oertlichkeiten über. Ob er einen Bombardier Fontana gekannt habe: er war Vedano's Schwiegervater und Baruello hatte ihn als einen derjenigen namhaft gemacht, die bei der ersten Unterredung gegenwärtig gewesen seien. Er antwortete mit Ja. Ob er Vedano kenne: gleichfalls ja. Ob er wisse, wo die Straße Vetra de Cittadini und das Wirthshaus zu den sechs Dieben sei: dahin war nach Mora's Angabe, von Don Pietro de Saragozza geleitet, Padilla gekommen, um ihm den Vorschlag zu machen, Mailand zu vergiften: er antwortete, er kenne weder die Straße, noch das Wirthshaus, nicht einmal dem Namen nach. Sie fragten ihn nach Pietro de Saragozza: er kannte ihn nicht, denn es war unmöglich, daß er ihn kannte. Man fragte ihn nach gewissen zwei Männern, die nach französischer Mode gekleidet gewesen seien; nach einem gewissen, der wie ein Priester ausgesehen: Leute, die nach Baruello's Aussage zu der Unterredung mit Padilla auf den Festungsplatz gekommen seien. Er wußte nicht, von wem man mit ihm rede.

Im zweiten Verhör, welches im letzten Januar stattfand, fragte man ihn nach Mora, Migliavacca, Baruello, nach Unterredungen, die er mit ihnen gehabt, nach Geldern, die er ihnen gegeben, nach Versprechungen, die er ihnen gemacht habe: ohne ihm jedoch noch etwas von dem Anschlag zu sagen, auf den all' das sich bezog. Er antwortete, er habe mit diesen Leuten nie etwas zu schaffen gehabt, er habe sie sogar nie nennen gehört, und wendete ein, daß er in jenen verschiedenen Zeiten gar nicht in Mailand gewesen sei.

Nach mehr als drei Monaten, die in Nachforschungen hingebracht wurden, welche, wie es kommen mußte, nicht das mindeste Resultat gaben, decretirte der Senat, Padilla solle nunmehr unter Mittheilung der Anschuldigung vernommen werden, die Protocolle sollten ihm eröffnet und eine Frist zur Vertheidigung anberaumt werden. In Vollziehung dieser Anordnung wurde er am 22. Mai zu einem nochmaligen und letzten Verhöre vorgerufen. Nach verschiedenen ausdrücklichen Fragen über alle Hauptpunkte der Anklage, auf die er immer ganz trocken mit Nein antwortete, kamen sie auf die Erzählung der Thatsache, das heißt, sie sagten ihm jenes thörichte Mährchen, oder vielmehr jene beiden geradezu heraus. Das erste, daß er Constitut dem Barbier Mora nahe bei dem Wirthshaus zu den sechs Dieben gesagt habe, *er sollte eine Salbe machen .... und sollte die besagte Salbe nehmen und die Wände damit beschmieren*; und daß er ihm zur Belohnung dafür viele Pistolen gegeben habe; so wie darauf Pietro von Saragozza auf seinen Befehl den Mora beauftragt habe, bei gewissen

Banquieren anderes Geld einzuholen. Aber dies war noch vernünftig im Vergleich mit dem andern: daß er, Herr Constitut den Stephan Baruello auf den Festungsplatz habe rufen lassen und ihm gesagt habe: Guten Tag, Herr Baruello, schon seit lange wünschte ich mit Euch zu reden; und nach noch andern Complimenten habe er ihm 25 venetianische Ducatoni und ein Gefäß mit Salbe gegeben und dabei gesagt, es sei von jener, die man in Mailand mache, sie sei aber nicht vollkommen; man müsse grüne Eidechsen und Kröten und weißen Wein nehmen, und alles zusammen in einen Topf thun und nach und nach kochen lassen, damit diese Thiere in Wuth stürben. Ein Priester, der von Baruello Francese genannt worden und in Begleitung des Constituten gekommen sei, habe einen in Gestalt eines Mannes und in der Kleidung eines Pantalon erscheinen und von Baruello als seinen Herrn anerkennen lassen; und nachdem er wieder verschwunden sei, habe Baruello den Constituten gefragt, wer das gewesen, worauf dieser ihm geantwortet habe, es sei der Teufel, ein anderes Mal habe er Constitut dem Baruello noch anderes Geld gegeben und ihm versprochen, ihn zum Lieutenant in seiner Compagnie zu machen, wenn er ihm gut dienen würde.

Bei diesem Punkt schließt Verri also (so sehr kann ein systematisches Streben bewirken, daß selbst die edelsten Geister falsch sehen, sogar nachdem sie recht gesehen haben): „dies ist die Folge der gegen den Sohn des Castellans ausgesagten Thatsachen, die, wenn gleich von

allen andern verhörten Personen, mit Ausnahme der drei Unglücklichen, des Mora, Piazza und Baruello, die alle Wahrheit der Gewalt der Folter aufopferten, Lügen gestraft, dennoch einer schmachvollen Procedur zur Grundlage dienten."*) Nun weiß aber der Leser, und Verri selbst erzählt, daß von diesen drei zwei durch die Vorspiegelung der Straflosigkeit, und nicht durch den Zwang der Folter zum Lügen verleitet worden seien.

Nachdem Padilla dieses nichtswürdige Geschwätz vernommen hatte, sagte er: „Von all' den Leuten, die der gnädige Herr mir genannt hat, kenne ich keinen als den Fontana und den Tegnone (dies war ein Spitzname des Vedano); und alles, was man, wie der gnädige Herr gesagt hat, im Protocolle als Aussage derselben liest, ist die größte Falschheit und Lüge, die es in der Welt geben kann; es ist nicht zu glauben, daß ein Edelmann meines gleichen eine so ehrlose Handlung wie diese ist, begangen oder gedacht haben könnte; ich bitte Gott und seine heilige Mutter, daß sie, wenn diese Dinge wahr sind, mich jetzo gleich zu Schanden machen; ich hoffe zu Gott, daß ich die ganze Falschheit dieser Menschen werde aufdecken können, und daß es in der ganzen Welt offenbar werden werde.

Sie entgegneten ihm, der Form wegen, und ohne Zudringlichkeit, er solle sich entschließen, die Wahrheit

---

*) Osservazioni §. V, in fine.

zu sagen, und eröffneten ihm das Decret des Senats, das ihn für schuldig erklärte, eine giftige Salbe bereitet und ausgetheilt, und Mitschuldige geworben zu haben. Es wundert mich sehr, antwortete er, daß der Senat zu einer so wichtigen Entschließung gekommen ist, da man doch sieht und findet, daß dies eine bloße Erdichtung und Falschheit ist; die man nicht nur gegen mich, sondern gegen die Gerechtigkeit selbst begangen hat. Wie sollte ein Mann von meinem Stande, der sein Leben im Dienste seiner Majestät, und in Vertheidigung dieses Landes zugebracht hat, und der von Männern abstammt, die das gleiche gethan haben, wie sollte ein solcher Mann etwas thun oder denken, was ihnen und ihm eine solche Schmach und Schande bringen müßte? ich sage nochmals, daß dies falsch, und die größte Lüge ist, die man je gegen einen Menschen ersonnen hat.

Es thut wohl, die entrüstete Unschuld eine solche Sprache führen zu hören; aber es erregt Schauder, wenn man sich erinnert, wie vor jenen Menschen die erschreckte, verwirrte, verzweifelte, lügnerische verläumderische Unschuld, ebenso wie die unerschrockene, standhafte, wahrheitsliebende gleichmäßig verurtheilt wurde.

Padilla wurde freigesprochen, man weiß aber nicht genau wann, aber sicherlich mehr als ein Jahr nachher, denn seine letzte Vertheidigung wurde im Mai 1632 eingereicht. Gewiß, seine Freisprechung war keine Gnade; aber merkten die Richter nicht, daß sie selbst damit alle ihre Verurtheilungen für ungerecht erklärten? denn ich

kann nicht glauben, daß nach jener Freisprechung noch andere Verurtheilungen erfolgt seien. Indem sie anerkannten, daß Padilla kein Geld gespendet habe, um die geträumten Salbungen zu bezahlen, erinnerten sie sich wohl der Männer, die sie verurtheilten, weil sie aus diesem Grunde Geld von ihm empfangen haben sollten? Erinnerten sie sich, dem Mora gesagt zu haben, daß ein solcher Grund mehr Wahrscheinlichkeit habe.... als derjenige, daß er Constitut Gelegenheit habe, seine Latwerge zu verkaufen, und daß der Commissär mehr Beschäftigung habe? Erinnerten sie sich, daß sie im folgenden Verhör, da er auf dem Läugnen bestand, ihm gesagt hatten, man finde, daß es die Wahrheit sei? daß sie, da er bei der Confrontation mit Piazza noch geläugnet hatte, ihm die Folter gegeben hatten, damit er gestehe, und daß sie ihm eine weitere Folter geben ließen, damit das durch die erste Folter erzwungene Geständniß giltig werde? Daß von da an der ganze Proceß jener Voraussetzung gemäß geleitet wurde? Daß sie in alle ihre Fragen ausdrücklich oder stillschweigend hineingelegt, in allen Antworten bestärkt wurde als die endlich entdeckte und anerkannte Ursache, als die wahre einzige Ursache des Verbrechens Piazza's, Mora's und anderer Verurtheilten? daß die, wenige Tage nach der Hinrichtung der beiden ersten, mit dem Gutachten des Senats erlassene Bekanntmachung sagte, „sie seien zu einem solchen Grad von Gottlosigkeit gekommen, daß sie für Geld die eigene Vaterstadt verrathen hätten?" und als sie schließlich jene Ursache wegfallen sahen (denn im Processe war nie von andern Geldern die Rede gewesen,

als von denen des Padilla), dachten sie wohl, daß für das Verbrechen keine andern Beweise übrig blieben, als Geständnisse, die man auf die ihnen wohlbekannte Weise erlangt hatte, und die zwischen dem Empfang der Sakramente und dem Tode widerrufen wurden? Geständnisse, zuerst im Widerspruch unter sich selbst, nunmehr als im Widerspruch mit der Thatsache stehend, erfunden? Kurz da sie das Haupt als unschuldig freisprachen, erkannten sie da, daß sie Unschuldige als mitschuldig verurtheilt hatten?

Ganz und gar nicht, wenigstens nicht nach dem, was zu Tage trat. Das Denkmal und das Urtheil blieb; die Familienväter, die das Urtheil verdammt hatte, blieben ehrlos; die Kinder, die man auf so grausame Weise zu Waisen gemacht hatte, blieben gesetzlich beraubt. Was aber das betrifft, was in dem Herz der Richter vorging, wer kann wissen, welchen neuen Gründen ein freiwilliger Irrthum, der sich gegen die handgreifliche Wahrheit abgeschlossen hatte, zu widerstehen fähig war? Ich sage ein Irrthum, der lieber und kostbarer geworden war, als je; denn früher hieß, sie als unschuldig erkennen, für jene Richter eine Gelegenheit verlieren, ein Verdammungsurtheil zu fällen; nun aber würde ein solches Anerkenntniß ein grausamer Vorwurf für sie gewesen sein! und der Betrug, die Gesetzesverletzungen, die sie begangen zu haben sich bewußt waren, aber durch die Entdeckung so gottloser und elender Bösewichte für gerechtfertigt halten wollten, würden nicht blos den unverhüllten häßlichen Anblick von Betrug, und Gesetzesverletzungen dargeboten haben, sie würden als die Ursache eines greulichen Mordes erschienen sein. Ein Irrthum

endlich, aufrecht erhalten und befestiget durch eine immer mächtige, wenn gleich oft trügerische, in jenem Falle aber auffallend täuschende Autorität, weil sie großentheils bloß auf jener der Richter selbst beruhte: wir meinen auf der Autorität des Publikums, welches diese als weise, eifrige tapfere Rächer und Vertheidiger des Vaterlandes priesen.

Die Schandsäule wurde 1778 abgebrochen, 1803 wurde auf dem Platze wieder ein Haus erbaut; und bei dieser Veranlassung wurde auch der Bogengang niedergerissen, von wo aus Katharina Rosa das Losungswort zur Metzelei hatte ertönen lassen: so daß jetzt nichts mehr übrig ist, was an die schreckliche Wirkung oder an die erbärmliche Ursache erinnern könnte. Das rechte Eckhaus an der Ausmündung der Straße della Vetra in den Corso di Porta Ticinese steht auf dem Platze, wo einst das Haus des unglücklichen Mora stand.

Sehen wir nun, wenn der Leser die Geduld hat, uns bei dieser letzten Untersuchung zu folgen, wie ein frevelhaftes Urtheil dieses Weibes, nachdem es so viel über die Gerichte vermocht hatte, vermittelst der letztern auch in die Bücher Eingang gefunden hat.

VII.

Unter den vielen dem Ereignisse gleichzeitigen Schriftstellern wählen wir den einzigen aus, der nicht dunkel ist, und der nicht dem allgemein verbreiteten Glauben ganz und gar nachgesprochen hat, den so oft angeführten Ripamonti. Uns scheint, er könne als ein sonderbares Beispiel der Tyrannei gelten, welche eine

herrschende Meinung oftmals auf das Wort derjenigen ausübt, deren Verstand sie zu unterjochen nicht vermocht hatte. Nicht nur läugnet er nicht ausdrücklich die Schuld jener Unglücklichen (bis auf Verri gab es keinen, der es in einer für das Publikum bestimmten Schrift gethan hätte); sondern er scheint sie an mehr als einer Stelle ausdrücklich bestätigen zu wollen; weil er, von Piazza's erstem Verhöre sprechend, sein Verhalten „Bosheit" und jenes der Richter „Umsicht" nennt; ich sage, daß er das Verbrechen „mit den vielen Widersprüchen bekannt machte, in einer Haltung, die es läugnen wollte;" von Mora sagt er gleichermaßen, „er habe, so lang er die Folter habe aushalten können, geläugnet, nach der Weise aller Angeschuldigten, schließlich aber habe er die Sache erzählt, wie sie gewesen: „exposuit omnia cum fide." Und zu gleicher Zeit sucht er das Gegentheil zu verstehen zu geben, indem er schüchtern und flüchtig irgend einen Zweifel über die wichtigsten Umstände andeutet; mit einem Worte die Ueberlegung des Lesers auf den richtigen Punkt hinleitet; manchem Angeschuldigten Worte in den Mund legt, die mehr geeignet waren, seine Unschuld zu beweisen, als jene, die er selbst hatte finden können; endlich ein Mitleid an den Tag legt, das man nur für Unschuldige empfindet. Wo er von dem in Mora's Hause gefundenen Kessel spricht, sagt er: „Etwas vielleicht ganz unschuldiges und zufälliges, übrigens sehr eckelhaftes, und was etwas von dem scheinen konnte, was man suchte, machte hauptsächlich großen Eindruck." Wo er von der ersten Confrontation spricht, sagt er, daß Mora „die Gerechtigkeit Gottes gegen einen Betrug, gegen eine bösartige Erfindung, gegen einen Fallstrick,

in den man einen Unschuldigen verwickeln könne, angerufen habe." Er nennt ihn einen unglücklichen Familienvater, der, ohne es zu wissen, seine und der Seinigen Schmach und Ruin auf sein unglückliches Haupt geladen habe." Alle Bemerkungen, die wir über den offenbaren Widerspruch zwischen der Freisprechung Padilla's und der Verurtheilung der Andern gemacht haben, und die weitern die man noch machen kann, deutet Ripamonti mit einem Worte an: die Salber wurden dessen ungeachtet gestraft: unctores puniti tamen. Wie viel sagt nicht dies Nebenwort oder Bindewort dessen ungeachtet an? Und er fügt bei: „die ganze Stadt hätte über jene fürchterliche Todesstrafe geschaudert, wenn nicht Alles geringer geschienen hätte, als das Verbrechen."

Aber die Stelle, wo er seine Ansicht deutlicher zu verstehen gibt, ist jene, wo er feierlich erklärt, er wolle sie nicht sagen. Nachdem er mehrere Fälle von Personen erzählt hatte, die in den Verdacht der Salberei gefallen waren, ohne daß eine Untersuchung deßhalb eingeleitet wurde, sagt er: „ich befinde mich in der schwierigen und gefährlichen Lage, erklären zu müssen, ob ich glaube, daß es außer jenen, die so mit Unrecht für Salber angesehen worden sind, wirklich Salber gegeben habe .... Und die Schwierigkeit entspringt nicht aus der Ungewißheit der Sache, sondern aus dem Umstande, daß mir nicht die Freiheit gelassen ist, das zu thun, was man doch von allen Schriftstellern verlangt, nämlich daß er seine wahren Ansichten ausdrücke. Denn wenn ich sagen würde, daß es keine Salber gegeben habe, daß man ohne Grund so weit geht, in dem, was ein göttliches Straf-

gericht war, ein Werk menschlicher Bosheit erblicken zu wollen, würde man sogleich schreien, die Geschichte sei falsch, der Verfasser beachte ein feierliches Urtheil gar nicht. So sehr ist die entgegengesetzte Meinung in den Köpfen eingewurzelt, und das wie gewöhnlich leichtgläubige Volk und der stolze Adel so geneigt, sie wie sein Theuerstes und Heiligstes zu vertheidigen. Sich mit so Vielen in Kriegszustand versetzen, wäre ein schweres und unnützes Beginnen; und deßhalb werde ich, ohne zu verneinen noch zu bejahen, noch mehr nach der einen oder andern Seite mich hinzuneigen, mich darauf beschränken, die Meinung Anderer zu berichten." *) Wer fragen wollte, ob es nicht viel vernünftiger und leichter gewesen wäre, gar nicht darüber zu sprechen, der wisse, daß Ripamonti städtischer Historiograph war; das heißt einer jener Männer, denen es, in irgend einem Falle, befohlen oder verboten werden kann, die Geschichte zu schreiben.

Ein anderer Geschichtschreiber, der sich aber auf einem weiteren Felde bewegt, Batista Nani, der in diesem Falle von keiner Rücksicht verleitet werden konnte, die Unwahrheit zu sagen, wurde durch das Ansehen einer Inschrift und einer Säule veranlaßt, es zu glauben. „Obgleich die Einbildungskraft des Volkes," sagt er, „wenn sie durch Schrecken gesteigert ist, sich mancherlei Dinge vorspiegelt, so wurde doch wirklich dies Verbrechen entdeckt und bestraft, da noch jetzt zu Mailand die Inschriften und die Erinnerungszeichen an die abgerissenen

*) Pag. 107. 108.

Gebäude bestehen, wo die Ungeheuer sich versammelten." *) Wer, der sonst nichts anderes von diesem Schriftsteller wüßte, diese Aeußerung zum Maßstabe seiner Beurtheilung nähme, der würde weit irre gehen. Bei verschiedenen wichtigen Gesandtschaften und in verschiedenen Staatsämtern hatte er Gelegenheit gehabt, Menschen und Dinge kennen zu lernen: und legt in seiner Geschichte Beweise ab, daß ihm dies auf eine außerordentliche Weise gelungen ist. Aber die strafgerichtlichen Urtheile und das arme Volk, wenn es nur in geringer Anzahl ist, betrachtet man nicht als einen Gegenstand der Geschichte im eigentlichen Sinn; so daß es nicht zu verwundern ist, wenn Nani, da er gelegenheitlich auf diesen Vorfall zu sprechen kommt, es damit nicht so genau nahm. Wenn Jemand ihm eine andere Säule und eine andere Inschrift aus Mailand zum Beweis einer durch die Venetianer erlittenen Niederlage angeführt hätte, (eine Niederlage, die eben so wahr gewesen wäre, als das Verbrechen jener Ungeheuer), so hätte Nani nur darüber gelacht.

Mehr Verwunderung und Bedauern erregt der Umstand, daß man dieselbe Angabe und dieselben Schmähungen in einem Werke eines mit Recht noch viel berühmteren Mannes vorfindet. Muratori in seiner Abhandlung über das Grassiren der Pest sagt, nachdem er verschiedene ähnliche Geschichten angedeutet hat: „aber kein Fall ist berüchtigter, als der von Mailand, wo während der Pest im Jahr 1630 verschiedene Personen

*) Nani, historia veneta; parte I. lib. VIII. Venezia, Lovisa, 1720 pag. 473.

ergriffen wurden, die ein so ungeheures Verbrechen bekannten, und dafür grausam hingerichtet wurden. Es existirt noch jetzt (ich habe es selbst gesehen) das traurige Andenken in der Schandsäule, die da errichtet wurde, wo das Haus jener entmenschten Henker gestanden hatte, darum ist große Sorgfalt erforderlich, daß jene abscheulichen Vorgänge sich nicht mehr erneuern." Was das Bedauern nicht hebt, aber ändert, ist, daß man sieht, wie Muratori's Ueberzeugung nicht so entschieden war, als jene seine Worte. Denn, wenn er später (und man sieht, daß ihm dies wahrhaft am Herzen lag) auf die schauderhaften Uebel zu sprechen kommt, die daraus entstehen können, daß man solche grundlose Dinge sich einbilde und glaube, sagt er: „Man geht so weit, Leute einzukerkern und durch die Gewalt der Folter ihnen das Geständniß von Verbrechen abzuzwingen, die sie nie begangen haben, und sie dann unter den grausamsten Martern hinzurichten." Scheint es nicht, daß er auch auf unsere Unglücklichen anspielen wolle? Was dies noch glaublicher macht, ist, daß er sogleich an die in dem voranstehenden Werke schon angeführten Worte anknüpft, die wir, weil es nur wenige sind, hier nochmals niederschreiben: „Ich habe gescheidte Leute zu Mailand getroffen, die von ihren Voreltern gute Berichte hatten, und ganz und gar nicht überzeugt waren, daß die Thatsache mit jenen giftigen Salbungen wahr sei, die man angeblich in der Stadt ausgestreut habe, und die in der Pest vom Jahr 1631 so vielen Lärm machten." *) Man kann nicht umhin, zu vermuthen, Muratori halte

*) Lib. I, cap. X.

das, was er „abscheuliche Vorgänge" nennt, für närrische Mährchen, und (was noch wichtiger ist) jene, die er „entmenschte Henker" nennt, für unschuldig Hingemordete. Es wäre einer von jenen traurigen und nicht seltenen Fällen, wo Menschen, die eher zu allem andern, als zum Lügen geneigt sind, wenn sie irgend einem verderblichen Irrthume seine Kraft entziehen wollen, und die Sache zu verschlimmern fürchten, wenn sie ihn von vorne angreifen, es für gut gehalten haben, zuerst die Lüge zu sagen, um hinter drein die Wahrheit offenbaren zu können.

Nach Muratori finden wir einen als Geschichtschreiber noch berühmteren Schriftsteller, und (was bei einem derartigen Fall sein Urtheil noch beachtenswerther machen zu müssen scheint, als jedes andere) einen rechtskundigen Geschichtschreiber, oder, wie er sich selbst nennt, mehr Rechtsgehrten, als Politiker, *) Pietro Giannone. Wir werden jedoch dies Urtheil nicht anführen, weil wir es eben erst angeführt haben: es ist jenes, das der Leser kaum erst gehört, und das Giannone Wort für Wort abgeschrieben hat, indem er diesmal seinen Gewährsmann unten in der Note genannt hat. **)

Ich sage: diesmal; denn daß er ihn abschrieb, ohne ihn zu nennen, ist ein bemerkenswerther Umstand, wenn er, wie ich glaube, dies damals nicht war. ***) Die

---

*) Istoria civile, etc. introduzione.

**) Istoria civile, lib. XXXVI, cap. 2.

***) Febroni (Vitae Italorum, etc., Petrus Jannonius) nennt als die Schriftsteller, aus denen Giannone „ganze Stellen entnommen hat, ohne die Quellen zu nennen," den Costanzo,

Erzählung zum Beispiel von der Erhebung Kataloniens und von der Revolution in Portugal im Jahr 1640 in Giannone's Geschichte enthält sieben Octavseiten, die von jener des Nani abgeschrieben sind, mit nur sehr wenigen Auslassungen, Zusätzen oder Veränderungen, deren bedeutendster Theil darin bestand, daß er den Text, der im Originale ohne Unterbrechung fortlief, *) in Kapitel mit Kapitelüberschriften eintheilte. Aber wer hätte sich einfallen lassen, daß der Neapolitanische Advocat, welcher andere Aufstände, nicht den von Barcelona, noch den von Lissabon, sondern den Palermitanischen von 1647, und den gleichzeitigen Neapolitanischen erzählen sollte, der durch die Merkwürdigkeit der Begebenheiten, und durch Masaniello noch berühmter ist, nichts besseres und nichts weiteres zu thun wußte, als, nicht etwa den Stoff, sondern die ganze Erzählung fix und fertig, aus dem Werke des Ritters und Procurators von St. Marcus zu entnehmen? Wer hätte es glauben können, besonders wenn er zuvor die Worte gelesen hätte, womit Giannone jene Erzählung einleitet? es sind folgende: „die unglücklichen Ereignisse dieser

---

Summonte, Parrino, und häuptsächlich den Bufflerio. Aber es scheint kaum möglich, daß er aus letzterm (von dem wir nicht haben herausbringen können, wer es sei) mehr genommen habe, als aus dem Costanzo, von dem er, wenn dem Anfange das Ende und die Mitte entspricht, die halbe Geschichte in die Seinige eingefügt hat, und mehr als von dem Parrino, über den wir sogleich etwas sagen werden.

*) Giannone Ist. civ. lib. XXXVI, cap. V, und der erste Absatz des VI. — Nani, hist. Ven., parte I; lib. XI, pag. 651—661 der citirten Ausgabe.

Revolutionen sind von mehreren Schriftstellern beschrieben worden: einige wollten sie für wunderbar und gegen den Lauf der Natur erfolgt ausgeben: andere, die die Leser mit allzu winzigen Kleinigkeiten zerstreuten, ließen die wahren Ursachen, die Absichten, den Fortgang und das Ende nicht richtig auffassen: wir werden sie daher, an der Hand der gediegensten und klügsten Schriftsteller, in ihre richtige und natürliche Stellung zurückführen." Und doch kann jeder sehen, der den Vergleich vornimmt, wie, gleich nach jenen Worten, Giannone sich jener des Nani *) bemächtigt, indem er ihnen von Zeit zu Zeit, besonders im Anfange einige der seinigen beimischt, da und dort eine Aenderung anbringt, zuweilen nothgedrungen und in derselben Weise, wie einer, der gebrauchte Leibwäsche kauft, das Zeichen des frühern Eigenthümers herausschneidet und das seinige dafür hinsetzt. Wo daher der Venetianer sagt: „in jenem Königreich," setzt der Neapolitaner dafür: „in diesem Königreich;" wo der Zeitgenosse sagt, „daß die Partheien dort beinahe noch ganz vorhanden seien," sagt der Nachkömmling, „es seien noch die Ueberreste der alten Partheien vorhanden gewesen." Es ist wahr, daß außer diesen kleineren Beisätzen und Aenderungen in jenem langen Abschnitte sich, wie eingeflickte Stücke, einige weitläufigere Stellen befinden, die nicht von Nani sind. Aber, was kaum glaublich ist, sie sind beinahe alle Wort für Wort aus einem andern entlehnt: sie sind Eigenthum des

*) Giannone lib. XXXVII. cap. II, III u. IV. — Nani part. II, lib. IV, pag. 146—157.

Domeniko Parrino *) eines (im Gegensatze zu vielen andern) unbekannten Schriftstellers, der aber viel gelesen wird, mehr vielleicht als er selbst hoffte, weil in Italien und auswärts „die politische Geschichte des Königreichs Neapel," die den Namen Pietro Giannone's trägt, eben so gelesen als belobt wird. Denn ohne sich von jenen beiden Geschichtsperioden zu entfernen, die hier erwähnt sind, schreibt Giannone nach der Kata-

---

*) Teutro eroceo e politico dé Governi dé viceré del regno di Napoli etc. Napoli 1692 tom. 20; Duca d'Arcos. Der Text des Nani läuft, mit sehr wenigen und unbedeutenden Aenderungen, wie wir gesagt haben, durch sieben Kapitel des Giannone hin, deren letztes mit den Worten endet: „Um allen Bedürfnissen abzuhelfen und die Stadt zu vertheidigen, waren große Vorräthe erforderlich." Und nun tritt Parrino mit den Worten ein: der Vicekönig, Herzog von Arcos, der sich in großer Geldverlegenheit befand," und sofort paucis mutandis wie gewöhnlich durch zwei Kapitel und ungefähr die Hälfte des folgenden. Dann kommt Nani wieder und geht ein gutes Stück erst allein fort, dann abwechselnd, und so zu sagen, gewürfelt mit Parrino. Und dies geht bis in die Perioden, die mit Stücken beider, wohl oder übel zusammengesetzt sind. Hier folgt ein Beispiel: „So erlosch in einem Augenblick jener Brand, der dem Königreiche den Untergang drohte; und was noch mehr Verwunderung erregte, das war die plötzliche Umwandlung der Gemüther, die von Mord, Groll und Haß plötzlich zu Freudenthränen und zärtlichen Umarmungen, ohne Unterschied von Freund und Feind übergingen (Parrino tom II, pag. 425) mit Ausnahme einiger weniger, die von ihrem bösen Gewissen gejagt, die Flucht ergriffen, alle andern, ihren Gewerben zurückgegeben, und die vergangenen Wirren verwünschend, begrüßten die nunmehrige Ruhe mit Jubel." (Nani parte II, lib. IV, pag. 157 der citirten Ausgabe) Giannone lib. XXXVII, cap. IV, zweiter Absatz.

lonischen und Portugiesischen Erhebung von Nani den Fall des Günstlings Olivarez, von Parrino die Rückberufung des Herzogs von Medina, Vicekönigs von Neapel, die dessen Folge war, und die Ränke des Letztern ab, um seinen Posten so spät als möglich dem Nachfolger Enriquez de Cabrera abzutreten. Gleichfalls von Parrino schreibt er zum großen Theil die Regierungsperiode desselben ab; dann aber von beiden, stellenweise die Regierung des Herzogs von Arcos während der ganzen Zeit, die den Erhebungen Neapels und Palermo's voranging, und wie wir gesagt haben, den Fortgang und das Ende dieser Empörungen unter der Regierung Johanns von Austria, und des Grafen Ogatte. Dann stiehlt er aus Parrino allein, immer theils in langen Stücken, theils in kurzen aber häufigen Absätzen den Feldzug dieses Vicekönigs gegen Piombino, und Portolongone, hierauf den Versuch des Herzogs von Guise gegen Neapel; und die Pest vom Jahr 1636. Endlich aus Nani den Pyrenäenfrieden, und aus Parrino einen kleinen Anhang, in welchem die Wirkungen angedeutet sind, die derselbe auf das Königreich Neapel hervorbrachte. *)

Voltaire, wo er in „seinem" Zeitalter Ludwigs des XIV. von den Gerichtshöfen spricht, die dieser König nach dem Frieden von Nimwegen in Metz und Breisach

---

*) V. Giannone lib. XXXVI, cap. IV und letztes; das ganze XXXVII. Buch, das sieben Kapitel hat; und die Einleitung zum folgenden Buch. — Nani Theil I, Buch XII, pag. 738; Theil II, Buch III, IV; VIII. — Parrino, t. II, pag. 296 u. folgde. t. III, pag. 1 u. folgde.

hatte einsetzen lassen, um über seine eigenen Ansprüche auf das Gebiet benachbarter Staaten zu entscheiden, nennt Giannone in einer Note mit großem Lobe, wie zu erwarten war, aber um ihn zu bekriteln. Folgendes ist die Uebersetzung jener Note: „Giannone so berühmt durch seine so nützliche Geschichte Neapels, sagt, daß diese Gerichtshöfe zu Tournay eingesetzt worden seien. Er irrt sich häufig in Sachen, die nicht sein Land betreffen. Er sagt zum Beispiel, zu Nimwegen habe Ludwig XIV. mit Schweden Frieden geschlossen; und dieses war doch sein Bundesgenosse." *) Aber lassen wir das Lob und den Tadel bei Seite; in diesem Falle gebührt beides dem Giannone nicht, der, wie in so vielen andern Fällen, sich nicht einmal die Mühe nimmt, zu irren. Es ist wahr, man liest in dem Buche „jenes so berühmten" Mannes die Worte: „Hierauf erfolgte der Friede zwischen Frankreich, Schweden, dem deutschen Reich und dem Kaiser" (in denen indessen eher Zweideutigkeit als Irrthum zu liegen scheint); ferner folgende: „Die Franzosen eröffneten hierauf zwei Gerichtshöfe, den einen in Tournay, den andern in Metz; und indem sie sich eine in der Welt unerhörte Gerichtsbarkeit über die Fürsten, ihre Nachbarn, anmaßten, ließen sie sich unter dem Titel von Dependenzen nicht nur das ganze Land zusprechen, das an den Grenzen Flanderns und des deutschen Reichs ihre Ländergier erregt, sondern sie setzten sich auch gewaltthätiger Weise in deren Besitz, indem sie die Einwohner nöthigten, den allerchristlichsten

---

*) Siècle de Louis XIV.; chap. XVII. Paix de Biswik, not. c.

König als ihren Souverain anzuerkennen, Grenzen festsetzten und alle jenen Herrscherrechte ausübten, welche die Fürsten über ihre Unterthanen auszuüben pflegen." Aber dies sind die Worte jenes armen vergessenen Parrino *), und zwar nicht aus jenem Stücke seiner Geschichte herausgeschnitten, sondern sammt diesem gestohlen: denn oftmals reißt Giannone anstatt da eine Frucht, dort eine andere abzupflücken, geradezu den ganzen Baum heraus und verpflanzt ihn in seinen Garten. Man darf sagen, der ganze Bericht über den Frieden von Nimwegen ist aus Parrino genommen; wie zum großen Theil und mit vielen Auslassungen, aber wenigen Zusätzen, die Verwaltung des Vicekönigs von Neapel, Marchese de los Veles, in dessen Zeit der Abschluß jenes Friedens fällt, und mit welchem Parrino sein Werk, Giannone aber das vorletzte Buch des seinigen schließt. Und wahrscheinlich (ich wage es für gewiß zu behaupten), wer sich damit befassen wollte, durch die ganze vorausgehende Periode der spanischen Herrschaft zu Neapel, mit der Parrino beginnt, einen durchgängigen Vergleich anzustellen, der würde überall finden, was wir in verschiedenen Theilen gefunden haben, und, wenn ich mich nicht irre, ohne jemals den Namen jenes so sehr ausgeplünderten Schriftstellers angeführt zu finden.**)

So nimmt Giannone aus Sarpi, ohne ihn anzu-

---

*) Giannone Buch XXXIX, letzt. Kap., pag. 461 u. 463. Neapel, Nicolo Naso, 1723. — Parrino t. III. pag. 553 u. 567.

**) Er wurde in der Folge unterhalb der Seiten mancher nach dem Tode Giannone's veranstalteten Ausgabe oft angeführt, aber der Leser, der nichts davon weiß, muß sich denken, er sei als Zeuge für die Thatsache, nicht als Verfasser des Textes angeführt.

führen, viele Abschriften und den ganzen Zettel einer seiner Abschweifungen, worauf ich durch die Güte einer gelehrten Person aufmerksam gemacht wurde; und wer weiß, wie viele andere Plagiate man noch entdecken könnte, wenn man nachforschen wollte. Aber die Probe, die wir gesehen haben, wie man aus andern Schriftstellern nicht die Auswahl, die Gruppirung der Thatsachen, nicht die Urtheile, Bemerkungen, den Geist, sondern ganze Seiten, Kapitel, Bücher herausnimmt, ist bei einem berühmten und belobten Schriftsteller sicherlich, was man ein Phänomen nennt. Sei es nun Unfruchtbarkeit oder Geistesträgheit gewesen, sie war gewiß so selten, als der Muth dazu selten war. Einzig aber ist das Glück, bei alle dem noch (so lange es geht) ein großer Mann zu bleiben. Dieser Umstand, in Verbindung mit der Veranlassung, die der Gegenstand uns bot, möge bei dem gütigen Leser diese in einem accessorischen Theil einer kleinen Schrift in Wahrheit allzu lange Abschweifung entschuldigen.

Wer kennt nicht das Fragment des Parini auf die Schandsäule? Aber wer würde sich nicht wundern, wenn er sähe, daß dessen hier nicht Erwähnung geschehe?

Folgendes sind also die wenigen Verse jenes Fragments, in denen der berühmte Dichter sich zum Echo der Menge und der Säuleninschrift macht:

Da, zwischen armen Hütten und bedeckt mit wenigen Trümmern
Eröffnet sich vor mir ein düstrer Platz,
Wo unter Unkraut, Stein' und Unrath
Ganz einsam eine Säule sich erhebt.
Dahin setzt nie ein Mensch den Fuß, denn
Der gute Genius der Lombardenstadt
Hält alle mit dem Warnungsrufe ab;

Bleibt fern von hier, ihr guten Bürger,
Damit der schmachbedeckte Grund euch nicht beflecke. *)

War dieses wirklich Parini's Meinung? Man weiß es nicht; und daß er es gleichwohl so bestimmt, sogar in Versen ausdrückt, würde kein Beweis sein; weil es damals angenommener Grundsatz war, daß die Dichter das Vorrecht hätten, alle Meinungen, wahre und falsche, zu benützen, die geeignet seien, einen schrecklichen oder lieblichen Eindruck zu machen. Das Vorrecht! die Menschen im Irrthum erhalten und darin bestärken, ein Vorrecht! Aber darauf könnte man antworten, daß eine Unzukömmlichkeit daraus nicht entstehen könne, weil Niemand glaube, daß die Dichter die Wahrheit sagen. Dagegen ist nichts zu erinnern: Nur muß es auffallender scheinen, daß die Dichter mit dieser Erlaubniß und dem Beweggrunde dazu zufrieden sein können.

Endlich kam Pietro Verri, der erste nach einhundert sieben und vierzig Jahren, der einsah und es auch sagte, wer die wahren Henker gewesen seien, der erste, welcher für die so grausam hingeschlachteten und so unvernünftig verabscheuten Unschuldigen ein Mitleid in Anspruch nahm, das ihnen um so mehr gebührte, je später es kam. Aber wie? seine im Jahr 1777 geschriebenen „Bemerkungen" wurden erst im Jahr 1804 in der Sammlung der „klassischen italienischen Schriften über Staatswissenschaft" mit seinen übrigen gedruckten und ungedruckten Werken bekannt gemacht. Der Herausgeber gibt in den den vorgenannten Werken vorausgeschickten „Notizen" Rechenschaft über diese Verspätung.

*) Procul. hinc. procell. ergo. boni. cives. ne. vos. infelix. infame. Solum commaculet.

„Man glaubte," sagte er, „daß das Ansehen des Senats durch die frühere Schmach könnte befleckt werden." Die gewöhnliche Wirkung des Körperschaftsgeistes in jener Zeit, vermöge dessen jedweder, ehe er gestehen mochte, daß seine Vorgänger gefehlt hätten, die Mißgriffe, die er nicht gemacht hatte, zu den seinigen machte. Heutzutag würde ein solcher Geist nicht Gelegenheit haben, so weit auf die Vergangenheit zurückzugehen; denn beinahe auf dem ganzen Continent von Europa sind die Körperschaften von neuem Datum, wenige, vor allen aber eine ausgenommen, welche, da sie nicht von den Menschen errichtet worden ist, weder abgeschafft, noch durch eine andere ersetzt werden kann. Außerdem wird jener Geist mehr als je vom Geiste der Individualität bekämpft und geschwächt: das Ich glaubt zu reich zu sein, um beim Wir betteln zu gehen. Und hier ist das Ich ein Heilmittel; Gott bewahre uns zu sagen, es sei's in Allem.

In keinem Falle war Pietro Verri der Mann, einer derartigen Rücksicht die Kundmachung einer Wahrheit zu opfern, die durch den Credit, in dem der Irrthum stand, und noch mehr durch den Zweck, dem er sie dienstbar machen wollte, wichtig gemacht worden war; aber es war ein Umstand vorhanden, durch den die Rücksicht gerecht wurde. Der Vater des berühmten Schriftstellers war Präsident des Senats. So ist es oft gekommen, daß die guten Gründe den schlechten zu Hilfe gekommen sind, und daß durch die Gewalt der einen und der andern eine Wahrheit, nachdem sich ihre Geburt eine gute Weile verzögert hatte, noch eine weitere gute Weile hat verborgen bleiben müssen.

Ende.

Manzoni, Alessandro,

Die Verlobten eine Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert

Bd.: 2

Schaffhausen 1859